This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

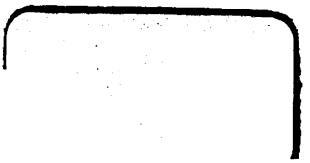
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

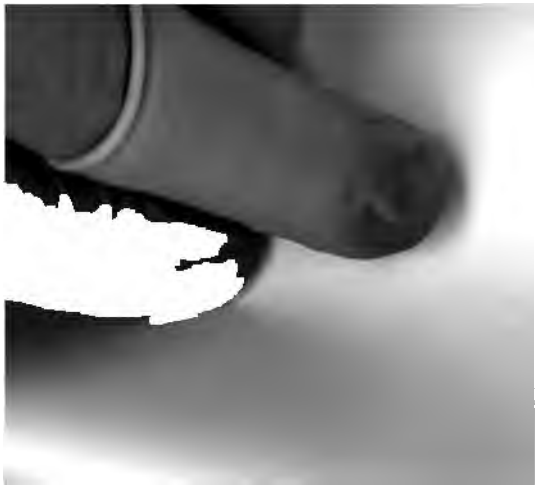
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E90538





Demokratische

Studien.

1861.

Unter Mitwirkung

von

L. Bamberger, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp,
F. Lassalle, H. B. Oppenheim, Arnold Ruge, W. Rüstow,
Ludwig Simon aus Trier u. A.

herausgegeben

von

Ludwig Walesrode.

Hamburg
Otto Meißner.
1861.

Demokratische Studien.

1861.

Unter Mitwirkung

von

L. Bamberger, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp,
F. Lassalle, H. B. Oppenheim, Arnold Ruge, W. Rüstow,
Ludwig Simon aus Trier u. A.

herausgegeben

von

Ludwig Walesrode.

Hamburg
Otto Meißner.
1861.

D355
W3

Inhalt.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	VII
Der preußiſche Conſtitutionalismus. Von Ludwig Simon .	1
Ueber die Kunſt, mit einer Verfaſſung zu regieren. Ein Vademecum für conſtitutionelle Miniſter und Solche, die es werden wollen. Von H. B. Oppenheim	35
Der aſiatiſche Geiſt in ſeiner Herrſchaft über Europa. Von Arnold Ruge	79
Die Brigade Milano. Von W. Rüſtow	93
Bruchſtücke revolutionärer Erinnerungen. Von Moritz Hartmann	137
Die Franzöſelei am Rhein, wie ſie kam, und wie ſie ging (1790 bis heute). Von Ludwig Bamberger	217
Die Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten. Von Friedrich Kapp	285
Die beiden Welfen Ernſt Auguſt und Georg V. und das Land Hannover. Von *****	313
Zur Geſchichte eines kleinen Staates	425
Gotthold Ephraim Leſſing. Von F. Laſſalle.	475
Vom enthüllten Polizeiſtaate und was daran hängt. Zwei offene Briefe an den Herrn Miniſter des Innern, Grafen Schwerin Excellenz ꝛc. Von einem Oſtpreußen an der Elbe	507

Vorwort.

Der Herausgeber kann sich darauf beschränken, diese neue Folge der „demokratischen Studien“ mit wenigen aphoristischen Bemerkungen einzuleiten.

Der erste Band, aus dem Einverständnisse einander gesinnungsbefreundeter Autoren hervorgegangen, war eigentlich nur ein Experiment, ein Weckruf an die durch den Rückschlag des Jahres 1848 aus dem lebendigen Parteizusammenhang gerissenen Parteigenossen, wiederum an der gemeinsamen Arbeit des demokratischen Gedankens, gleichviel ob producirend ob empfangend, Theil zu nehmen und in solcher Theilnahme ihre Zusammengehörigkeit zu bekunden.

Der Weckruf ist gehört worden.

Das Erscheinen des gegenwärtigen Bandes ist kein Experiment mehr — es ist eine Nothwendigkeit.

Die Kritik forderte und erwartete eine Fortsetzung des begonnenen Unternehmens; mehr aber noch machte es die Aufnahme, welche der erste Band in der Partei gefunden — wenn anders das rasche Vergriffensein eines in star-

ker Auflage erschienenen und, seines bogenreichen Volumens wegen, mit hohem Ladenpreise notirten Buches kein falsches Kriterium für die Sympathie des Publicums ist — zur Pflicht, aus der Schöpfung eines glücklichen Einfalls ein Organ zu gestalten, das der Demokratie angehört und bleibt.

Brauche ich hinzuzufügen, mit welcher freudigen Bereitwilligkeit die Mitarbeiter und Mitbegründer der „demokratischen Studien" diese sie ehrende Pflicht einer weiteren gemeinsamen Wirksamkeit auf sich genommen? — Sie sind Alle, ohne Ausnahme, auch diejenigen, von denen der vorliegende Band keinen Beitrag enthält, dem Unternehmen treu geblieben, während neu hinzugetretene publicistische Kräfte die Liste der Mitarbeiter um Namen vermehrt haben, die sicher von unsern Lesern mit einem herzlichen „Willkommen!" begrüßt werden dürften.

Vielleicht werden aber auch unsere politischen Gegner es nicht verschmähen, auf diesem Sammelplatze demokratischer Kräfte und Sympathieen sich über Geist und Streben der Demokratie zu unterrichten. Denn unser Buch wird auch aus dem geheimsten demokratischen Gedanken kein Hehl machen. Es sei denn, daß unsere Gegner es vorziehen eine Demokratie ihrer Fiction zu bekämpfen, statt einer Demokratie, wie sie in Wahrheit ist. Wenigstens scheinen die officiellen Gegner der Demokratie, welche dieselbe durch physische Gewaltmittel zur Verheimlichung ihrer Grund- und Glaubenssätze zwingen oder zu zwingen versuchen, einen solchen Kampf für bequemer zu halten.

Einige Kritiker haben in dem vorjährigen Bande ein demokratisches Programm vermißt. Sie werden es auch in dem diesjährigen vergebens suchen. Für unser vorgesetztes Wirken ist jenes Princip, von dem die Demokratie unwandelbar ausgeht, und auf das sie unwandelbar zurückkommt: „Alles für das Volk und Alles durch das Volk," Programm genug. — Innerhalb dieses Princips bewegt sich die demokratische Ueberzeugung, keiner aufgenöthigten theoretischen Schablone, keiner erstarrten Doctrin sich unterwerfend, in voller subjectiver Freiheit, darum auch um so kräftiger dem Prinzipe dienend, welchem alle diese vielgestalteten Thätigkeiten als dem Endziele zustreben, in dem sie sich einig wiederfinden.

Ein Andres ist es, wenn die demokratische Partei in geordneter Masse auf dem politischen Schauplatze erscheint, um in voller Parteidisciplin ihre Betheiligung an einem concreten Acte des Staatslebens zu einer durchgreifenden, wo möglich siegreichen, zu gestalten. Dann ist ihr ein strictes politisches Programm nicht zu erlassen, und dann wird sie sich's nicht erlassen.

Aus demselben Gesichtspunkte dürfte auch der Vorwurf der redactionellen Planlosigkeit in der Aufnahme der in Form wie Inhalt heterogensten Artikel, den dieser oder jener Kritiker unserm Buche oder mir dem Herausgeber zu machen versucht wäre, abzuweisen sein. Denn so mannigfaltig das Mitgetheilte, so giebt doch jede Seite, jede Zeile dieses Buches Zeugniß, daß das Prinzip der Demokratie Allem und Jedem als Richtmaaß gedient habe. Und das ist

Es wäre mir aber wünschenswerth, wenn kritische Besprechungen des vorliegenden neuen Bandes auch diesen Umstand in Erwägung ziehen und mich eines Bessern belehren möchten, da es mir nicht daran liegt, Recht zu behalten, sondern im Interesse meiner Mitarbeiter und des Publicums das Richtige zu thun.

Hamburg im Juni 1861.

Ludwig Walesrode.

Der

preußiſche Conſtitutionalismus.

Von

Ludwig Simon.

I.

Die kluge Lehre von der Theilung der Gewalten ist eitel *Theorie*. In der *Wirklichkeit* stellt sich die Sache so: Entweder sitzt die letzte entscheidende Kraft in der *Krone*, oder sie sitzt im *Volke* und dessen Vertretung. Alles, was dazwischen fällt, ist bloßer *Uebergangszustand*, der mit Naturnothwendigkeit zu einem oder dem andern dieser Endpunkte hinführt.

In England, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen sitzt die letzte entscheidende Kraft im *Volke* und dessen Vertretung. Durch nachdrückliche, oft blutige Volksanstrengungen wurde dies Ergebniß gewonnen und in weisen Einrichtungen befestigt. Die Volksvertretung besitzt nicht nur die *theoretische* Macht des Wortes, sondern sie beherrscht auch den *praktischen Nerv* der Dinge, *Geld und Waffen*, welche gegen ihren Willen nicht in Thätigkeit gesetzt werden können. Nicht nur *neue Auflagen*, sondern auch die *bisherigen gewöhnlichen Steuern* können ohne vorherige Bewilligung nicht erhoben werden, und kein Ministerium vermag sich gegen ein Mißtrauensvotum der Volksvertretung zu halten, es sei denn, daß das Volk selbst mittelst neuer Wahlen sich gegen seine früheren Vertreter auf Seiten des Ministeriums stelle. Derselben Autorität unterliegen mittelbar auch alle Beamten des Civil- und Militairstandes. Wenn ein Volk einmal seine Kraft und Reife durch Thaten nachdrücklich erhärtet

hat, und zwar nur um dieſen Preis, verwandeln ſich die Beamten von ſelbſt aus übermüthigen Vormündern in pflichtſchuldige Beauftragte. Der Fürſt ſelbſt iſt alsdann nicht Mehr und nicht Weniger als der erbliche Vertreter der Kraft und Würde der Nation und der Vollſtrecker ihres Willens. Seine hohe Stellung ſichert ihm ohne Zweifel, ſelbſt bei nur gewöhnlicher Begabung, einen erheblichen Einfluß auf den Lauf der Dinge. Aber die Mittel zur Durchführung ſeines Eigenwillens gegen den Willen der Nation ſind ihm abgeſchnitten. Selbſt das abſolute Veto mitſammt dem Rechte der Kammerauflöſung, wenn ihm die Waffe der Steuerverweigerung wiederholt und ausdauernd entgegengeſetzt wird, iſt doch nur einem in einer Feſtung ohne Proviant belagerten Gegner vergleichbar. Der Staatsſtreich aber kommt von ſelbſt aus der Mode, wenn derſelbe vorausſichtlich zum Verluſt der Krone oder gar auf den Richtplatz führt. Das iſt der Inhalt des Conſtitutionalismus bei mündigen Völkern.

In Deutſchland, insbeſondere in Preußen, iſt das Verhältniß ein ganz anderes. Da ſitzt die letzte entſcheidende Kraft unzweifelhaft in der Krone. Zwar enthält die preußiſche Verfaſſungs-Urkunde verſchiedene, theoretiſch verbürgte Rechte. Aber um dieſelben in einem etwaigen Conflicte mit der Krone aufrecht zu erhalten und durchzuſetzen, dazu fehlen rechtlich wie thatſächlich die Mittel. Zunächſt beſitzt das Haus der Abgeordneten nicht das Recht der Steuerverweigerung, wenigſtens nicht hinſichtlich der bereits beſtehenden Steuern, welche vielmehr auch ohne vorherige Bewilligung laut der Verfaſſung ſtets fort-erhoben werden können*). Das Gegentheil, meinen ängſt-

*) Art. 109 der Verf.: „Die beſtehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben und alle Beſtimmungen der beſtehenden Geſetzbücher, einzelnen Geſetze und Verordnungen, welche der gegenwärtigen Verfaſſung

liche Gemüther, wäre ja die helle Anarchie. Als ob diejenigen, welche ein arbeitendes Volk nach allen Richtungen des Lebens hin vertreten, nicht ein höheres Intereſſe daran hätten, daß keine Anarchie eintrete, denn ein einzelner wohlverproviantirter Fürſt! Als ob man es ihnen nicht ruhig überlaſſen könnte, zu beurtheilen, wo und wann dieſes Mittel in Anwendung zu bringen ſei, was erfahrungsmäßig immer nur in dem äußerſten Falle geſchieht, wenn die weit gefährlichere Anarchie der abſoluten Willkür von Oben einzubrechen droht! Doch bleiben wir bei unſerem Thema. Der Regierung ſind alſo die bereits beſtehenden Steuern unter allen Umſtänden geſichert. Aber auch zur Beſchaffung außerordentlicher Mittel iſt ſie durch den bekannten Octroyirungs-Artikel in Stand geſetzt, nach welchem ſie in dringenden Fällen einſeitig von ſich aus Verordnungen mit Geſetzeskraft erlaſſen kann*). Auf dieſe Weiſe können vollendete Thatſachen in's Leben geſetzt werden, gegen welche nachhinkende Beredtſamkeit Nichts mehr vermag. Es iſt alſo dem Abſolutismus ſelbſt innerhalb der Gränzen der Verfaſſung möglichſt bequem gemacht. Sollte

---

nicht zuwiderlaufen, bleiben in Kraft, bis ſie durch ein Geſetz abgeändert werden."

*) Art. 63 der Verf.: „Nur in dem Falle, wenn die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beſeitigung eines ungewöhnlichen Nothſtandes es dringend erfordert, können, inſofern die Kammern nicht verſammelt ſind, unter Verantwortlichkeit des geſammten Staatsminiſteriums, Verordnungen, die der Verfaſſung nicht zuwiderlaufen, mit Geſetzeskraft erlaſſen werden. Dieſelben ſind aber den Kammern bei ihrem nächſten Zuſammentritte zur Genehmigung vorzulegen." — Nach Art. 76 werden die Kammern regelmäßig im November jeden Jahres und außerdem, ſo oft es die Umſtände erheiſchen, zuſammenberufen. Es kann alſo ein volles Jahr verfließen, bevor die ſtattgehabten Octroyirungen zur Vorlage an die Volksvertretung gelangen.

er aber trotzdem einmal das Bedürfniß empfinden, dieſe Gränzen zu verlaſſen, und über die Verfaſſung ſelbſt geſpornten Stiefels hinwegzuſchreiten, ſo ſind auch dazu die erforderlichen Mittel zur Hand. Mit Hülfe der Reviſionskammer des Jahres 1849, der Erſtgeburt des Dreiklaſſenwahlgeſetzes, wurde die in den früheren Verfaſſungsentwürfen angeordnete Vereidigung des Heeres auf die Verfaſſung beſeitigt*). Man ſagt, es könne dem einzelnen Offiziere und Soldaten unmöglich geſtattet werden, bei jedem ihm ertheilten Befehle ſelbſt zu unterſuchen, ob derſelbe auch verfaſſungsgemäß ſei. Als ob dieſe Frage von irgend welcher praktiſchen Bedeutung wäre, außer in großen Kataſtrophen, wo die Volksvertretung ſelbſt mit einem klaren Ausſpruche vorangeht, deſſen unbeachtetes Ueberhören jedesmal nothwendig den Verfaſſungsumſturz zur Folge hat. Freilich wird die bloße Form des Eides wenig nützen, wenn nicht zugleich der Inhalt des bürgerlichen Verfaſſungslebens bis in die Armee hineingedrungen iſt. Und umgekehrt wird die Armee auch ohne förmliche Vereidigung kein blindes Werkzeug des Abſolutismus ſein, wenn der Geiſt der bürgerlichen Geſellſchaft in ihr lebt. Es gibt nun wohl keinen monarchiſchen Staat, in welchem die Armee weniger ſpezifiſch ſoldatiſchen Geiſtes wäre und der bürgerlichen Geſellſchaft verwandter bliebe, als in Preußen. Der Bürger und Bauer, welcher in die Armee tritt, ergreift ja damit nicht einen neuen Stand, er genügt nur ſeiner Dienſtpflicht, um nach 2 bis 3 Jahren wieder an ſein Gewerbe oder ſeinen Pflug zurückzukehren. Hieran vermag weder die Ausdehnung der Aushebung auf den Zuwachs der geſtiegenen Bevölkerung, noch ſelbſt die

*) Art. 108 der Verf.: „Eine Vereidigung des Heeres auf die Verfaſſung findet nicht Statt.“

Verlängerung der Reservepflicht Etwas zu ändern. Die Mehrausgehobenen sind eben immer die Söhne des Volkes, und der einberufene Reservist bringt im 7. oder 8. Jahre ebensowohl, ja noch mehr den Geist der bürgerlichen Gesellschaft, in der er gelebt hat, mit in die Armee, wie im 4. oder 5. Gefährlich für die bürgerliche Freiheit dagegen ist das Zurückdrängen des reiferen Alters und das vorzugsweise Heranziehen der unüberlegten Jugend, welche erfahrungsmäßig leicht am Befehlen und Herrenspielen Gefallen findet, und wäre es auch auf Kosten der eignen Aeltern und Verwandten. Am allergefährlichsten aber ist der exclusive Geist der Offiziercorps, unter deren Leitung und Befehl die junge Mannschaft gestellt wird, und in dieser Hinsicht ist in Preußen reichlich dafür vorgesorgt, daß der volksthümliche Charakter der Armee in den der Krone zusagenden Schranken gehalten werde. In Preußen sucht schon ohnehin der Adel in größerer Anzahl den Kriegsdienst als der Bürgerstand, worüber sich natürlich Niemand zu beklagen hat, da dies von dem freien Willen jedes Einzelnen abhängt. Darüber aber darf man billig Klage führen, daß trotz des Artikels 4 der Verfassung der Adel bei dem Avancement entschieden bevorzugt erscheint*). Schon bei der Beförderung von Cadetten zu Fähnrichen und der Letzteren zu Seconde-Lieutenants ist eine Bevorzugung des Adels ersichtlich. Ganz abnorm wird aber dies Verhältniß beim Aufsteigen vom Seconde-Lieutenant durch die verschiedenen Rangstufen hindurch bis zur Generalswürde. Eine genaue Zusammenstellung nach der Rang- und Quartierliste von 1853 und nach dem bei der Mobilmachung

*) Art. 4 der Verf.: „Standesvorrechte finden nicht Statt. Die öffentlichen Aemter sind unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen für alle dazu Befähigten gleich zugänglich."

von 1859 stattgefundenen Offizier-Avancement liefert folgendes Ergebniß:

1853	Seconde-Lieutenants	61%	Adeliche
	Stabsoffiziere	71%	„
	Generale	90%	„
1859	Seconde-Lieutenants	65%	„
	Stabsoffiziere	78%	„
	Generale	91%	„

Das ursprüngliche Procentverhältniß von Bürgerlichen und Adelichen in den niederen Chargen setzt sich also im Aufsteigen zu den höheren Chargen nicht fort, sondern schlägt in ein offenbares Zurücksetzen der Bürgerlichen gegen die Adelichen um. Nun könnte man glauben, die Adelichen bewiesen etwa mehr Befähigung zum Kriegsdienste. Dagegen aber spricht das ausnahmsweise Vorwiegen des bürgerlichen Elementes im Artillerie- und Ingenieur-Corps, d. i. grade in denjenigen Waffen, bei welchen am meisten auf Befähigung ankommt. Der Adel bekleidete in diesen Corps überhaupt nur 24% der Offiziersstellen nach der Rang- und Quartierliste von 1853 und 30% zufolge des Avancements von 1859. Und doch zeigt sich auch hier wieder ein unverhältnißmäßiges Wachsen der Adelsprocente in den höheren Chargen.

1853 finden wir unter den Secondelieutenants nur 26% Adeliche, dagegen unter den Obersten 35%; — 1859 nur 27% unter den Secondelieutenants, dagegen 60% unter den Obersten. Also selbst in diesen Waffen wieder eine entschiedene Bevorzugung des Adels beim Avancement, und zwar in gesteigertem Maßstabe seit der neuen Aera. Im Civilstaatsdienste begegnen wir derselben Erscheinung. Die Regierungsräthe und Abtheilungsdirectoren bilden bekanntlich die Unterstufe zu den Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten. Nun zeigt uns das Jahr 1858 z. B.:

bei 23 % adelicher Regierungsräthe und 34 % adelicher Abtheilungsdirectoren — 78, sage achtundsiebenzig Procent adelicher Regierungs- und Oberpräsidenten, also eine Bevorzugung des Adels um ohngefähr 50 Procente. — Auch in dem durch seine directe Berührung mit den Localverhältnissen, besonders auf dem platten Lande so wichtigen Amte der Landräthe wiegt der Adel entschieden vor. Im Jahre 1858 hatte derselbe nicht weniger als 64 % sämmtlicher Landrathstellen inne. Diesemnach ist es wohl erlaubt, die preußische Verfassung einem Schifflein zu vergleichen, welches von den Wogen des Feudalismus bei heitrem Himmel getragen wird, aber beim ersten Sturme spurlos verschlungen und in der Tiefe begraben werden kann.

II.

Allerdings hat der König die Verfassung beschworen, und es mag, trotz der bittern Erfahrungen des preußischen und deutschen Volkes seit 1813 bis auf den heutigen Tag, gerne zugegeben werden, daß die Persönlichkeit des gegenwärtigen preußischen Monarchen keinen Grund zu der Annahme darbietet, sein Wort sei ihm nicht ebenso heilig, wie jedem anderen Ehrenmanne. Aber einmal darf die Garantie einer Verfassung nicht lediglich in der Person des Monarchen ruhen, welcher ja nicht unsterblich ist und minder würdige Nachfolger haben kann; vielmehr verdient nur diejenige Verfassung eine solide genannt zu werden, welche auf der ganzen Breite des thatsächlichen Staatsorganismus ruht. Sodann vergißt man zu leicht, daß die großen Conflicte sich zumeist aus entgegengesetzten Auffassungen übrigens unbestrittener Bestimmungen herleiten, wobei die Krone durch die Wärme des dynastischen Interesses sich leicht in ein Rechtsgefühl hineinverirren

kann, welches mit dem objectiven Gesetzesinhalte nicht im Einklange steht. In solchem Falle aber pflegt wenigstens für die Gegenwart diejenige Auslegung sich als die maßgebende zu erweisen, welcher die materielle Macht zur Seite steht.

Der selige Erzherzog Johann, unser ehemaliger Reichsverweser, dieser Urtypus fürstlicher Biederkeit, hatte auch das Gesetz über die provisorische Centralgewalt in der Paulskirche feierlich beschworen. Durch dieses Gesetz war die Errichtung des Verfassungswerkes von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausdrücklich ausgeschlossen und dem Parlamente allein vorbehalten worden. Die Centralgewalt hatte nur für dessen Ausführung zu sorgen. Als nun im wunderschönen Monat Mai 1849 eine Deputation der Nationalversammlung sich in die Eschenheimer Gasse begab, um den Herrn Reichsverweser um die Ernennung eines Ministeriums zu bitten, welches die reichsverfassungsgetreuen Länder gegen Zwang und Unterdrückung in Schutz nehme, da hätte derselbe wohl antworten können, daß er als Habsburger keinen Beruf dazu empfinde, einem Hohenzollern zur deutschen Kaiserkrone zu verhelfen; er hätte vielleicht auch sagen können, daß er die ihm zu Gebote stehenden Executionsmittel nicht für ausreichend erachte, um unseren Wünschen zu willfahren. Kurz! er hätte von seinem Posten einfach und schlicht zurücktreten können. Aber das sagte, das that er nicht; vielmehr erwiederte er dem seligen Raveaux, welcher sich, aus alter Gemüthlichkeit von der Einholungsdeputation her, mit dem offenen Gesetzestexte in der Hand, etwas nahe an ihn herangemacht hatte: „Das sind Principien, Sie handeln nach Ihren, ich nach meinen, und ich werde ein Ministerium bilden, welches nach meiner Ansicht den Bedürfnissen der Zeit gemäß handeln wird.“ Bald darauf bekamen wir denn auch das

Ministerium Grävell, welches auf Antrag des Abgeordneten Welcker sofort „für eine Beleidigung der National-Repräsentation“ erklärt wurde, jedoch, unbeirrt durch dieses theoretische Urtheil, leise den Faden zu spinnen begann, welcher hernach stark genug wurde, um die Leiche des Bundestages wieder aus der Gruft emporzuheben, in die er nach scheinbarer Selbstentleibung versenkt worden war. Der selige Raveaux, welcher von dem Herrn Erzherzoge immer so gut gedacht und gesprochen hatte, konnte sich vor Erstaunen kaum erholen und damit war die Tyroler Idylle zu Ende.

Auch ist es ja noch gar nicht lange her, daß in Preußen selbst die Erfahrung gemacht wurde, bis zu welcher Bedeutungslosigkeit eine Verfassung herabsinken kann, welche in den Schooß ihr feindlicher Gewalten gebettet ist. Die heutige preußische Verfassung war so gut von dem verstorbenen Könige beschworen, als sie es heute ist. Und doch weiß Jedermann, daß dieselbe unter dem Ministerium Manteuffel durch verschrobene Auslegung und willkürliche Beamtenpraxis in ihren wesentlichsten Bestimmungen über die Freiheit der Presse, die Sicherheit der Person und die Gleichberechtigung der Religionsbekenntnisse jahrelang vollständig gelähmt war. Selbst die Kammer mußte diese Beeinträchtigung mit christlicher Demuth über sich ergehen lassen, wollte sie sich nicht der Gefahr aussetzen, „mobilisirt zu werden,“ wie die Junker sich damals in behaglicher Wachtstubenlaune auszudrücken pflegten.

Diese Beeinträchtigungen sind nun freilich seit der Regentschaft großentheils wieder beseitigt worden und zwar bei guter Zeit, aus innerem freien Antriebe, ohne ersichtlichen äußeren Zwang. Dies zeugt ohne Zweifel von wohlverstandenem Interesse und gesundem politischem Tact. Die Schlachten von Magenta und Solferino würden unter Manteuffel'schem Regimente gewiß ganz andere Geister in

kann, welches mit dem objectiven Gesetzesinhalte nicht im Einklange steht. In solchem Falle aber pflegt wenigstens für die Gegenwart diejenige Auslegung sich als die maßgebende zu erweisen, welcher die materielle Macht zur Seite steht.

Der selige Erzherzog Johann, unser ehemaliger Reichsverweser, dieser Urtypus fürstlicher Biederkeit, hatte auch das Gesetz über die provisorische Centralgewalt in der Paulskirche feierlich beschworen. Durch dieses Gesetz war die Errichtung des Verfassungswerkes von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausdrücklich ausgeschlossen und dem Parlamente allein vorbehalten worden. Die Centralgewalt hatte nur für dessen Ausführung zu sorgen. Als nun im wunderschönen Monat Mai 1849 eine Deputation der Nationalversammlung sich in die Eschenheimer Gasse begab, um den Herrn Reichsverweser um die Ernennung eines Ministeriums zu bitten, welches die reichsverfassungsgetreuen Länder gegen Zwang und Unterdrückung in Schutz nehme, da hätte derselbe wohl antworten können, daß er als Habsburger keinen Beruf dazu empfinde, einem Hohenzollern zur deutschen Kaiserkrone zu verhelfen; er hätte vielleicht auch sagen können, daß er die ihm zu Gebote stehenden Executionsmittel nicht für ausreichend erachte, um unseren Wünschen zu willfahren. Kurz! er hätte von seinem Posten einfach und schlicht zurücktreten können. Aber das sagte, das that er nicht; vielmehr erwiederte er dem seligen Raveaux, welcher sich, aus alter Gemüthlichkeit von der Einholungsdeputation her, mit dem offenen Gesetzestexte in der Hand, etwas nahe an ihn herangemacht hatte: „Das sind Principien, Sie handeln nach Ihren, ich nach meinen, und ich werde ein Ministerium bilden, welches nach meiner Ansicht den Bedürfnissen der Zeit gemäß handeln wird.“ Bald darauf bekamen wir denn auch das

Miniſterium Grävell, welches auf Antrag des Abgeordneten Welcker ſofort „für eine Beleidigung der National-Repräſentation“ erklärt wurde, jedoch, unbeirrt durch dieſes theoretiſche Urtheil, leiſe den Faden zu ſpinnen begann, welcher hernach ſtark genug wurde, um die Leiche des Bundestages wieder aus der Gruft emporzuheben, in die er nach ſcheinbarer Selbſtentleibung verſenkt worden war. Der ſelige Raveaux, welcher von dem Herrn Erzherzoge immer ſo gut gedacht und geſprochen hatte, konnte ſich vor Erſtaunen kaum erholen und damit war die Tyroler Idylle zu Ende.

Auch iſt es ja noch gar nicht lange her, daß in Preußen ſelbſt die Erfahrung gemacht wurde, bis zu welcher Bedeutungsloſigkeit eine Verfaſſung herabſinken kann, welche in den Schooß ihr feindlicher Gewalten gebettet iſt. Die heutige preußiſche Verfaſſung war ſo gut von dem verſtorbenen Könige beſchworen, als ſie es heute iſt. Und doch weiß Jedermann, daß dieſelbe unter dem Miniſterium Manteuffel durch verſchrobene Auslegung und willkürliche Beamtenpraxis in ihren weſentlichſten Beſtimmungen über die Freiheit der Preſſe, die Sicherheit der Perſon und die Gleichberechtigung der Religionsbekenntniſſe jahrelang vollſtändig gelähmt war. Selbſt die Kammer mußte dieſe Beeinträchtigung mit chriſtlicher Demuth über ſich ergehen laſſen, wollte ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen, „mobiliſirt zu werden,“ wie die Junker ſich damals in behaglicher Wachtſtubenlaune auszudrücken pflegten.

Dieſe Beeinträchtigungen ſind nun freilich ſeit der Regentſchaft großentheils wieder beſeitigt worden und zwar bei guter Zeit, aus innerem freien Antriebe, ohne erſichtlichen äußeren Zwang. Dies zeugt ohne Zweifel von wohlverſtandenem Intereſſe und geſundem politiſchem Tact. Die Schlachten von Magenta und Solferino würden unter Manteuffel'ſchem Regimente gewiß ganz andere Geiſter in

Preußen geweckt haben, als diejenigen, welche gegenwärtig daſelbſt rege ſind. Das Volk nahm die ihm gewährten Erleichterungen mit dankbarem Aufathmen, faſt wie ein Gnadengeſchenk entgegen. Ja es ſchien einen Augenblick, als ob nun weiter gar Nichts mehr zu wünſchen übrig bleibe. Jedenfalls erachtete man es für unangemeſſen, weitergehende Wünſche in Geſtalt von Forderungen zu äußern. Wenn ich einem Bettler einen Thaler ſchenke, ſo ſchickt ſich's allerdings nicht, daß er mir zwei fordere. In dieſer Lage befindet ſich aber das Volk gottlob! doch nicht. Schon vor nahezu einem halben Jahrhundert waren dem deutſchen und preußiſchen Volke Rechte und Freiheiten verſprochen worden, die es noch heute kaum beſitzt, obwohl es durch die unſäglichen Opfer, mittelſt deren es die Throne ſeiner Fürſten wieder aufrichtete, wahrlich ein heiliges Recht auf die verſprochenen Gegenleiſtungen erworben hatte. Als aber die Gefahr vorüber war, da hieß es, die Erfahrungen anderer Länder hätten bewieſen, wie gefährlich conſtitutionelle Verfaſſungen für das Volkswohl ſeien, desgleichen die Freiheit der Preſſe. Die gegebenen Verſprechungen blieben fort und fort unerfüllt, ja noch kurz vor der Märzrevolution erfolgte in Preußen auf erneute Mahnung die kategoriſche Antwort, es dürfe ſich niemals ein Stück Papier zwiſchen den Fürſten und den lieben Herrgott drängen! Darum handelte es ſich nun freilich nicht, nicht um einen geſchriebenen Pact zwiſchen dem Fürſten und dem lieben Herrgott. Ein ſolcher möchte der Unkörperlichkeit des einen Theiles willen etwas ſchwer zu vereinbaren ſein. Vielmehr handelte es ſich einfach um eine geſchriebene Verfaſſung zwiſchen Fürſt und Volk, wie alle civiliſirten Völker des Erdballs ſie gegenwärtig beſitzen. So kam das Jahr 1848 heran und fand ein enttäuſchtes, tief verſtimmtes

Volk. Der franzöſiſche Februarſturm weckte die deutſche Märzrevolution, über deren eigentliche Kraft die Meinungen noch heute ſo verſchieden ſind. Die Einen behaupten, es habe nur eines ſtrammeren Militaircommando's bedurft, um den ganzen „Krawall" gänzlich zu Boden zu ſchlagen. Andere ſind der Meinung, daß die rückſichtsloſe Anwendung der Gewalt mit dem gänzlichen Umſturze der Throne geendet haben würde. Es wäre unnütz, darüber heute noch zu ſtreiten. In dieſer Ungewißheit liegt das Geheimniß der heutigen Lage, der wahre Grund unſerer halben Zuſtände. Gewiß iſt nur, daß damals überall, auch in Preußen, die Krone es gerathen fand, nachzugeben. Gewiß iſt, daß ſchon die allererſten Zugeſtändniſſe Mehr enthielten, als wir heute beſitzen. Gewiß iſt, daß ſchon das am 6. April 1848 auf dem ordentlichen Wege der Geſetzgebung zu Stande gekommene Geſetz die Kautionsbeſtellung für die Herausgabe neuer Zeitungen, ebenſo den Ausnahme-Gerichtsſtand für Staatsverbrechen aufhob; dagegen vollſtändige Preßfreiheit, das Vereins- und Verſammlungsrecht, die Unabhängigkeit der ſtaatsbürgerlichen Rechte vom religiöſen Glaubensbekenntniſſe einführte; und endlich beſtimmte, „daß den künftigen Volksvertretern jedenfalls die Zuſtimmung zu allen Geſetzen, ſowie die Feſtſetzung des Staatshaushaltsetats und das Steuerbewilligungsrecht zuſtehen ſolle." Die Unterſcheidung und verſchiedenartige Behandlung von bereits beſtehenden Steuern und neuen Auflagen war damals noch nicht erfunden. Dieſes mit dem vereinigten Landtage ordnungsmäßig verabſchiedete Geſetz enthielt alſo ſchon mehr Rechte und Freiheiten als die ganze gegenwärtige preußiſche Verfaſſung, ſelbſt wenn ſie niemals eine Beeinträchtigung erlitten hätte. Sodann aber iſt weiter zu gedenken der Geſetze

über das allgemeine Wahlrecht für Berlin und Frankfurt, der aus ihnen rechtlich hervorgegangenen beiden Verſammlungen, des Berliner Verfaſſungsentwurfs und der rechtsgültig beſchloſſenen und verkündeten deutſchen Reichsverfaſſung, nebſt den Grundrechten des deutſchen Volkes. Alles dieſes und vieles Andere wurde von der Reaction jählings wieder verſchlungen; aber verdaut iſt es noch nicht; und wohl bekommen wird es ihr auch nicht. Wenn man alle dieſe Verluſte in ihrer ganzen Größe überblickt und überdenkt, ſo erſcheint die durch die neue Aera bewirkte Wiederherſtellung verſchwindend klein, und es kann darin für das Volk wahrhaftig kein Grund entdeckt werden, in Dankbarkeit und Verehrung bis zu dem Grade zu verſinken, um darüber das Gefühl eigenen Rechts und eigener Kraft gänzlich einzubüßen. Es iſt wahr, die Engländer haben für ihre Königin eine große Verehrung und die Belgier baten im Jahre 1848 ihren König zu bleiben, als er gehen wollte. Aber zu dieſer Art von Verehrung iſt es in Preußen entſchieden noch zu frühe. Die Engländer verehren ihre Königin, die Belgier ihren König, weil dieſelben dem Volkswillen ungehindert ſeinen Lauf laſſen; weil ſie ſich als deſſen bloße Vollſtrecker anſehen, ohne jemals, auf höhere Inſpirationen geſtützt, ihren Eigenwillen dem Volkswillen entgegenzuſetzen; kurz, weil ſie auf den Myſticismus von Gottes Gnaden gänzlich verzichtet haben. Da kann ſich das Volksherz weit aufthun und ſchrankenlos hingeben. Aber an dieſem Punkte halten wir in Preußen noch nicht. In Preußen ſitzt, wenigſtens äußerlich, die ganze Macht noch in der Krone, die von Gott ſtammt, und wenn dieſe Krone ja einmal die Verfaſſung und ihre eignen Pflichten anders auffaſſen ſollte, als Ihr, ſo ſeid Ihr wahrhaftig nicht ſicher, daß nicht eines ſchönen Morgens das grade Gegentheil Eures Willens geſchehe. Einer ſolchen Krone gilt es viel

mehr durch männliche Haltung Achtung, als durch Unterwürfigkeit Beifall abzugewinnen. Haben wir doch während der neuen Aera den alten Nerv des absoluten Königthums durch alle constitutionelle Umhüllung hindurch bereits zweimal deutlich verspürt, und zwar grade in zwei Haupt- und Lebensfragen, von welchen eine jede für sich allein von der höchsten und weitreichendsten Bedeutung ist.

III.

Einmal in der Frage der neuen Armee-Organisation. Als in der Session des Jahres 1860 diese Frage zur Vorlage kam, ward kaum eine Stimme gegen die Ausdehnung der bisherigen Aushebung auf den eingetretenen Zuwachs der Bevölkerung laut. Aber in Volksvertretung, Presse und Land äußerte sich alsbald die große Mehrheit entschieden gegen die dreijährige Dienstpflicht, deren Beibehaltung man für militairisch unnöthig und bei dem größeren Präsenzstande für finanziell verderblich erachtete; — sodann auch gegen die Einreihung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr unter die Befehle von Linienoffizieren, deren Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung und deren volksthümliche Entwicklung man bezweifeln zu dürfen glaubte. Unter diesen Umständen zog das Ministerium die neuen Armeevorlagen zurück, und verlangte den außerordentlichen Credit von 9 Millionen Thalern nicht etwa zu deren Durchführung, sondern lediglich zur Aufrechterhaltung der provisorischen Kriegsbereitschaft, welche durch die bedrohliche Lage des Vaterlandes geboten sei. Die Presse erhob ihre warnende Stimme und sprach die Befürchtung aus, daß die 9 Millionen, wenn sie einmal bewilligt seien, von dem Kriegsminister dennoch zur Ausführung der von ihm als trefflich, von dem Lande aber als verderblich erachteten neuen Organisation verwendet

werden möchten. Umſonſt! Die Kammer hatte nicht den Muth, der Regierung gegenüber einen ſichern Standpunkt einzunehmen, ſie berauſchte ſich an dem ihr durch Herrn v. Vincke kredenzten Becher des Vertrauens, und die 9 Millionen wurden bewilligt. Kaum waren aber die Herren Abgeordneten in die geliebte Heimath zurückgekehrt, als der Herr Kriegsminiſter mit Einführung der neuen Organiſation thatſächlich voranſchritt. Und ein Jahr darauf wird nun von Neuem beiläufig dieſelbe Summe verlangt, welche ſomit allmählig ins Ordinarium überzugehen droht. Der Herr Kriegsminiſter iſt nicht auf Roſen gebettet! Das iſt ſchon wahr; denn er ſoll den Lieblingswunſch des Hofes gegen die beſſere Ueberzeugung des Landes durchſetzen. Aber das Land iſt doch noch viel übler dran. Denn es ſoll mit ſeinem Schweiße den Boden düngen, aus dem die Ritterſporen emporſproſſen!

Die zweite Frage betrifft die Haltung Preußens gegenüber dem ſich einheitlich verjüngenden Italien. Da iſt ein Land, das ſchönſte von der Welt, die altehrwürdige Wiege von Kunſt und Wiſſenſchaft, welches ſeit Jahrhunderten unter dem dreifachen Fluche der Fremdherrſchaft, des Despotismus und der Zerſplitterung ſeufzt. Unſägliche Leiden, die es erduldet, haben ſeine Beharrlichkeit nicht gebrochen. Endlich gelingt's ihm, Dank der Hülfe eines mächtigen Nachbarn, Dank der Hingebung eines hochherzigen Königs, den alten Fluch nach und nach von ſich abzuſchütteln. Das iſt ein König! Sein Stammbaum reicht ſoweit hinauf, wie der irgend eines europäiſchen Fürſtenhauſes. Aber höher als Stammbaum und Pergament achtet er den lebendigen Drang der Nation, die fruchtbare Idee ſeiner Zeit. Und er ſchwingt ſich auf's Roß und reitet in die Schlacht und ſetzt Krone und Leben an die Wiedergeburt ſeines Vaterlandes. Und was nur Treffliches, Tüchtiges und Geſundes in der Nation lebt,

jauchzt ihm zu. Die Parteien vergessen ihren Hader und schaaren sich um einen König, in dessen Hand selbst ein Republikaner treuherzig einschlagen kann. Fallen aber müssen die übrigen Throne, welche sich bis zum letzten Augenblicke als Hindernisse der nationalen Einheit und Kraft, als Bollwerke volksfeindlicher Regierung und fremdherrlichen Einflusses bewährt haben. Was haben deren gekrönte Inhaber für sich anzurufen? — Das Verständniß der Bedürfnisse ihrer Zeit? — Die auf das Land ausgestreuten Wohlthaten? — Die Liebe ihrer Unterthanen? — Daß sich Gott erbarm'! Ueberall eine sie bis auf den letzten Augenblick anklagende Vergangenheit! Die eignen Unterthanen verlassen sie wie Gefangene den Kerkermeister, um sich an dem rings erwachten Frühling der nationalen Wiedergeburt zu erfrischen. Nichts spricht für sie als ihre Stammbäume, ihre Pergamente. Also das Trockenste, Leerste, Aermste gegen das Jugendfrischste, Fruchtbarste, Reichste! Wem kann da die Wahl schwer werden?

Doch wir sind Deutsche. Es handelt sich für uns nicht bloß um eine Frage des Geschmacks, es handelt sich auch um unsere eignen Interessen. Es ist wahr, Frankreich hat die ganze Entwicklung entfesselt, Frankreich, mit dem wir leider auch unfreundliche Berührungspunkte haben. Gewiß darf man nicht darauf rechnen, daß Italien jemals das französische Blut vergessen werde, welches auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino für seine Sache geflossen ist. Das wäre nicht nur schwarzer Undank, das wäre auch schlechte Politik. Aber Italien wird auch nicht vergessen, was die Hülfe des Freundes ihm gekostet hat, Savoyen und Nizza, Nizza, den Garten Europa's, das Vaterland seines Garibaldi! Es wird nicht vergessen, daß die ursprüngliche Absicht des Freundes auf eine bloße Conföderation gerichtet war, ähnlich der des deutschen Bundes, dessen Vorbild

für Andere wahrhaftig nicht verlockend iſt. Es wird nicht vergeſſen, daß der höhere Schwung der Nation zu kräftigerer Einheit nicht von dem Beifalle des Freundes begleitet war. Mit der Fauſt auf der Gurgel, wie in Gaeta und Rom, und wär' es auch eine Freundesfauſt, athmet ſich nicht leicht. Die franzöſiſche Politik in Italien zielte von jeher darauf ab, den fremden Einfluß durch den eignen zu verdrängen, keineswegs aber ein einheitliches, kräftiges und deshalb unabhängiges Italien herzuſtellen, welches ſich heute auf Frankreich gegen Deutſchland, morgen auf Deutſchland gegen Frankreich ſtützen könnte. Noch heute haben franzöſiſche Staatsmänner gegen eine ſolche Entwicklung ihre großen Bedenken. Wenn man trotzdem vor derſelben Schritt für Schritt zurückweicht, ſo kommt das daher, daß man ſich in den Tuilerien auf die lebendigen Zeichen der Zeit verſteht und nicht in Principien verrennt, um auch dann noch darauf zu beharren, wenn dieſelben bereits leblos geworden ſind. Durch ein gewaltthätiges Durchſetzen des eignen Standpunktes würde der franzöſiſche Herrſcher die allgemeinen Bedingungen ſeiner eignen Exiſtenz gefährden und eine Rückbildung befördern, welche in ihrem Verlaufe den glücklich errungenen Einfluß Frankreichs nicht nur in Italien, ſondern in ganz Europa wieder in Frage ſtellen könnte. So wählt man denn von zwei Uebeln lieber das kleinere. Dies kleinere Uebel iſt aber Deutſchlands Vortheil, ſobald nur einmal die Scheidewand gefallen iſt, welche Deutſche und Italiener jetzt noch feindlich getrennt hält: die öſterreichiſche Gewaltherrſchaft in Venedig. Iſt dieſes Hinderniß erſt beſeitigt, dann wird Italien gewiß den trefflichen Stützpunkt nicht verkennen, welchen ein befreundetes Deutſchland ihm darbietet, um ſich dem überwiegenden franzöſiſchen Einfluſſe zu Gunſten eigner Selbſtſtändigkeit zu entziehen. Alles Andere iſt Nebenſache. Italien mit ſeinem

Küstenreichthum braucht Triest nicht; für Deutschland aber ist Triest der einzige Fuß am adriatischen Meere. Deutschland braucht Triest und Triest braucht Deutschland. Das Princip der Nationalität spricht für keinen von beiden Theilen, da der Landstrich weder deutsch, noch italienisch, sondern slavisch ist. Bei Wälschtyrol handelt sich's für beide Theile um eine secundäre Gränz-, nicht um eine Kraft- und Lebensfrage. Bei Abtretung Venetiens ließe sich zwischen Deutschland und Italien sicherlich eine solide Friedensbasis gewinnen, durch welche künftigen Streitigkeiten wirksam vorgebeugt würde.

Soviel Spectakel deutsche offiziöse Organe auch von diesen Nebenpunkten machen, um die gegenseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien möglichst zu vergiften; so erschrecklich sie auch die Gefahren darstellen, welchen die 45 Millionen Deutschen ausgesetzt sein sollen, wenn die 25 Millionen Italiener nur erst eine Nation bilden, so ist doch das der wahre Grund ihres Mißbehagens nicht. Der wahre Grund ist vielmehr die Niederlage des Legitimitätsprincips in Italien. Die Coblenzer October-Depesche des Herrn v. Schleinitz an den Grafen Cavour gibt uns darüber die schätzbarsten Fingerzeige. In dieser Note findet sich Herr v. Schleinitz vermüßigt, dem Grafen Cavour einen Cursus über öffentliches Recht zu lesen. Wir sind ihm dafür zum aufrichtigsten Danke verpflichtet, wäre es auch nur um deswillen, weil er dadurch den entgegengesetzten Cursus Lord John Russell's nach Vattel von der Höhe der englischen Regierung herab provocirt hat. Nie war eine Abfertigung gerechtfertigter. Wahrlich! es ist traurig genug, daß wir selbst nicht vom Flecke kommen. Aber auch anderen Leuten zumuthen, es ebenso zu machen, damit auch sie nicht vom Flecke kommen, das ist zu stark. Sämmtliche Beschuldigungen, welche Herr von Schlei-

nitz gegen Victor Emanuel vorbringt, passen ebensogut auf Friedrich den Großen, und wenn alle preußischen Staatsmänner von jeher ebenso talentvoll gedacht hätten, so stäcke die ganze preußische Herrlichkeit noch heute im Sande der Mark Brandenburg. Herr von Schleinitz betont hauptsächlich das Princip des Rechts, und lebt der Ueberzeugung, daß allein auf dem legalen Wege der Reform und unter Respectirung der bestehenden Rechte, es einer gesetzmäßigen Regierung gestattet sei, die gerechten Wünsche der Nationen zu befriedigen. Dagegen scheint es, daß man zum entgegengesetzten Zwecke, d. h. um die gerechten Wünsche der Nationen nicht zu befriedigen, den legalen Weg der Reform auch verlassen darf. Wenigstens schritt man bei der reactionären Rückbildung von den Märzerrungenschaften zu den heutigen Zuständen von Octroyirung zu Octroyirung, sprengte legal constituirte Versammlungen, stellte sich auf den Boden einseitiger Gewalt, zerriß Wahlgesetze, schaffte ab und führte ein, Alles nach eigenstem Gutdünken. Da hieß es: „Das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz, vor dem alle anderen Rücksichten weichen müssen!“ Wenn aber das öffentliche Wohl die Beseitigung einer schlechten Regierung erfordert, dann darf der Weg der legalen Reform nicht verlassen, dann müssen alle bestehenden Rechte respectirt werden. Dann setzt man Himmel und Erde in Bewegung, dann eilt man von Baden-Baden nach Teplitz und Warschau, um die Heiligkeit bestehender Rechte zu wahren. Und grade nach Warschau! Welche Ironie des Zufalls! Nach Warschau, der Hauptstadt jenes Reiches, welches durch das souveraine Belieben von drei Fürstenhäusern, gegen den Willen der mißhandelten Nation, allen bestehenden Rechten zum Hohne, dreimal zerrissen, zerfetzt und zertheilt wurde. Wenn sich dagegen ein Volk freiwillig, ja mit einstimmiger Begeisterung

an ein Fürſtenhaus hingiebt, dann geſchieht himmelſchreiendes Unrecht, welches nicht geduldet werden darf! — Die italieniſchen Fürſten haben Jeder einen Fetzen Italien rechtmäßig von ihren Ahnen ererbt. Davor muß das Bedürfniß der Nation nach einheitlicher Kraft zurücktreten. Mögen dieſe Fürſten ein Jeder in ſeinem Fetzen Land ſchalten und walten, wie ſie wollen, gleichviel! ihre Rechte müſſen reſpectirt werden! — Aber das heißt denn doch die Grundſätze des Privatrechts auf das ſtaatliche Gebiet etwas kühn übertragen. Eine Heerde Schaafe oder Ochſen, die ich gekauft oder ererbt habe, iſt ohne Zweifel ein Object, worauf ich ein unbeſtreitbares Recht habe. Den Menſchen aber hält man, außer in Sclavenſtaaten, doch allgemein für ein Subject. Man kommt doch eigentlich nicht mit der Verpflichtung auf die Welt, grade von einer beſtimmten Dynaſtie regiert zu werden, ſondern mit dem Rechte, ſeine eignen Zwecke zu verfolgen und ſich zum höchſtmöglichen Grade leiblicher und moraliſcher Vollkommenheit zu entwickeln. Inſoweit man dazu einer Regierung bedarf, kommt wahrhaftig viel Mehr darauf an, daß ſie eine gute, als daß ſie eine angeſtammte ſei. Es ſei gerne zugegeben, daß das Recht auf internationalem wie auf jedem anderen Gebiete die höchſte und ſchönſte Entwicklungsform menſchlichen Lebens iſt. Aber es iſt doch nur eine Entwicklungsform, nicht das Leben ſelbſt, und wenn ſich Geſetz und Recht wie eine ew'ge Krankheit forterben, dann ſoll wahrlich der Inhalt nicht aus Reſpect vor der Form zu Grunde gehen.

Grade das iſt der höchſte Ruhm Victor Emanuel's vor Mit- und Nachwelt, daß er mit ſeiner lebensvollen Natur das Vorurtheil ſeines fürſtlichen Standes durchbrochen hat. Er hat ſeinen Stammbaum in freier Berührung mit dem lebendigen Drange der Nation verjüngt und ihm dadurch

gewiß eine längere Dauer gesichert, als wenn er an der Solidarität aller fürstlichen Pergamente festgehalten und in der Wahrung der Rechte des Königs von Neapel die Wahrung seiner eignen Rechte erkannt hätte. Das hätte doch eigentlich mit anderen Worten nichts Anderes geheißen, als: „Auch ich und meine Nachkommen dürfen gelegentlich einmal schlecht regieren, und dann darf uns doch Niemand Etwas anhaben, weil wir von Gottes Gnaden sind.“ Eine volksthümliche, gute Regierung hat eine ganz andere Basis, als eine unvolksthümliche, schlechte, und der gesunde Menschenverstand kann durchaus keinen Grund dafür entdecken, daß die eine mit der anderen stehe und falle.

IV.

So lange nicht auch in Preußen das legitimistische Vorurtheil überwunden ist, kann dieser Staat weder in Deutschland noch in Europa seinen Beruf thatsächlich erfüllen.

Preußen, selbst wenn es sich in der freundlichsten Gestalt zeigt, hat leider in dem übrigen Deutschland Antipathieen genug zu überwinden. Tritt es aber gar in spezifischer Schroffheit auf, mit absolutistischem Vorbehalt in der Krone, mit wohlbestalltem Feudalismus in Armee, Verwaltung und Herrenhaus und mit dem kraftvermindernden Destillir-Apparat des Dreiklassenwahlgesetzes, so wird ihm das Herz des deutschen Volkes gewiß nicht entgegenschlagen. Um einen bloßen Herrenwechsel ist es ja doch Niemanden zu thun. Im Jahre 1849 nahm man den preußischen Erbkaiser als eine unerfreuliche Zugabe mit in den Kauf, welche durch die Grundrechte des deutschen Volkes, das allgemeine Wahlrecht, die Vereidigung der Beamten und Offiziere auf die Reichsverfassung und deren ganzen volksthümlichen In-

halt aufgewogen werde. Es ist ganz undenkbar, daß man heute den preußischen Erbkaiser als das einzige Gute an dem ganzen Werke der Nationalversammlung betrachten sollte, alles Uebrige aber als schädlichen Ballast. Wohl ist in Folge der gegenwärtigen Lage Europa's die Frage der Freiheit vor jener der Einheit etwas zurückgetreten. Vielen erscheint es minder problematisch, daß wir durch die Einheit zur Freiheit, als daß wir durch die Freiheit zur Einheit gelangen werden. Solche Ueberzeugung, wo sie redlich ist, verdient gewiß alle Achtung. Aber man vergesse doch ja nicht, daß es nicht in der Natur des Volkes liegt, um des Entfernten, Reflectirten willen, was erst mittelbar seine heilsamen Wirkungen äußern soll, das nächste Bedürfniß der lieben Gewohnheit und Eigenthümlichkeit zum Opfer zu bringen. Dem deutschen Volke wird dieser Prozeß um so schwerer, als man ihm zumuthet, wenigstens vorläufig auf die Gemeinschaft mit unseren österreichischen Brüdern zu verzichten. Man hält ihm das Beispiel Italiens entgegen, welches nicht so unweise gewesen sei, zu sagen: „Wir wollen keine Einheit, in welcher Venetien und Rom nicht gleich mit inbegriffen sind!" — Aber die Lombarden, die Mittel- und Süd-Italiener hätten dies gewiß gesagt, wenn Victor Emanuel sich in Turin ruhig auf den Aesten seines Stammbaumes geschaukelt hätte, statt sich auf's Roß zu schwingen und für die Idee der Nation in die Schlacht zu reiten. Auch in Deutschland kann die nationale Wiedergeburt nicht vor sich gehen, solange nicht tiefere Kräfte geweckt, solange nicht Freiheitsgefühl und Bürgerstolz zur reinen Flamme der Begeisterung angefacht werden. Nur in diesem Feuer können die Hindernisse der Einheit zum Schmelzen kommen. Von solcher Temperatur sind wir aber leider noch weit entfernt. Tritt doch Preußen selbst in der churhessischen Frage mit wenig lockenden Vorbehalten auf. Eine neue Bundes-

execution gegen das für sein umgestürztes Verfassungsrecht kämpfende Volk will man zwar nicht dulden. Dagegen wurde schon ausdrücklich in Aussicht gestellt, daß aus der Verfassung von 1831 die sogenannten „bundeswidrigen" Bestimmungen, insbesondere die Vereidigung der Armee auf die Verfassung, hinausrevidirt werden müßten. Das ist aber gerade die Achillesferse. Grade dieser Vereidigung war im Jahre 1850 der glänzende Sieg des churhessischen Volkes zu verdanken, welcher nur durch die von Außen eindringende Reaction wieder zu Boden geschlagen werden konnte. In Zukunft soll also die Armee nur dem Churfürsten gehorchen, selbst wenn er sie abermals gegen die beschworne Verfassung commandirte! Dann würde es wohl hinfort der Oesterreicher und Strafbaiern kaum wieder bedürfen. Es ist dann aber auch nicht abzusehen, wozu all' der patriotische Aufwand, und warum man nicht lieber gleich Alles bei'm Alten läßt. Soll die Assimilirung des übrigen Deutschlands auf solcher Basis vor sich gehen, ist das der Vorgeschmack der preußischen Hegemonie, so möchten die übrigen Deutschen sich wohl schwerlich beeilen, ihre Zustimmung dazu zu erklären.

Ebenso bedenklich erscheint der preußische Legitimismus im Hinblick auf die europäischen Verhältnisse. Ist es unmöglich, denselben im Innern zu überwinden, so wird derselbe natürlich bei günstiger Gelegenheit nach Außen zum Ausbruch kommen. Man braucht die Bedeutung der Annahme des von Vincke'schen Amendements durch das preußische Abgeordnetenhaus durchaus nicht zu verkleinern. Aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß die preußische Regierung dasselbe auch als maßgebend für ihre Handlungsweise anerkennen werde. In der vorhergehenden Session hatte sich die Meinung des Abgeordnetenhauses ebenso unzweideutig gegen die neue Armee-Organisation ausgespro-

chen, so daß die Regierung es sogar rathsam fand, die darauf bezügliche Vorlage zurückzuziehen und sich die geforderten 9 Millionen Thaler angeblich bloß zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft bewilligen zu lassen. Und doch wurde, nachdem die Kammer sich kaum getrennt hatte, sofort mit Einführung der neuen Organisation der Anfang gemacht. Es ist daher nicht abzusehen, warum die Regierung nicht ebensogut bei günstiger Gelegenheit ihrer eignen bessern Einsicht über das Verhältniß Preußens zur italienischen Frage folgen sollte. Nach der Verfassung hat der König das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, ohne der Zustimmung der Volksvertretung zu bedürfen*). Die Armee hat nach der Verfassung nur dem Könige zu gehorchen, unbekümmert um die Ansichten der Kammern und des Landes. Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben. In dringenden Fällen können auch ohne Zustimmung der Kammern Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen werden, also auch Finanzverordnungen zu Beschaffung außerordentlicher Geldmittel. Es braucht also nur noch die gewissenhafte Ueberzeugung der Krone hinzuzutreten, daß das Bedürfniß der europäischen Ordnung ein Einschreiten gegen die revolutionäre Einheitsbewegung Italiens erfordere, um die Kraft des preußischen Staates in einem, dem Vincke'schen Amendement diametral entgegengesetzten Sinne zu verwenden, ohne dadurch die Verfassung im Mindesten zu verletzen. Ueber Jahresfrist, wenn die Kammern wieder zusammentreten,

*) Art. 48: „Der König hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, auch andere Verträge mit fremden Regierungen zu errichten. Letztere bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Zustimmung der Kammern, sofern es Handelsverträge sind, oder wenn dadurch dem Staate Lasten oder einzelnen Staatsbürgern Verpflichtungen auferlegt werden."

können Schlachten gewonnen und verloren, kann ganz Europa aus den Fugen sein.

Wer an einen Abschluß der österreichischen Staatsconfusion durch die aristokratisch-klerikale Reichsrathsschöpfung des Herrn v. Schmerling glaubt, scheint mir ein holder Schwärmer. Das italienische Uebel ist ohne die Abtretung Venetiens unheilbar, das ungarische wird täglich schwerer zu heilen, und selbst die übrigen Provinzen werden von Tag zu Tag tiefer in die allgemeine Bewegung hineingezogen. Wie kann man auch an eine aufrichtige Bekehrung der Regierung zu wahrhaft constitutionellen Grundsätzen glauben, so lange sie sich nicht entschließen kann, Venetien aufzugeben, welches nur durch den strammsten Militär-Despotismus festgehalten werden kann? Die habsburgische Legitimität hat den härtesten Strauß noch zu bestehen, ob heute oder morgen, ändert Nichts an der Sache. Nun hat es die europäische Legitimität schon Selbstüberwindung genug gekostet, den Dingen bis jetzt ihren Lauf zu lassen, unthätig zuzusehen, wie in Italien ihr eigenes Lebensprincip vor dem der Volkssouverainetät in den Staub sank. Von Baden über Teplitz nach Warschau zieht sich die deutliche Spur dieses Schmerzes. Preußische offiziöse Federn leihen ihm fortwährenden Ausdruck. Bisher lag er im lähmenden Bann dynastischer Rivalitäten. Aber Niemand kann dafür bürgen, daß, wenn die nächste entscheidende Krisis zum Ausbruche kommt, die legitimistische Coalition nicht endlich doch hervortreten werde. Gesetzt also, der Kampf um Venedig entbrennt, von der Erhebung der Ungarn begleitet, gesetzt die legitimistische Coalition erscheint auf dem Plane, die Russen gehen über den Pruth, die Baiern rücken in Tyrol, die Preußen in Böhmen und Ungarn ein, um Oesterreich den Arm zum Schlage gegen Italien frei zu machen; — dann gehen die Franzosen über

den Rhein. Nach Details wird ihr gesunder Sinn nicht Viel fragen. Genug, wenn sie die europäischen Brüder der Bourbonen, die Feinde von 1789 vorrücken sehen. Für Frankreich ist die Sache dann klar, für die legitimistische Coalition auch. *Aber Niemand ist übler dran, als das deutsche Volk.* Der Fremde betritt den geheiligten Boden des Vaterlandes, überschwemmt dessen schönste Provinz. Diese Provinz ist nicht nur ein Stück von unserem Leibe, mit Strom, Bergen, Rebenhügeln und Sagen, mit ihrer ganzen Geschichte ist sie der Stolz Deutschlands. Ihr Verlust wäre ein Stoß in's Herz des Germanismus, ein Brechen seiner Kraft. Das deutsche Volk soll sich also dem Eindringling wie *ein* Mann entgegenwerfen. Aber unter welcher Fahne? Unter der Fahne *legitimistischer Reaction* soll das deutsche Volk kämpfen gegen Volksherrlichkeit und Volksfreiheit, gegen Menschenwürde und Menschenstolz, gegen Alles, was ihm heilig ist, was es selbst mit Sehnsucht erstrebt? Es soll die Hand dazu bieten, daß nochmals, wie 1849, Italien erwürgt, Ungarn erdrosselt und dann Deutschland auf's Neue mit jener Reaction gesegnet werde, deren Eiter so eben erst aus den Wiener und Berliner Gerichtssälen hervorbrach? — Oder sollte der gute Michel wirklich glauben, daß die deutschen Landesväter, wenn die Volkskraft wieder in ganz Europa zu Boden geschmettert ist, ihn aus Dankbarkeit der Tutel entlassen und für großjährig erklären würden? — Deutschland hat sich in dem letzten Jahrzehnt stark mit Naturwissenschaften beschäftigt. An ihrer Hand wird ihm wohl auch das unerbittliche Gesetz der Kräfte etwas klarer geworden sein, als von 1812 bis 1815. Mit dem blinden Franzosenhaß, selbst mit dem gerechten Zorne gegen den Eindringling allein ist's nicht gethan. Es fragt sich auch, wenn der Kraftfactor Frankreich wegfiele, in welches Verhältniß sich dann die übrigen Kräfte

ſetzen würden? Frankreich genießt im Augenblick grade keines Uebermaßes von Freiheit. In Preußen, ja im größeren Theile von Deutſchland iſt die Preſſe freier als in Frankreich. Aber die Revolution von 1789 iſt der franzöſiſchen Geſellſchaft in Fleiſch und Blut übergegangen. Die Taufgnade iſt der Legitimität zu Gunſten eines ſelbſtbewußten Staatsbürgerthums vollſtändig abgewaſchen. Der Feudalismus iſt mit der Wurzel ausgerottet, aus Geſetz und Sitte. Der Soldat iſt beſcheiden im Frieden, tapfer im Kriege; der Ständehochmuth iſt im Bann der bürgerlichen Geſellſchaft; die bürgerliche Gleichheit iſt eine vollſtändige; es gibt keine Schranke für die Kraft des Einzelnen; ein Jeder kann in jeder Richtung das Höchſte erreichen, wozu ihn ſeine Kräfte befähigen; kurz, der lebendige Inhalt der bürgerlichen Geſellſchaft Frankreichs iſt dem der meiſten Staaten Europas um mehr als ein halbes Jahrhundert voran. Der augenblickliche Mangel freiheitſchützender Formen iſt freilich ſtets ein Uebel. Aber in Frankreich hat dieſer Mangel weniger zu bedeuten als anderwärts, weil das ſprudelnde Leben der Nation dem Despotismus doch niemals geſtattet, ſich behaglich einzurichten. An Stelle der mangelnden Verfaſſungsſchranke ſteht die ewige Schranke der Revolution. Das Gefühl ihrer Souverainetät iſt aus der franzöſiſchen Nation nicht mehr auszurotten. Während der größere Theil der deutſchen Preſſe trotz all ihrer Freiheit ſich kaum über den Standpunkt eines beſchränkten Unterthanenſtolzes erhebt, ſagen Pariſer Journale, ſelbſt ſolche, welche dem Hofe nahe ſtehen, ungeſtraft, daß der Pact der franzöſiſchen Nation mit dem jetzigen Kaiſer, ebenſogut wie die früheren Pacte mit anderen Herrſchern, bloß einer Ehe zu vergleichen ſei, welche wegen Unverträglichkeit der Sitten jeden Tag wieder aufgelöſt werden könne. Ein kaiſerlicher Prinz ge-

steht in offner Senatssitzung, der letzte französische Staatsstreich sei nicht legal gewesen. Er fügt hinzu: Ja wir sind Emporkömmlinge unter den Königen Europa's; aber wir sind stolz darauf, als solche die Principien von 1789 zu vertreten. — Der Herrscher einer solchen Nation kann natürlich nicht von mystisch umwölkter Anmaßung, sondern nur von greifbaren Thaten leben.

Frankreich war es, welches mit England vereint, im Krimkriege den russischen Alp von der europäischen Brust nahm. Habt Ihr's nicht am freiern Athmen verspürt? Frankreich hat die erste Bresche in den österreichischen Absolutismus geschossen, und dadurch nicht nur die nationale Wiedergeburt Italiens angebahnt, nicht nur den Ungarn das Joch erleichtert, sondern auch den ersten Anstoß zur österreichischen Verfassungsreform gegeben und sämmtlichen Deutschen, von der Donau bis zum Rheine, von der Isar bis zur Spree, die Saiten ihres heimischen Regimentes milder gestimmt. Dankbar braucht Ihr ihm dafür nicht zu sein. Denn Euch zu Liebe hat es das Alles nicht gethan. Aber fragen sollt Ihr Euch, welche Folgen nothwendig eintreten, welche Kräfte wieder emporsteigen, welche niedersinken müßten, wenn eines Tages die Kraft der französischen Nation gebrochen und aus der Rechnung gestrichen würde? — Oder setzen wir auch den Fall, daß der Kampf nicht ganz zum Austrage käme. Niemand wird die Möglichkeit bestreiten, daß Frankreich sich vorübergehend des linken Rheinufers bemächtige. In einem solchen Falle könnte natürlich Preußen nicht an Frieden denken. Dagegen böte grade das, durch Preußen an Frankreich verlorne linke Rheinufer ein treffliches Objekt dar zu Unterhandlungen für Oesterreich und Rußland, welche durch Anerkennung dieses Verlustes schätzbare Zugeständnisse Frankreichs in Italien und an der Donau erkaufen könnten. Auf diese Weise könnte man sich auf unsre Kosten mit Vortheil

aus eignen Verlegenheiten ziehen. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß Oesterreich deutsches Reichsland gegen außerdeutsche Vortheile Preis gäbe, und Rußland sinnt schon lange an etwas Aehnlichem, wozu nur die Kraft des Unternehmungsgeistes mangelt, welcher durch die Nothwendigkeit der Lage leicht entbunden werden würde. Dann bekäme Michel wieder einmal die Zeche allein zu bezahlen. Diese Gefahr liegt so verflucht nahe, daß nur die blindeste Leidenschaft sie übersehen kann.

Kurz! von welcher Seite man auch die Sache betrachten mag, ein Zusammenstoß Frankreichs und Deutschlands wäre eines der heillosesten Ereignisse, welche dem deutschen Volke widerfahren können. Frankreich wird den Krieg um den Rhein so leicht nicht eröffnen. So ohne Weiteres eines schönen Morgens an den Rhein zu gehen, fällt ihm nicht ein. Dazu ist man in den Tuilerien viel zu gescheidt. Man weiß, daß man dadurch Mehr als einen bloßen Cabinets-Krieg, daß man einen deutschen Volkskrieg heraufbeschwören würde, in welchem wir die Sympathieen aller Völker auf unsrer Seite hätten, denen an der Bewahrung der eignen Freiheit und Selbstständigkeit Etwas gelegen ist. Aber wenn die deutschen Fürsten sich in eine legitimistische Coalition verwickeln, wenn sie dadurch das deutsche Volksherz spalten und den Aufschwung der Volksbegeisterung lähmen, dann hat die verhängnißvolle Stunde geschlagen. Dies mit aller Kraft zu verhindern, ist die Aufgabe eines aufgeklärten Patriotismus. —

V.

Nachwort.

Obige Zeilen waren zum großen Theile bereits niedergeschrieben, als die sogenannte Amnestie erschien. Auch diese ist an der scharfen Ecke der Legitimität hängen geblieben und zum bloßen Gnadenfetzen geworden. Die noch schwebenden Prozesse, wozu auch Contumacialurtheile gehören, sollen erst in Form Rechtens zu Ende geführt werden. Dann soll der Justizminister von Amtswegen den Nachlaß der erkannten Strafen auf dem Gnadenwege beantragen. Die durch militärgerichtliche Erkenntnisse Verurtheilten sind gänzlich ausgeschlossen, sofern sie nicht selbst ausdrücklich um Gnade flehen. Und das nennt Ihr eine Amnestie, und sagt noch gar, der König habe nach der Verfassung nicht anders gekonnt! Aber was gab es denn Einfacheres und Verfassungsgemäßeres, als bei den Kammern einen kurzen Gesetzesvorschlag einzubringen, des Inhaltes: „Alle wegen politischer Verbrechen und Vergehen erkannten Strafen und noch schwebenden Untersuchungen sind hiermit völlig niedergeschlagen." Wenn das Herrenhaus widersprach, desto besser, so schlug es damit einen neuen Nagel in seinen Sarg, und die Krone konnte nachher immer noch von ihrer Prärogative Gebrauch machen und zwar mit doppelter Wirkung auf das Volksherz.

Statt der Krone diesen einfachen Weg zu zeigen, haben die klugen Herrn Minister anders beliebt. Einmal wollte man kein Gesetz. Statt dessen sollte die Königliche Gnade leuchten, — doch nur über ein beschränktes Gebiet! Das thun auch die Straßenlaternen. Die Sonne aber thront hoch oben und leuchtet über Alle. Ihr

Strahl entlockt der Knospe die duftende Blüthe, der Larve den elenden Wurm. Was vermag ein elender Wurm gegen wahre Majestät! — Ihr wolltet das Herz des Volkes durch Großmuth gewinnen. Nun so mußtet Ihr auch untergeordnete Rücksichten zu opfern wissen. Es sei erlaubt, Kleines mit Großem zu vergleichen. Im Jahre 1796 hatte Bonaparte das belagerte Mantua nahezu durch Hunger zur Uebergabe gebracht, als Wurmser mit neuen Kräften anrückte. Hob er die Belagerung auf, so verproviantirte sich die Festung von Neuem und die mühsame Frucht langer Anstrengungen ging gänzlich verloren. Hob er sie nicht auf, so blieben seine Kräfte getheilt und der Erfolg gegen Wurmser war gefährdet. Da zeigte sich der wahrhaft überlegene Mensch, der in dem Streben nach dem großen Zwecke die schwächende Spaltung aus sich auszuscheiden weiß. Er hob die Belagerung auf, zog seine Kräfte zusammen und schlug Wurmser. Nachher fiel ihm Mantua doch zu. — Den großen Zweck wollen und nothwendige Opfer scheuen, geht nicht an. Das Gebiet der Großmuth und des Dankes verträgt juristische Unterscheidungen am allerwenigsten. Ganze Wirkungen erreicht man nur mit ganzen Maßregeln.

Noch liegt das Manteuffel'sche Regiment erst kurz hinter uns. Es hat das Volk tief, tief herabgebracht, entnervt. Der schaute nach Amt und Beförderung, der Andere nach seinem Gewerbe, nach Absatz von Kaffee und Zucker. Selbstgefühl und Bürgerstolz schwanden, das Höhere und Edlere im Menschen wich dem vulgären Interesse des Tages. Die Gesellschaft verfiel in eine Tonlosigkeit, aus der sie sich auch heute noch nur langsam und schwer erholt. Und da sollen die Wenigen, welche vor nun zwölf Jahren der Einheit und Freiheit des Vaterlandes, die heute wieder auf der Tagesordnung steht, ihre ganze Kraft und Existenz weihten, nachdem sie länger als ein Decennium in fremdem Lande muthig und

ehrenhaft ausgeharrt haben, nun endlich auch herbeischleichen und um Gnade flehen, den reinsten Aufschwung ihrer Seele wie ein Verbrechen verläugnend! Wahrlich es thut mehr Noth, daß Ihr an Energie gewinnt, als daß wir daran verlieren. Auch heute bekommt Ihr die Einheit und Freiheit des Vaterlandes nicht geschenkt. Durch Opfer will sie errungen sein, und wenn Ihr Euch nicht bald ermannt, so werdet Ihr in eine Sackgasse hineingerathen, aus der Ihr Euch hernach nur mit übermenschlichen Anstrengungen zu befreien vermögt.

Nach der Absetzung des Oberstaatsanwaltes Schwarck saßen wir hier in Paris mehrere Deutsche zusammen und sprachen über die Wirkung, welche diese Maßregel wohl hervorbringen werde. Ich kenne weder Herrn Schwarck, noch dessen Vergangenheit, noch dessen politische Ansichten. Aber der Mann kam zu Falle um eines großen Dienstes willen, den er dem Lande erwiesen. Ich äußerte die Meinung, das preußische Volk werde ihm die verlorne materielle Unabhängigkeit wiederzugeben und besser zu begründen wissen, als dies durch die Gehälter von einem Dutzend Oberstaatsanwälten zu geschehen vermöchte. Darauf entgegnete ein Deutscher, der kurz vorher im Vaterlande gewesen war: „Keine fünfhundert Thaler brächte man zusammen!“ Wenn Das wahr ist, wenn Ihr nicht einmal eines kleinen Geldopfers fähig seid für einen Mann, der Amt und Einkommen an die Verfechtung des gesetzlichen Schutzes der Person gegen polizeiliche Willkür gesetzt hat, — dann seid Ihr Gutsbesitzer, Kaufleute, Banquiers und wie Ihr nur Alle heißen mögt, die Ihr mehr einnehmt als Ihr braucht, dann seid Ihr Alle werth, jeden Augenblick willkürlich in's Loch gesteckt zu werden.

Paris im Monate März 1861.

Ueber die

Kunſt, mit einer Verfaſſung zu regieren.

Ein Vademecum

für

conſtitutionelle Miniſter und Solche, die es werden wollen.

Von

H. B. Oppenheim.

„Diejenigen, welche ſich allein darauf legen, den Löwen zu ſpielen, verſtehen es nicht.“ —

Machiavelli.

„Qui ne connaît l'empire, que les mots, les formules, les apparences commencent toujours par exercer? Des articles constitutionnels, où ces droits soient proclamés, des corps institués pour les défendre, un sénat, un tribunat, des députés, des électeurs, des jurés, des juges dits inamovibles, l'appareil enfin d'un système représentatif frappe tous les regards, tranquillise les esprits et discrédite les premières alarmes du petit nombre de citoyens qu'il n'a pu séduire.“ —

Daunou, des garanties individuelles.

„Il n'est pas jusqu'aux gouvernements despotiques, dont le caractère propre est la concentration des pouvoirs publics dans une seule main, qui ne se croient obligés de sauver les apparences. Leurs menteuses constitutions proclament la division des pouvoirs aussi formellement, que les chartes les plus libérales. Les trois pouvoirs y figurent, seulement on sait que ce n'est que pour la forme. Le législatif n'y est pas moins, que l'exécutif et l'administratif, l'instrument des volontés du maître.“ —

Vacherot, de la démocratie.

I.

Prolog.

Warum hat noch kein deutscher Professor eine Theorie des Schein-Constitutionalismus geschrieben? Das gäbe doch einmal ein wirklich „Praktisches Handbuch." Hofrath Z. in H., der rüstige Vertheidiger der Luxemburger und anderer Staatsstreiche, wäre ganz der Mann dafür. Wo ein Z. genügt, bedarf es selbstredend keines Machiavelli. Er hätte nur die deutsche und französische Geschichte der letzten dreißig Jahre mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen. Denn in der Doctrin, welche wir meinen, ist die Praxis in aller Stille der Theorie weit vorausgeeilt; sie macht noch immer selbstständige Fortschritte, welche die Theorie aus falscher Scham einzuregistriren zaudert. Der zukünftige Theoretiker des wirklich bestehenden „Staatsrechts" weiß es mir vielleicht Dank, wenn ich ihm hier aus meiner eigenen, unmittelbaren Beobachtung einen kleinen Beitrag liefere, der durch seine Unverfänglichkeit zu weiteren Studien auf diesem Gebiete ermuntern dürfte. —

Ich hatte einen Kameraden auf dem Gymnasium zu Frankfurt, der eines Bundestagsgesandten Sohn war. Unter dem Drucke pietistischer oder sonst bornirter Lehrer, die zum Theile aus gezähmten Burschenschäftlern der ersten Epoche bestanden, wurden wir durch die Kraft des Gegensatzes, und nicht minder durch den ansteckenden Geist der Zeit, zu einem sehr lebhaften politischen Interesse herange-

zogen. Wir ſpielten Tugendbund und Burſchenſchaft, trugen die ſchwer verpönten deutſchen Farben unter dem Hemde, und die Söhne der Bundestagsgeſandten, welche uns darin ſogar mit gutem Beiſpiele vorangingen, wollten gerne alle Fürſten mediatiſiren, wenn nur jeder dem ſeinigen hätte die Kaiſerkrone retten können. Als die Juli-Revolution ausbrach, meinte mein Freund, die Franzoſen fingen nun auch an, liberal zu werden. Bald darauf wurden die Zollhäuſer vor den Frankfurter Wartthürmen, mit welchen der preußiſch-deutſche Zollverein damals noch die freie Stadt einſchloß, von entfeſſelten Pöbelhaufen demolirt, Herr von Rauſchenplatt ſtürmte die ſogenannte Konſtablerwache, um die Bundesverfaſſung umzuſtürzen, — und die Reaction der Bildung drang, von dieſen Schreckensbildern provozirt, bis in unſere engen Schul- und Studienräume, in denen ſo wenig Rechtes gelehrt ward. Doch mein Kamerad blieb treu, und hat noch etliche Jahre darnach in Göttingen, als das verfaſſungvernichtende Patent erſchien und die ſieben Ehrenmänner proteſtirten, mit uns Anderen die patriotiſchen Katzenmuſiken und Comitate ausgebracht, bei Gelegenheit einer Studenten-Deputation von Gervinus einen Händedruck empfangen und in einer pro patria-Paukerei den adeligen „Longobarden," der auf ſein Theil kam, wacker ausgeſchmiert. Sein Vater, der in ſeiner Jugend auch einmal geſchwärmt, freiwilliger Jäger geweſen, eine Neigungs-Heirath geſchloſſen und ſich erſt aus der Büreaukratie in die Diplomatie und zum Adelsdiplom hinaufgearbeitet hatte, machte nicht viel Lärmens über den ungerathenen Sohn. Er ſchien vielmehr die Sache faſt in der Ordnung zu finden; wo mein Freund ein väterliches Donnerwetter nebſt obligater Verkürzung ſeines „Wechſels" erwartet hatte, fand er — neben einer ſehr überraſchenden Erhöhung des letzteren — redſelige Betrachtungen über Welt

und Zeit, Ideal und Realität, über Zukunft und Praxis. Aber der Junge wurde in der Stille aus unserem Kreise entfernt, und fortan auf großstädtische Universitäten geschickt, mit guten Empfehlungen an elegante Familien in München und Berlin, und einer sehr weitgehenden väterlichen Toleranz für alle Gattungen fashionabler Liederlichkeit. „Jugend muß austoben!“ hieß es. So kamen wir auseinander, weit auseinander. Mein Jugendfreund hat später eine reiche, glänzende Heirath und eine sehr rasche Carrière gemacht. Ich bin ihm noch ein oder das andere Mal flüchtig begegnet. Es war immer der alte, gemüthliche, etwas weiche und charakterschwache Mensch, dem man nicht ernsthaft böse sein konnte. Er hat an einem berühmten Staatsstreichs- und Octroyirungs-Programm eines interessanten deutschen Bundesstaats zweiten Ranges einen hervorragenden Antheil genommen und mir darnach, bei unserem letzten Wiedersehn, die Erklärung gegeben, das Ganze sei nur aus einer berechtigten Nothwehr gegen das ausschreitende Gebahren der Geldaristokratie, des höheren Bürgerstandes hervorgegangen, und sie, die Gewaltsamen, hätten das eigentliche, das wahre, das naive Volk, den Bauernstand zumal, für sich gehabt. Der Rechts- und Verfassungs-Bruch belastete sein Gewissen nicht weiter; er hält sich noch heute für einen tugendhaften, ja, edlen Menschen und schläft im Bewußtsein seiner Würde als Mensch, Bürger und persönlicher Freund seines Monarchen auf einem, mit Millionen wattirten Kopfkissen allnächtlich den ruhigen Schlaf des Gerechten. —

Solcher Individuen bringt unser Staatsleben zu Hunderten hervor; dieser aber ist mir stets vor Augen geblieben als ein beobachtungswerthes Beispiel des leisen und fast unmerklichen Uebergangs vom Guten zum Bösen in dieser politischen Kategorie. Als er die Universität verließ, erhielt

er von seinem Vater einen Brief, den ich damals las und jetzt aus der Erinnerung reconstruire, einen Brief, der bezeichnend ist für das ganze Verhältniß und die darin spielenden Persönlichkeiten, für die ganze herkömmliche Praxis, für den unerschütterten Glauben an sich selbst und den unbefangenen, reuelosen Cynismus dieser Leute. Die Ereignisse der darauf folgenden Jahre haben mir den Brief manchmal wieder in das Gedächtniß zurückgerufen, und was ich etwa hinzufüge, ist späteren mündlichen Mittheilungen entnommen, so daß es der Treue des Total-Eindrucks keinen Eintrag thut. —

Hier ist der Brief. —

II.

Die Lehre.

Lieber Karl, Du hast nun Deine Studien beendet. Fünf Jahre lang habe ich Dich ungestört auf den Gefilden der Theorie weiden lassen. Deine Lehr- und Wander-Jahre sind vollendet. Das Leben hat, wie der Freimaurer-Orden, verschiedene Grade, deren jeder dem Eingeweihten einen neuen Horizont eröffnet. In der höhern Formel löst sich die vorhergehende auf. Der scheinbare Widerspruch darf Dich hierbei nicht abschrecken. Theorie und Praxis standen seit jeher in einem schiefen Verhältniß zu einander. Dir, mein Sohn, traue ich zu, daß Du nicht auf der niedern Stufe der juristischen *Theorie* stehen bleibst. Von dem entsetzlich Vielen, das Du in den Hörsälen gelernt hast, wirst Du nur das Wenigste *unmittelbar anwenden* können; das Meiste aber wird Dir *nützlich* sein, wenn Du es erst zu classificiren verstehst. Alles an seinem Platze und zu seiner Zeit! Es

giebt untergeordnete Geiſter, welche ſich ihr Lebenlang an dem Gängelbande der Theorie leiten laſſen, die niemals ahnen, was das eigentliche Geheimniß der politiſchen Praxis iſt. Die Jugend des Individuums, wie die der Menſchheit, muß die Schule des Ideals durchmachen, aber ohne darin allzulang zu verharren. Mit den Formeln, die Du bei Dahlmann, Welcker und den Andern gelernt haſt, kannſt Du den Schein des Rechts behaupten, der die Weſenheit der Macht bedingt; — eine andere Realität haben ſie nicht. — Mit den wichtigen Wahrheiten, die ich Dir jetzt entwickeln muß, hätte ich Deine illuſionsſüchtige Jugend gerne noch eine Weile verſchont, wenn nicht der Drang der Ereigniſſe eine politiſche Kriſis in unſerem Staatsleben beſchleunigte, in welcher Du Dich activ betheiligen mußt, willſt Du nicht Deine beſten Jahre in der demüthigenden Unthätigkeit und Dürftigkeit untergeordneter Amtsſtellungen vertrauern!

Deine Profeſſoren haben Dir geſagt, daß das conſtitutionelle Syſtem auf einer Gravitation der entgegenſtehenden politiſchen Gewichte beruhe: wenn der Fürſt überwiege, ſo ſchlüge der Conſtitutionalismus in den Abſolutismus um, überwiege aber die Volksvertretung, ſo werde der Staat republikaniſch. Der conſtitutionelle Staat müſſe aber ſtets dieſe beiden Extreme zu vermeiden wiſſen. — Nun frage ich Dich: Wie in aller Welt ſollen die beiden Wagſchaalen ſtets in der Schwebe gehalten werden? Die Kunſt lehren Deine Profeſſoren nicht. Zu einem ſolchen Meiſterſtück ſozialer Aequilibriſtik gehörte eine Balancirkunſt, für welche in der phyſiſchen Welt kein Analogon zu finden wäre, es ſei denn in den zwei völlig gleichen Heubündeln von völlig gleicher Qualität, auf völlig gleichen Seiten und mit völlig gleichen Anziehungskräften, zwiſchen denen Buridan's Eſel — verhungerte. Allerdings iſt die Phraſe vom conſtitutionellen Gleichgewicht bisweilen ganz gut in einem Ständeſaale zu gebrauchen, und ich

ſelbſt habe ſie einmal, einer Steuerverweigerungs-Velleität gegenüber, mit Glück angebracht. Weiter trägt ſie aber nicht. —

Das conſtitutionelle Syſtem hat andere Zwecke.

Es iſt in unſerer Zeit von höchſter Wichtigkeit, — für die Kultur der Menſchheit im Allgemeinen ſowohl, wie ſpeciell für die Intereſſen unſeres Standes, — daß das Prinzip der Autorität, gleich einer Religion, ſeine Prieſterkaſte und ſeine Jeſuiten habe.

Denn „aus den Stürmen der Zeit iſt eine Partei entſproſſen, deren Kühnheit, wenn auch nicht durch Entgegenkommen, ſo doch durch Nachgiebigkeit, bis zum Uebermuth geſteigert iſt. Jede Autorität anfeindend, weil ſie ſich ſelbſt zur Herrſchaft berufen wähnt, unterhält ſie mitten im allgemeinen politiſchen Frieden einen inneren Krieg, vergiftet den Geiſt und das Gemüth des Volks, verführt die Jugend, bethört ſelbſt das reifere Alter, trübt und verſtimmt alle öffentlichen und Privatverhältniſſe, ſtachelt mit voller Ueberlegung die Völker zu ſyſtematiſchem Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrſcher auf und predigt Zerſtörung und Vernichtung gegen Alles, was beſteht. Dieſe Partei iſt es, welche ſich der Formen der in Deutſchland eingeführten Verfaſſungen zu bemächtigen gewußt hat. Ob ſie dieſen, ſcheinbar geſetzlichen, langſamen und ſicheren Weg oder den des öffentlichen Aufruhrs einſchlage, immer verfolgt ſie den nämlichen Zweck. Planmäßig fortſchreitend, begnügte ſie ſich zuerſt damit, in den ſtändiſchen Kammern, den Regierungen gegenüber, die Oppoſition zu gewinnen. Allmälig ging ihr Streben weiter. Die gewonnene Stellung ſollte thunlichſt verſtärkt werden. Dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichſt enge Gränzen einzuſchließen. Endlich ſollte die Staatsgewalt nicht länger in dem Staatsoberhaupte concentrirt bleiben, ſondern in die Omnipotenz der Kammern verpflanzt werden. Und in der That dürfen wir uns nicht ver-

hehlen, daß die Partei mit größerem oder geringerem Erfolge leider! ihren Zweck hier und da zu erreichen gewußt hat und daß, wenn nicht bald dem überfluthenden Strome dieſes Geiſtes ein hemmender und rettender Damm entgegengeſetzt und in dem mächtigen Entwickelungsgange der Fortſchritte dieſer Faction ein Abſchnitt gemacht wird, in Kurzem ſelbſt das Schattenbild einer monarchiſchen Gewalt in den Händen mancher Regenten zerfließen könnte." — —

So ſprach der große Metternich, ein Mann, der ſein Leben lang nur dieſen einen Gedanken verfolgte und darum zuletzt kaum mehr für einen zweiten in ſeinem Kopfe Raum behielt. So muß, nach guter Staatskunſt, der angreifende Theil von ſeinen Gegnern reden, wenn es ihm mehr auf den thatſächlichen Sieg ankommt, als auf den Schein des Sieges! Greife an, komme den gegneriſchen Angriffen zuvor, aber habe dabei ſtets das Ausſehen, Dich und Deinen Fürſten nur gegen ungemeſſene und höchſt ungerechte Forderungen zu vertheidigen! —

Ordnung und Autorität ſind im Grunde ganz verſchiedene Dinge. Wir müſſen ſie aber durch eine heilſame Begriffsverwirrung in den Vorſtellungen des Volkes mit einander verwechſeln, und, wie ein geſchickter Taſchenſpieler die verſchiedenen Kugeln des Becherſpiels, dieſe Begriffe ſo lange hin und her werfen, ſie ſo lange gegen einander austauſchen, daß auch der Scharfſichtigſte ſie am Ende nicht mehr unterſcheidet. Dann ergiebt es ſich von ſelbſt, daß Freiheit und Ordnung als abſolute und unvereinbare Gegenſätze erſcheinen.

Unter Umſtänden — Alles kommt ja in der Welt auf die beſonderen Umſtände an, — wäre ich einer weiſe beſchränkten politiſchen Freiheit nicht abgeneigt, wenn dieſelbe in unſeren freidenkeriſchen Zeiten als freie Bewilligung des Fürſten, gleichſam wie ein römiſch-rechtliches Precarium, auf Gnade

und Ungnade acceptirt werden könnte, wenn die parlamentariſche und die Preß-Freiheit nicht alsbald dazu mißbraucht würde, uns Rechenſchaft abzuverlangen, Staatsgeheimniſſe zu durchſtöbern, unſere durch Verjährung geheiligten Poſitionen zu erſchüttern und das Regieren völlig unmöglich zu machen. Der ungeſchminkte Abſolutismus hat wohl auch ſeine großen Bedenken: er ſetzt das Fürſtenthum zu ſehr dem Volkshaſſe perſönlich aus, er erſchwert ſogar in gefährlichen Zeitläuften die erhöhte Steuer-Erhebung, er concentrirt überhaupt die moraliſche und politiſche Verantwortlichkeit auf zu wenig Häuptern. Wie die Sachen jetzt ſtehen, wie die Gemüther nun einmal geſtimmt ſind, iſt ein Syſtem, bei dem man ab- und zugeben kann, ein elaſtiſches Syſtem, das den tieferen Grund der Verhältniſſe doch unberührt läßt, bei weitem vorzuziehen. Die Monarchie allerdings iſt und bleibt, wenn nicht der ſelbſtſtändige Träger, jedenfalls der Mittelpunkt aller Autorität. Selbſt die Kirche dreht ſich heuer um dieſes Centrum, will ſie nicht von der Willkür der Sekten und dem unverſtändigen Fanatismus des gläubigen Pöbels aus ihrer Bahn geriſſen werden. In den meiſten Concordaten findet das Bedürfniß der Kirche, ſich der Staatskräfte zum Schutz gegen das individuelle Denken zu bedienen, ſeinen Ausdruck und ſeine Anerkennung. Die Verſuche des Feudal-Adels nun gar, ſich die unabhängige Stellung zurückzuerobern, welche er in verſchiedenen Momenten des Mittelalters innehatte, der Wahn, daß er ſich dabei durch den Anprall gegen den Miniſterialismus ſogar mit einer gewiſſen Popularität umgeben könne, ſetzen eine gründliche Verkennung des Zeitgeiſtes und der modernen ökonomiſchen Grundlagen voraus, und ſind darum gefährliche utopiſche Experimente, mit denen der Adel in der Regel nur denen dient, die er zu bekämpfen wähnt.

Wir dürfen demnach die fürſtliche Autorität, deren

Stützen wir sind und sein müssen, als den Angelpunkt des heutigen Staatslebens voraussetzen. Es ist ja überhaupt für einen Anfänger im Staatsdienste nicht bedenklich, zuweilen royalistischer zu sein, als der König. Jeder Widerstand, der nicht auf allgemeinen, freiheitlichen Prinzipien beruht, wird leicht verziehen; ja, er gilt nachträglich oft für ein Zeichen besonderer Charakterfestigkeit und empfiehlt seinen Mann für schwierige und gefährliche Posten. Dann heißt es, dem Volke gegenüber: „Seht, wir stellen keinen Lakaien an die Spitze, sondern einen Mann von Grundsätzen, der sein Wort halten wird, einen Mann, der uns selbst schon Widerstand geleistet hat!" — Ein junger Mensch soll sogar mit einer Art von „Theorie" auftreten; denn mit einer Theorie läßt sich immer viel machen. Jede Theorie, heiße sie nun conservativ oder reactionär, feudal oder sogar ultramontan, hat gewisse Seiten, welche sich freisinnig oder volksthümlich auslegen lassen; jede Theorie bietet Handhaben, um gewisse Talente oder Namen für sich zu gewinnen. Zum Beispiele: mit dem Feudalismus ist gegen den sogenannten nivellirenden Büreaukratismus Front zu machen, wie mit dem Ultramontanismus gegen die absolute, „Alles verschlingende" Staatsgewalt, und wiederum sind eine Reihe scheinbar constitutioneller Doctrinen für die büreaukratischen Formen und die ministerielle Autorität in's Feld zu führen. Das Alles ist im Grunde nur ein höchst unbedenkliches Spiel mit Worten und Begriffen; die Hauptsache ist, daß hinter dieser ganzen, theoretischen Phantasmagorie ein Mann stehe, der genau weiß, was er will und was er erreichen kann! — Wie fadenscheinig auch die Rechtsformel sei, auf welche Du Dich stützest, sie ist immer stark genug, daran Deine Fähigkeiten und einen politischen Charakter zu entwickeln. — —

Wären die hohen Ziele auf gradem Wege zu erreichen,

ſo würde ich Dir alle dieſe Eröffnungen einzig zu dem Zwecke machen, Dich vor den Anderen zu warnen; da aber die Politik nun einmal nur mit ſcharfſinniger Berechnung zu betreiben iſt und die Welt vorzugsweiſe auf dieſem Gebiete getäuſcht *ſein will*, da überdies die Praxis, wie geſagt, immerwährend in einem ſchiefen Verhältniß zur Theorie ſteht und ſtehen muß, ſo bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Dame Theorie — mit einer gewiſſen Galanterie zu behandeln. Hier gilt im ſtrengſten Sinne, was Larochefoucauld von der Heuchelei ſagt, daß ſie nämlich eine Huldigung an die Tugend ſei. So liegt auch in der theoretiſirenden Fechtkunſt, die ich Dir empfehle, eine Art von Huldigung an die Herrſchaft der Idee, die den Gegner entwaffnet oder doch milder ſtimmt. Dies iſt aber noch lange nicht der größte Vortheil einer befeſtigten Poſition, in welcher wir gerüſtet daſtehen und den ſchlechter oder gar nicht gerüſteten Gegner mit zähen Discuſſionen hinhalten, auf die er mit dialektiſcher Sammlung antworten muß, denen er durch Ueberzeugung und Beweis zu begegnen glaubt. Darüber verſäumt er faſt jedesmal die nöthige Zeit zu *praktiſchen* Vertheidigungsanſtalten.

In dieſer Beziehung iſt auch aus Machiavelli viel zu lernen, deſſen Lehren übrigens im Allgemeinen nur mit großer Vorſicht aufzunehmen ſind. Zwar wird er, wie alle claſſiſchen Autoren mehr gelobt, als geleſen, und mehr geleſen, als verſtanden, ſo daß man immer noch in ihm ſchöpfen kann, wie in einem unberührten Bergwerke, allein er ſchrieb, obgleich für *kleinſtaatliche* Staatsmänner, doch mehr für Fürſten, als für Miniſter, und er kannte die Situationen nicht, welche der moderne Conſtitutionalismus und eine erblich conſtituirte Beamten-Ariſtokratie hervorbringen.—

Du ſiehſt, ich bin kein Feind der Theorie, aber ich wünſche eine *geſchickte* Anwendung derſelben. Nur ganz

unfähige Menſchen werfen ſich rückſichtslos auf den blinden Gehorſam (nach Oben) oder die unverhüllte Gewalt (nach Unten), ohne ſich einen Rückzug offen zu halten. Dieſe ſtellen ſich eben dadurch das Zeugniß untergeordneter Befähigung aus. Du wirſt nur dann den richtigen Platz für Dich finden und behaupten, wenn Du die allgemeinen Bedürfniſſe des Staatslebens richtig verſtanden und gewürdigt haſt, wenn Du ſelbſt da, wo Du zu dienen ſcheinſt, Deinem eigenen Programm folgſt. Détailmenſchen füllen ſich den Kopf mit Spezialkenntniſſen; um das Détail wirklich zu beherrſchen, darf man nicht zu tief darin eindringen wollen. —

Doch davon ſpäter oder ein ander Mal! Ich merke, daß ich anticipire. Die Fülle des Stoffes, das Intereſſe am Gegenſtande reißt mich hin. Ich will lieber verſuchen, geordnet zu verfahren und methodiſch ſein, wie ein deutſcher Profeſſor. —

Bekanntlich ſind ariſtokratiſche Verfaſſungen die zäheſten und dauerhafteſten; und mit Recht werden die Fürſten, welche den Adel aufrieben, als große, aber unbeſonnene Revolutionäre bezeichnet. Wie nun aber gegenwärtig die Sachen einmal ſtehen, läßt ſich mit den paar Adelsreſten, mit den heruntergekommenen Geſchlechtern, die ſich, bei großen Prätenſionen, geringen Mitteln und ſchlechter Erziehung, kümmerlich von den Broſamen nähren, welche vom Tiſche der Büreaukratie abfallen, nichts Weſentliches mehr conſtruiren oder conſerviren. „Für einen Todten bin ich nicht zu Haus!“ — Es läßt ſich ja überhaupt in der Politik Nichts von vorne aufbauen, nur das Beſtehende muß benutzt, verwendet, ausgelegt werden. — Die wahre Ariſtokratie in unſeren Staaten iſt der höhere Beamtenſtand; die darin herrſchenden Familien haben längſt angefangen, wie einſt die Großwürdenträger der Karolingiſchen Monarchie, die

Aemter in ihrem Kreiſe erblich zu machen. Einer meiner alten Collegen in X pflegte von jedem jungen Manne, der etwas raſcher, als gewöhnlich, Carrière machte, nur zu fragen: „Mit wem iſt er verwandt?“ — Was wäre dagegen einzuwenden! Dieſer Kreis herrſcht um ſo ſicherer, je weniger er zu herrſchen ſcheint, und kann darum, ſowie aus anderen Urſachen, nur herrſchen unter dem Aushängeſchilde der Monarchie. Das unterſcheidet uns von den eigentlichen Ariſtokratieen, daß wir den Fürſten und das Fürſtenthum nicht bei der Conſolidirung unſerer Machtſtellung entbehren können; allein dieſer ſcheinbare Mangel bietet auch koſtbare Vortheile. Durch ihn kommt Haltung und Disciplin in die Kaſte, und mit der Ungreifbarkeit auch die Unverantwortlichkeit, welche das conſtitutionelle Problem der Unverletzlichkeit eigentlich an uns verwirklicht. Verſtecken wir nur immer hinter dem Throne die Dräthe, an welchen die Marionetten tanzen! Man kann den Thron umwerfen, aber nicht unſere unſichtbaren Verſchanzungen. — Ein ähnliches Verhältniß zeigte ſich im früheſten Mittelalter unter den rois fainéants im Weſten, unter den müſſigen Sultanen im Oſten, aber die Majores domus, die Chalifen, oder wie die damaligen Beamtenſpitzen ſonſt hießen, wußten nicht, daß Schein und Realität in einem feſten Staatsweſen ewig getrennt bleiben müſſen, ſie ſtrebten, mit dem Ungeſtüm jener barbariſchen Zeiten, auch nach dem äußeren Glanz der Krone, die Perſonen ſtiegen empor, der Stand ging unter, und der Staat zerfiel! — Der König bedarf unſer, aber wir können auch ihn nicht entbehren: er führt unſere Truppen, er ſchlägt unſere Schlachten! — Emanzipirt er ſich von uns, ſo herrſcht die kraſſeſte perſönliche Willkür und ein fortwährendes Wechſeln der Regierungsſyſteme, je nach individuellen Launen und Popularitätsſucht. —

Schaue nach Rußland! der Czar repräſentirt, ſeinen Unterthanen gegenüber — und nicht blos ſeinen Unterthanen — die göttliche Allmacht auf Erden, aber er vermag Nichts gegen ſeine Büreaukratie. Die Kaiſer hätten längſt die Bauern emanzipirt, wenn es die hohen Tſchin's erlaubten; aber ſie mögen nur immer decretiren und proclamiren, ſie ſcheitern nothwendig an den allmächtigen Thatſachen; und ſelbſt das feierlich proclamirte Geſetz würde ihnen dabei Nichts helfen! Nicht einmal populär machen darf ſich ein Czar ohne die Erlaubniß ſeiner Mandarine. Hierin liegt das eigentliche Geheimniß des Abſolutismus, denn einen wirklich abſoluten Fürſten gab es niemals und kann es gar nicht geben. Ein Autokrat iſt das ohnmächtigſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden, wenn er nicht zufällig ein Genie ſonder Gleichen iſt! — — —

Glaube nicht, lieber Sohn, daß es mit dem conſtitutionellen Syſtem ſchwerer ſei zu herrſchen, als unter dem Abſolutismus. Im Gegentheil! Nichts iſt leichter, als die Verfaſſungsformen dem höheren Zwecke der Stabilität dienſtbar zu machen. Ich bin ein aufrichtiger Conſtitutioneller, denn ich halte das ganze Verfaſſungsweſen, wenn es nur weiſe und vorſichtig manipulirt wird, im höchſten Grade für nützlich und vortheilhaft. —

Zunächſt iſt eine conſtitutionelle Charte ein gar elaſtiſches Ding, das in ruhigen Zeiten unſere heilſame Thätigkeit wenig hemmt, wenn wir ihm nur von Zeit zu Zeit unſere Reverenz machen und die allzuſchroffen Conflicte zögernd und interpretirend umgehen. Kommen aber die mageren Jahre, bedroht ein mächtiger Nachbar das Land, muß eine volksthümliche Erhebung eingeleitet werden, — je nun, ſo füllt man eben die leeren Rechtsformen zeitweilig aus, wie die Cadres einer Armee, und überträgt die Verantwortlichkeit für die gefährliche Situation auf die Kammern, wobei man noch für die bevorſtehenden

Stürme eine wohl zu verwerthende Popularität einerntet. Dann kommen aber die Kammern von ſelbſt heran, uns ungemeſſene Vollmachten zu übertragen und große Credite zu bewilligen, da ſie in den langen Friedensjahren brach gelegen und nicht gelernt haben, die verwickelte adminiſtrative Maſchinerie ſelber zu handhaben, ſich auch Wunders denken, wie ſchwer und wichtig das iſt. Sie müſſen und wollen ſich dann auf uns verlaſſen und verſtärken aus freien Stücken unſere Macht weit über die Gränzen der Gefahr hinaus. Aber auch in Friedenszeiten kann ſich ein gewandter Staatsmann Majoritäten ſichern und die Freiheit ſeiner Action wahren, ohne darum mit irgend einem Geſetzes-Paragraphen offen zu brechen.

Ich bin hierin für das neudeutſche Syſtem der theoretiſtrenden Manipulationen; denn das alt-engliſche Syſtem der baaren Corruption, welches von Louis Philipp copirt wird*), bewährt ſich im Ganzen ſchlecht. In den directen Beſtechungen der Walpole, Pelham, Guizot liegt eine zu offene Anerkennung der volksvertretenden Gewalt. Dergleichen mag einem Uſurpator unentbehrlich ſein, der eben erſt eine mit Blut und Koth beſpritzte Krone aus den Händen des Straßenpöbels empfing, oder für einen entwaffneten Fürſten, der ſich allmälig wieder die Autorität verſchaffen muß, welche ein ſtehendes Heer giebt, — nimmermehr aber einer legitim conſtituirten Macht! Das Beſtechungsweſen allein vermag keinen Thron zu ſtützen; denn die Beſtech-

*) Ich weiß aus guter Quelle, daß keine wichtige Abſtimmung in der Chambre des Députés Statt findet, ohne daß Monsieur Génie, der discrete Kaſſirer des Guizot'ſchen Cabinets, gewiſſe Geldſummen unter gewiſſen Briefcouverts an gewiſſe Volksvertreter oder deren Vertraute abgehen läßt. Dieſe Herren votiren die geheimen Fonds und beziehen ſie auch zum größten Theile; auf einem ſolchen Zirkelſchluſſe beruht in Frankreich das Steuerbewilligungsrecht und der allgemeine Frieden.

Anm. des Briefſtellers.

lichen werden immer anſpruchsvoller und wollen niemals die Quelle, aus welcher ihnen ſo Vieles zufließt, verſtopft ſehen; ſie werden alſo niemals die Waffen der Oppoſition gänzlich aus den Händen geben. Mit ihrer Gefährlichkeit würden ihre Einnahmen verſiegen, aber ſie werden des Empfangens begreiflicherweiſe nimmer müde. Deßhalb werden ſie von Zeit zu Zeit im Preiſe aufſchlagen oder, ihrem Charakter gemäß, Verrath üben.

Natürlich ſind bei großen Verlegenheiten auch die verſchiedenen Corruptions-Methoden nicht außer Acht zu laſſen. Die Art ihrer Anwendung gehört nicht hierher; Du findeſt ſie in Knigge's „Umgang mit Menſchen" oder ähnlichen Büchern. Die erſten Beſtechungs-Verſuche können nicht fein genug eingefädelt werden; man unterhandelt, wie Macht mit Macht, in den ſchmeichelhafteſten Formen, ſucht auf die Ueberzeugung zu wirken, „ein großes Talent" zu gewinnen, — man ſetzt bei dem Manne eine loyale Auffaſſung, ein tieferes Verſtändniß, eine in ſeiner Partei ungewöhnliche Einſicht in die Staatsbedürfniſſe voraus, man läßt ſich vertraulich und ſcheinbar vertrauend gehen. Statt auszuhören, berichtet man ſelber. Hat ſich aber der Mann erſt einmal eingelaſſen, iſt er gar durch irgend eine gouvernementale Bevorzugung gekennzeichnet worden, ſo iſt ihm der Rückzug abgeſchnitten und er wird allmälig genöthigt, ſich immer feſter der Regierung zu verbinden. Ein Deputirter bringt uns immer ſeine Stimme als Preis unſerer Bemühungen, ein Journaliſt oft Nichts, als den Beweis, wie faul es mit der Geſinnungstüchtigkeit gewiſſer Frondeurs ſteht. Aber jedes Exempel dieſer Art macht auf das große Publikum einen tiefen Eindruck und bringt die Preſſe in Mißcredit. Ein erkaufter Journaliſt hat außer ſeinem Brodherrn keinen Halt und keinen Schutz, er gehört dieſem mit Haut und Haaren. Läßt man ihn fallen, ſo ſinkt er

bodenlos tief. Je haltloſer die Sache iſt, welche er vertheidigen mußte, deſto unbedingter gehört er derſelben. Verſucht ein ſolcher Menſch ſpäter einmal, zu ſeiner erſten Partei zurückzulaufen, ſo mag man ihn immerhin ungeſtört laufen laſſen, ohne viel ſittliche Entrüſtung zu äußern. Er bringt ja ſeiner Partei doch nur Unehre als Mitgift. —

Da übel regierte Staaten immer auch ſolche ſind, deren Regierungsmaſchine mit den dichteſten Wolken des Geheimniſſes umgeben iſt, wo der Widerſpruch gegen das Selbſt-Lob nicht nur verboten, ſondern auch durch die herrſchende Unkenntniß unmöglich gemacht iſt, ſo finden Regierungen, wie die Wiener und Petersburger, leichter ihre Apologeten, als etwa die engliſche oder belgiſche. Es wird ſich vielleicht erſt in ſpäteren Zeiten einmal zeigen, was ſogar die auswärtige Politik Rußlands und Oeſterreichs der Preſſe verdankt. Bei ſolchen Lebensbedingungen wäre es übrigens ſehr ungeſchickt, die gewonnenen Literaten fortwährend mit Lohn und Ehren zu überhäufen. Das hieße die Bedeutung der Oppoſition und den Werth der literariſchen Leiſtungen in ein zu helles Licht ſtellen. Anfangs zwar iſt über einen bekehrten Sünder mehr Jubel, als über Hunderte, die nie geſtrauchelt; nach und nach aber muß ſich das Verhältniß ganz von ſelbſt verſtehen, und ich habe ſchon geſehen, daß ein Miniſter ſolche Leute gänzlich fallen, ja, verfolgen ließ, um der Welt zu beweiſen, daß er auch uneigennützige und unbeſtochene Vertheidiger in der Preſſe habe! —

Betrachten wir aber das continentale Verfaſſungsweſen, wie es ſich bisher, namentlich in unſern Staaten zweiten Ranges entwickelt hat, mit allen ſeinen Eigenheiten, welche, gleich dem Speere des Achilles, Gift und Gegengift bei einander tragen. Da ſteht als oberſtes Dogma: „Die Theilung der Gewalten.“ Geſegnet ſei Montesquieu,

welcher dieſes Dogma in England zu finden glaubte, wo es gar nicht beſteht! Es iſt, wie die falſchen Decretalen, zum wirklichen kanoniſchen Rechte geworden und iſt umſomehr die Grundlage geworden, auf der ſich eine ſelbſtſtändige Regierung erbauen läßt, als der deutſche Doctrinarismus ſelber hartnäckig an dieſer Baſis feſthält. Was haben deutſche Gelehrte nicht Alles aus dieſem unklaren Lehrſatze gemacht! Da war Einer, ein Hauptkirchenlicht der dynaſtiſch-liberalen Oppoſition, der Urheber einer der berühmteſten und durchlöchertſten Verfaſſungen Deutſchlands; der Mann galt für gefährlich. Zufall oder Neugierde ſpielte mir kürzlich ſein Compendium in die Hände. Ich ſuche die Theorie von der Theilung der Gewalten und finde ſie endlich unter dem Titel: „Von der Beſtimmung der Zuſtändigkeit der Ausübung der materiellen Rechte der Staatsgewalt in der Verfaſſung.“ — Begreifſt Du einen Menſchen, der für ſeinen Begriff der „Beſtimmung der Zuſtändigkeit der Ausübung der materiellen Rechte der Staatsgewalt in der Verfaſſung“ zum Märtyrer wird! — Ich las ferner in demſelben Lehrbuche, daß „alle materiellen Rechte hinſichtlich ihrer wirklichen Ausübung als Rechte der Regierung erſcheinen,“ und in einem anderen Paragraphen deſſelben Werkes, daß „es ebenſo grundlos, als von höchſt nachtheiligen Folgen“ ſei, „wenn man die richterliche Function, mit welcher jedoch nicht der Wirkungskreis der Gerichte, die neben jener (jurisdictio) auch noch obrigkeitliche Gewalt (imperium) ausüben, verwechſelt werden darf, für eine bloße Unterart der vollziehenden Gewalt erklärt, und ihr die materielle Allgemeinheit abſpricht, welche dagegen dem Rechte der Aufſicht gänzlich gebricht.“ —

Ein Menſch mit ſolchem Style und ſolchen Conceptionen iſt wahrlich dem Denkvermögen ſeiner Leſer und Zuhörer gefährlicher, als dem „materiellen Rechte der Staatsgewalt,“

die ihm, wenn nicht zuweilen ein Exempel ſtatuirt werden müßte, gerne verziehen hätte, daß er ihrem „Rechte der Aufſicht“ ſo heroiſch die „materielle Allgemeinheit“ abſpricht. —

Wie klar iſt dagegen unſer Gentz, der — in einem Aufſatze, welchem die Ehre zu Theil ward, den Karlsbader Conferenz-Protokollen eingefügt zu ſein, — ſagt: „In der Theorie des Repräſentativ-Syſtems ſteht der angebliche Grundſatz der Theilung der Gewalten obenan, ein Grundſatz, der, ſich ſelbſt überlaſſen, immer und überall zur Anarchie führen muß, und deſſen Wirkungen in großen und geſchloſſenen Monarchieen nur dadurch ausgeglichen werden, daß die Beſitzer und Verwalter der vollziehenden Gewalt durch künſtliche, nicht immer unſchuldige Mittel die zerſtreuten Bruchſtücke der Herrſchaft in ihrer Hand wieder zuſammenzufügen wiſſen.“ —

Das iſt wenigſtens klar, und es war zweckgemäß, denn Gentz hatte den Beweis zu führen, daß die deutſche Bundes-Einheit neben Repräſentativ-Verfaſſungen in den Einzelſtaaten unmöglich beſtehen könne und daß dieſe jener geopfert werden müſſen. —

Das erſtgeborene Kind der Theilung der Gewalten iſt — das Amtsgeheimniß. Geheimniß iſt Macht, denn nur die Kenntniß, welche einer Kaſte allein angehört, gewährleiſtet ihre Privilegien. Wie die Theilung der Gewalten jede materielle Einmiſchung der Repräſentativ-Körperſchaften zurückweiſt, ſo macht das Amtsgeheimniß ſelbſt jede Controle unwirkſam. Wir laſſen nur ſehen, was und wie wir es ſehen laſſen wollen. Und die Verwaltung muß, wie die älteſte römiſche Jurisprudenz mit ihren pedantiſchen Formeln, als das ausſchließliche Eigenthum der eingeweihten Klaſſe erſcheinen. Drängt ſich auch wirklich einmal ein Mitglied der Oppoſition in's Miniſterium ein, ſo iſt er alsbald in den engen Maſchen des büreau-

kratiſchen Formelnetzes gefangen. Der Mann mag noch ſo viel vorher darauf geſchimpft haben, er will und muß ſich doch als ein praktiſch verſtändiger und gemäßigter Mann zeigen, er kann ja auch nicht Alles allein expediren, er fühlt ſich im Anfange vereinſamt und verwirrt, dem künſtlich angehäuften Detail gegenüber ſehr verlegen, er wagt weder mit den Verordnungen, noch mit den Perſonen gleich tabula rasa zu machen, er wendet ſich mit Ermahnungen und neuen Richtſchnuren, ſogenannten liberalen Regulativen, an die Unterbeamten und Kreisbehörden. Dieſe Alle verbeugen ſich gehorſamſt, ſie wollen gerne gehorchen, ſie ſtellen ſogar Fragen, um nur beſſer zu gehorchen, verwirrende Fragen. Der einzelne Fall gehört ihnen. Ueber der Maſſe des Materials verliert der Miniſter den Kopf, — und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht binnen dreimal vierundzwanzig Stunden der Sklave ſeiner Räthe, ja ſeiner Collegen wird! Was vermögen auch alle liberalen Inſtitutionen, alle ſogenannten conſtitutionellen Garantieen gegen dieſe feſte Burg des büreaukratiſchen Formalismus, gegen dieſen Fels, auf den wir unſere Kirche gebaut haben! — Einen Miniſter kann man ſtürzen, aber nicht das büreaukratiſche Syſtem. Wer ſich nicht einmiſchen darf, wer nicht hinter die Couliſſen ſieht, der kann auch nicht controlliren. An dieſen wichtigen Punkt, den Du Dir, lieber Karl, wohl einprägen mögeſt, knüpft ſich zunächſt der Gegenſatz von Verordnungen zu Geſetzen. Daß man ohne Reſcripte und Verordnungen nicht regieren kann, das muß ja jedes Kind einſehen. Verordnungen und Reſcripte haben freilich keine geſetzliche Autorität und ſelbſt der Richterſtand iſt in ſeinen Urtheilsſprüchen nicht direct an ſie gebunden*), aber ſie werden ausgeführt,

*) Neuerdings iſt er es allerdings, und zwar in einem großen deutſchen Muſterſtaate. Der preußiſche Richterſtand darf nicht einmal prüfen,

und die Controlle hinkt höchſtens mit lahmem Fuße den mittelbaren Folgen nach. Allmälig bilden ſich Präzedenzfälle und eine feſtſtehende Praxis! — Mag nun immerhin ſo ein popularitätsſüchtiger Advokat das zeitgeheiligte Gebäude dieſer Praxis erſchüttern wollen, wir halten ihm dreiſt die Unmöglichkeit entgegen, nach abſtracten Prinzipien zu regieren, wir beweiſen ihm die Wohlthätigkeit unſerer Einmiſchung in einzelnen Fällen und plaidiren das: Summum jus, summa injuria. Das Protections- und Einmiſchungs-Syſtem nützt ja in der That einzelnen Individuen, und die Geſammtheit als ſolche hat ſelbſt in den Kammern ſelten ein ſtimmfähiges Organ. Die Zähigkeit der Schutzzoll-Theorie mag Dir hierbei zum Exempel dienen: die begünſtigten Produzenten ſind Einzelne, ſie ſchreien, ſetzen Himmel und Erde in Bewegung, und — ihre Sache durch! Die benachtheiligten Conſumenten ſind Alle, und ſie bleiben in der Minorität! — Dann ſagen wir unſeren Gegnern, daß ſie eigentlich Nichts von der Sache verſtehen. Und wie ſollten ſie auch! Sie können ihre Ignoranz nicht läugnen! Die büreaukratiſchen Knoten haben keines Alexander's Schwert zu fürchten. — Darum nur keine Vereinfachung in den Formen! Auch nicht in der Conſtitution! Je mehr Artikel die Verfaſſungs-Urkunde enthält, deſto weniger geniren ſie uns. Alles bedingt ſich hier, jedes ererbte Privilegium hat hier ſeine Vertreter, die manchmal, ohne es zu wiſſen, in die Liſte unſerer großen Armee eingetragen ſind. Das Alles fließt zuletzt in einen großen Brei der Anſichten und Intereſſen zuſammen, der eine Art öffentlicher Meinung bildet. Die öffentliche

ob die Ordonnanz ihren Zweck, die Ausführbarkeit der Geſetze zu erleichtern, überſchreitet. Das ſind moderne Errungenſchaften! Und die Disciplinar-Geſetze, die Disciplinar-Gerichte zur Maßregelung der Richter! —

H. B. O.

Meinung aber iſt eine ſtarke Stütze, beſonders wenn es ſich um die Erhaltung von Traditionen und ererbten Gewohnheiten handelt. Die vox populi, welche die Oppoſition, wo es ihr dient, regelmäßig als vox Dei proclamirt, läßt ſich in jeder verrotteten Burgflecken-Gemeinde, die etwa ihren Zunftzwang vertheidigt oder ſich gegen die Zulaſſung jüdiſcher Kaufleute ſträubt, mit mehr Nachdruck für das Vorurtheil unter die Waffen rufen, als jemals für eine vernünftige Neuerung. Denn wo ſich ein Satz mit Beweisgründen vor dem Forum des geſunden Menſchenverſtandes durchführen läßt, da fragt Niemand viel nach Stimmungen und populären Gefühlen, — doch gerade, wo Beweiſe fehlen, da ſtellt vox populi zur rechten Zeit ſich ein. Wo es immer galt, den veralteten Vorurtheilen der Menge eine, politiſch oft unentbehrliche Geltung zu verſchaffen, da hat uns die romantiſche Schule faſt jedesmal wichtigen Beiſtand geleiſtet und den Uebermuth des Rationalismus vielfach mit Glück bekämpft. Die Pflicht der Dankbarkeit verbietet uns zu vergeſſen, daß die erſten und bedeutendſten deutſchen Staatsmänner der Reſtaurations-Epoche Schüler oder Anhänger der großen Erfinder der romantiſchen Technologie (Friedrich Schlegel, Adam Müller, u. A. m.) geweſen ſind. —

Die radikale Oppoſition ſpricht mit ungebührlicher Emphaſe von Volksrecht und Volksſtimme; man halte ihr die provinziellen Eigenthümlichkeiten, die wurmſtichigen Rechtsvarietäten, die Zunftſitten, die Mißbräuche des Gewerbezwanges entgegen. Auch das iſt gediegenes Volksrecht, auch darin liegt Volkspoeſie! —

Glaube mir, mein Sohn, das Volk iſt es nicht, welches nach Preßfreiheit ſchreit, das ſind nur einige Gebildete, welche die Maſſe zu verführen ſuchen, einige brodloſe Literaten, welche irrthümlicherweiſe die Unergiebigkeit ihres Geſchäftes auf Rechnung der Cenſur ſetzen. Thöricht wäre

es, ſolche Demonſtrationen als den Ausfluß der „öffentlichen Meinung“ anzuerkennen. Wo iſt die öffentliche Meinung, wenn ſie nicht gemacht wird? — So lange Deutſchland keine eigentliche Hauptſtadt hat, ſo lange ſoll es den Herren von der Feder ſchwer werden, uns die wirkliche Exiſtenz ihrer „öffentlichen Meinung“ zu beweiſen. —

Wenn wir es durchſetzen könnten, daß die Bauern nur einen ihrer Genoſſen, die Induſtriellen nur einen Fabrikherrn, die Proletarier meinetwegen auch einen Tagelöhner oder Literaten zum Repräſentanten wählen, ſo wäre der öffentliche Frieden geſichert. Jedes populäre Intereſſe, das als ein iſolirtes auftritt, iſt leicht zu paralyſiren. Nur wenig Advokaten*) zu den Kammern eingelaſſen, ſondern wackere Bürger, biedere Landleute, ſo viel Du willſt! — Die ſind beſſer, als ſelbſt die Beamten. Allerdings wurde es vordem für vortheilhaft gehalten, recht viele Beamte in die Kammern wählen zu laſſen, allein es fand ſich nachträglich, daß dadurch die hierarchiſche Einheit der Büreaukratie geſtört, und zuviel Fachkenntniß in den Kammern verbreitet ward. So mußte denn, nach einer geheimen Inſtruction Metternich's, die berühmte „Urlaubsfrage“ auf's Tapet gebracht werden, um uns jedenfalls in den einzelnen Fällen die letzte Entſcheidung zu reſerviren. Lieber ab und zu einen unwiſſenden Feind mehr, als einen zweideutigen Anhänger, der in der nächſten Kriſis mit dem Material ſeiner Erfahrungen zum Feinde übergehen kann! — Auch in dieſer Hinſicht bieten uns die altſtändiſchen Verfaſſungen noch bequemere Handhaben, als die modernen Charten. — Divide et impera! —

Wir haben vorhin geſehen, wie trefflich es ſich bisweilen lohnt, mit den Waffen des Gegners zu fechten. Das erinnert

*) Macht man aus dem Advokaten einen Beamten, ſo kann man ihm den Urlaub verweigern, oder ihm auch auf andere Weiſe ſein Gift benehmen. — Anmerkung des Briefſtellers.

mich an ein bekanntes liberales Rüſtzeug, nämlich an die Anglomanie. Studire nur fleißig engliſche Rechtsgeſchichte, Du wirſt in ihren verſchiedenen Perioden alle Werkzeuge der kirchlichen und der weltlichen Orthodoxie gewahren. Die wenigſten derſelben ſind direct abgeſchafft; da haben ſie Geſetze über Majeſtätsbeleidigung und Preß-Vergehen, denen ſelbſt die „Erregung von Mißvergnügen“ und „der unehrerbietige Tadel“ nicht fehlen, Edicte, mit denen man eine Bückeburgiſche Hof- und Staats-Zeitung unterdrücken und einem preußiſchen Kammerherrn wegen Hochverraths die Ohren oder auch den Hals abſchneiden könnte. All' das iſt antiquirt und durch die Praxis unſchädlich gemacht, das Wenigſte aber iſt formell aufgehoben. Einer feindlichen Richtung gegenüber, welche darin beſteht, die bürgerliche Freiheit in geſchriebenen Geſetzen auszuprägen, gilt es nun, zu beweiſen, 1) daß die brittiſche Freiheit auf dem Unterbau einer drakoniſchen Geſetzgebung ruht, und 2) daß es mit den Geſetzen allein nicht gethan iſt. Die politiſchen Sitten aber können erſt im Verlaufe von Jahrhunderten geſchaffen werden. — Die brittiſche Aufruhr-Akte, ihre Conſtabler und einiges andere Stammverwandte, ja, ſelbſt ein Schemen der habeas-corpus-Akte, — das Alles läßt ſich unbedenklich bei uns einführen und gewinnt gleich auf deutſchem Boden, in deutſcher Umgebung einen eigenthümlichen Beigeſchmack, ſo daß ihr wirklicher Urſprung kaum herauszuerkennen iſt, wie von nach dem Kap verpflanzten Trauben. — Ueberhaupt, nur keine Angſt vor den liberalen Formen! Auf den Geiſt, auf den inneren und äußeren Zuſammenhang kommt es allein an! —

Was wäre nicht, bei geſchickter Benutzung, aus dem Muſter der engliſchen Hochkirche zu machen, aus ihren modernen Commiſſionen zu ſpeziellen Verwaltungs-Zwecken und gar erſt aus dem angelſächſiſchen Inſtitut der Friedens-

richter, demgemäß man jeden Gutsbeſitzer zum Polizeidiener umſtempeln könnte! —

Allerdings dürfen die Formen des Self-government nicht mit dem eigentlichen Inhalte deſſelben verwechſelt werden. Dieſem Teufel biete keinen Finger! Jede Regung in dieſer Richtung zieht einen Geiſt der Oppoſition groß, gegen den die Localiſirung der Intereſſen noch als einzige und letzte Sicherheitsſchraube gelten mag. Die Formen der Selbſtregierung ſind nur ſo lange ungefährlich, als ihre Subjecte weder lebenskräftig, noch entwickelungsfähig ſind. Ich bin darum ſtets ein Anhänger der ſtändiſchen, provinziellen und Kreis-Privilegien und Freiheiten geweſen. In ſolchen Einrichtungen geht das freiheitliche Geſammtgefühl ſo gründlich verloren, daß der Patriotismus ſogar in den ſtürmiſchen Zeiten nationaler Erhebung noch die Geſtalt ſtändiſcher, corporativer oder ariſtokratiſcher Vorrechte annimmt! — Selbſt wo der Geſammtſtaat ſchon in einer allgemeinen Ständeverſammlung vertreten iſt, laſſe man dieſe todten Formen, wenn irgend möglich, noch daneben beſtehen. Die liberale Oppoſition, welche dagegen anzukämpfen verſucht, prallt nicht blos an den zahlreichen, obgleich nur künſtlich geſchaffenen, Sonder-Intereſſen ab, ſondern mehr noch an dem Vorwurf des abſtracten Nivellirens und der franzöſelnden Centraliſations-Tendenz.

Das jus quaesitum iſt heilig; Domſtifter und adelige Kreistage mögen veraltet ſein, aber ſie beſtehen; wer ſie aufheben will, verfällt dem Chaos der Robespierre'ſchen Epoche! — Das weiß die Wiener Staatskanzlei ganz beſonders zu würdigen, indem ſie ſelbſt den Provinzen, welche gar keinen Adel haben, adelige Landtags-Tafeln bewilligt. —

Die Centraliſation iſt freilich eine große Kraft, eine Waffe, deren Griff wir in der Hand haben müſſen, damit die

Schneide gegen unſere Feinde gekehrt ſei. Centraliſiren wir die Büreaukratie, aber laſſen wir die organiſchen Beſtandtheile des Staates, welche uns feindſelig entgegentreten könnten, ſo decentraliſirt, wie möglich! — Was würde ſonſt aus der Souverainetät, die „auf einem Rocher von Bronze ſtabilirt“ bleiben muß! —

Wäre es thunlich, die corporativen Elemente in unſerem Staatsleben geſichert zu conſerviren, ſo würde ich — aber ausſchließlich unter dieſer Vorausſetzung! — das Einkammerſyſtem dem Zweikammerſyſteme vorziehen. Das letztere wird immer dahin führen, daß ſich die zweite Kammer als eigentliche Landes- und Volksvertretung gerirt, um welche ſich denn bald alle populären Elemente ſchaaren, ſo daß in dem ſchärfer hervortretenden Antagonismus die Kammer der Privilegirten zu kurz kommt. Iſt aber Alles, wie Kraut und Rüben, durch einander gemiſcht, ſo findet ſich kein Teufel darin zurecht, und der Pöbel verſchwendet dann leichtlich ſeine Sympathieen an die lautſchreienden Vorfechter des niederen Adels, welche, ſobald es darauf ankommt, mit geringer Mühe herumzubekommen ſind, ja, die ſich, beim erſten Dämmern einer politiſchen Kriſis, uns von ſelbſt in die Arme werfen.

Eine Adelskammer kann in Deutſchland niemals eine ſeriöſe Selbſtſtändigkeit behaupten. Sitzen auch hier und da einige alte Krautjünker, welche die brittiſchen Lords ſpielen möchten, ſchmollend auf ihren Gütern, ſo wollen doch ihre Söhne vom Seconde-Lieutenant avanciren, auf Hofbällen von den gnädigen Prinzeſſinnen zum Walzer commandirt werden, u. ſ. w. Sie ſind durchſchnittlich weder finanziell, noch moraliſch, zu einer ſelbſtſtändigen Exiſtenz befähigt und verträgt auf die Länge kaum Einer unter ihnen weder die Zurückſetzung im Staatsdienſte, noch die gerunzelte Stirn des Sereniſſimus. — Hier liegt freilich der Haſe

im Pfeffer! Die Meiſten unſerer „an den Stufen des Thrones Geborenen“ ſind durch heraldiſche Studien, Jagd, Galanterie und andere noble Paſſionen dergeſtalt auf den Umgang mit Adeligen angewieſen, daß ſie ſich mit jedem Nicht-Adeligen, wie ſehr der ſich auch die Sitten des Hofes angeeignet habe, unbehaglich fühlen. Der Adel weiß ſich alſo unentbehrlich. Zum Glücke iſt die Büreaukratie mit einem Theile des Adels verwachſen und verſchwägert, ſo daß ſie auch auf dieſem Gebiete mit gleichen Waffen kämpfen kann. —

Das Verhältniß zum Monarchen wird immer wichtiger ſein, als unſere Stellung den Kammern gegenüber. Beſonders aber, wenn die Wellen des parlamentariſchen Lebens hoch gehen, muß über dem Wechſel der Miniſterien ein Bleibendes ſtehen, das den Angriffen der Deputirten unerreichbar, oft ihren blöden Augen unſichtbar ferne liegt. In der geheimen Geſchichte der Beamten-Oligarchie, welche noch zu ſchreiben wäre, aber hoffentlich niemals geſchrieben wird, müßte dem Inſtitut, das ich meine, dem ſogenannten Geheimen Cabinet ein beſonderer Theil gewidmet werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es aus Perſonen combinirt wird, die dem Fürſten angenehm ſind, personae gratae, und daher hauptſächlich aus dem gebildeten Theile des Adels zu ſortiren iſt. Die Oppoſition ſpricht wohl von einer Kamarilla, allein ſie darf ſich doch in Deutſchland nicht unehrerbietig über die perſönlichen Freunde des Monarchen äußern, oder gar in deſſen Privatbeziehungen einmiſchen, ſo daß der conſtitutionelle Schild der fürſtlichen Unverantwortlichkeit auch zuweilen die gar nicht ſehr conſtitutionellen Freunde des Königs deckt. Das geheime Cabinet giebt uns mit Leichtigkeit alle Mittel an die Hand, welche die Parteien auf ihrem theoretiſchen Standpunkte nur durch langwierige Agitation und mühſelige Conſpiration erlangen. Hier ſchießen alle Fäden zuſammen. Mit dem ge-

heimen Cabinet ſicherſt Du Dir nicht nur unter allen Umſtänden die königliche Unterſchrift, ſondern auch, was mehr iſt, die Gunſt des Hofes und der an demſelben einflußreichſten Frauen. Denn die Frauen, ſeien es Schauſpielerinnen oder Prinzeſſinnen, lieben es mit dem geheimnißvoll Wirkenden zu ſpielen, wichtige Mienen anzunehmen und nach Feeen-Art, ſtill protegirenden Einfluß zu üben. Auf dieſem Felde wird das ſtarre Meduſenhaupt der Herrſchaft mit Blumengewinden verhüllt. Haſt Du dieſen Kreis ſicher erobert, ſo ſchadet Dir keine oſtenſible Ungnade. Ich habe Höfe gekannt, wo der Unterrichts-Miniſter nicht zum Vortrag gelangen konnte, während der Theater-Intendant, der Polizei-Director und der Referent des Stadtklatſches unangemeldet Zutritt hatten. —

Neben dem geheimen Cabinet, zur Noth auch ſtatt deſſelben, kann, wenn der Fürſt, wie gewöhnlich, die Soldatenſpielerei mit Leidenſchaft treibt, ein, aus hohen Offizieren zuſammengeſetztes, Militärcabinet beſtehen, welches gelegentlich als Comité d'action eintritt und ſich ohne Schwierigkeit des überwiegendſten Einfluſſes auf die ganze Armee bemächtigt, — welche ſelbſtverſtändlich niemals auf die Verfaſſung beeidigt werden darf. Mit ſolchen Schutzmitteln iſt man, Das begreifſt Du, nicht leicht zu überrumpeln, nicht au dépourvu zu nehmen. Zu unſerer äußerſten, eigenen Sicherheit gehört es übrigens, daß von ſolchen Maßnahmen und Veranſtaltungen, wenn ſie ernſtlich zur Sprache kommen ſollten und der Lärmen darüber nicht auf die übliche, conſtitutionell-parlamentariſche Weiſe zu beſeitigen wäre, niemals das Odium erweislich auf den Fürſten falle. Zur Noth opfert man einen Miniſter und zwar gewöhnlich einen, der am wenigſten dabei betheiligt war. — —

Für das Volk iſt der Fürſt glücklicherweiſe noch immer

eine märchenhaft intereſſante Perſönlichkeit, die es ſich mit der Lebendigkeit der phantaſiereichen Jugenderinnerungen aus Tauſend und einer Nacht ausmalt. Es iſt verwundert und gerührt, daß der König nicht mit der Krone auf dem Haupte zu Bette geht, daß er ißt und trinkt, wie andere Menſchen. Ein einziges menſchlich ordinäres Wort von ihm verſöhnt mehr arme Teufel mit dem Glanz des Throns, als ein ganzes Verfaſſungs-Statut. Die Harun-al-Raſchid-Komödien ſind noch immer nützlich, um für die mageren Jahre wohlfeile Popularität aufzuſpeichern. Nur dürfen ſie nicht allzuſpät kommen, ſonſt merkt das Volk, dem am Ende ein gewiſſer natürlicher Inſtinkt ſelten ganz fehlt, die Abſicht und wird verſtimmt. Die Methode, einen oppoſitionellen Prinzen in Reſerve zu halten, iſt zu bekannt und zu verbraucht, um noch einer beſondern Erwähnung zu bedürfen. — Der Miniſter dagegen muß keine populäre Rolle ſpielen wollen, muß nicht mit dem Weißbier-Philiſter Schmollis trinken. Er ſteht nicht hoch genug, um ſich ſo tief herabzulaſſen; das Volk will in ihm nur einen gewiſſenhaften Arbeiter und keine capriciöſe Perſönlichkeit ſehen. Selbſt den Generälen gelingt es ſelten mehr, und dann nur nach weithinſchallenden Siegesthaten, mit den Türenne- oder Suwarow-Rollen über den Kreis der Armee hinauszuwirken. Die alten Haudegen, welche das in neueſter Zeit noch verſuchten, haben ſich nur lächerlich gemacht. —

Der Fürſt erſcheint dem Haufen traditionell mit der Glorie unumſchränkter Allmacht umgeben. Für jede Beſchränkung, der er ſich zu unterziehen ſcheint, iſt man ihm dankbar; man liebt ihn dafür, daß er ſeinen Verfaſſungs-Eid nicht bricht. Ihm wird der offene, ſcharfe Verfaſſungsbruch eher verziehen, als uns. Wenn uns nichtsdeſtoweniger die Vorſicht gebietet, die Krone, welche unſer Palladium iſt, in ſolchen Kämpfen nicht unwiderruflich zu

engagiren, so können dergleichen Conflicte doch auch andrerseits nicht ohne die persönliche Betheiligung des Souverains bestanden werden. In der Regel wird die Sache so leise und langsam eingefädelt werden, daß seine sogenannte Fürsten-Ehre oder sein Mannestrotz darin verwickelt sind, noch ehe er die Zeit zum Besinnen gefunden. Die ungeschickten Drohungen der Gegner, die Vorstellung wirklicher und eingebildeter Gefahren thun das Uebrige. Zuletzt erscheint es unmöglich, mit diesen Gesetzen, neben diesen Kammern zu regieren. — —

Dergleichen Unternehmungen haben fast alle zwei charakteristische Seiten, deren eine sich auf ihren geheimen Ursprung, die andere sich auf ihren sichtbaren Anfang bezieht. Jene besteht darin, daß jedem bedeutenderen Verfassungs-Conflicte ein geheimer Finanzschaden zu Grunde liegt, bei welchem die herrschende Dynastie unmittelbar betheiligt ist, z. B. die Domainen-Frage, fürstliche Privatschulden, u. dgl. m. — Natürlich darf der Kampf um die materiellen Güter nicht unter der Fahne des dynastischen Privat-Interesses geführt werden; abstracte Rechtsprinzipien liefern hier eine willkommene Symbolik, deren tiefer liegender Inhalt wohl auf beiden Seiten erkannt, aus constitutionellen Rücksichten aber niemals deutlich ausgesprochen werden darf. Deßhalb beginnen gewöhnlich solche Feldzüge anscheinend mit irgend einem Competenzconflict. Hier steht gleich Alles in Frage und im schlimmsten Falle opfern wir zum Schluß eine theoretische Anmaaßung für einen concreten Vortheil. Einen Competenzconflict hervorzurufen kann aber niemals schwer sein, solange unsere Beamten der ordinären juristischen Verantwortlichkeit glücklich entzogen bleiben. Die alten Liberalen haben so lange auf Trennung der Justiz von der Verwaltung gedrungen, daß sie sich nun wohl die dagegen benöthigten Sicherheitsschran-

ben gefallen laſſen müſſen. In dem patriarchaliſchen Zuſtande, als noch die Verwalter gelegentlich auch Recht ſprachen, da gab es keine Competenzconflicte, und ſie waren auch nicht nöthig. Allein neue Zuſtände erzeugen neue Bedürfniſſe, und des großen Napoleon juriſtiſches Genie kam grade zur rechten Zeit, um in einer ausgebildeteren Adminiſtrativ-Juſtiz den Mittler zwiſchen Juſtiz und Adminiſtration zu geben. Dieſe kunſtreiche Maſchine wollen wir, trotz ihres wälſchen Urſprungs, gebührend und dankbarlichſt reſpectiren. Der privilegirte Gerichtsſtand der Beamten und die Unverantwortlichkeit der Oberbehörden ergeben ſich aus dieſem ganzen Syſtem mit logiſcher Nothwendigkeit, von ſelbſt, ohne Geſchrei und ohne Skandal. Daran laßt uns feſthalten und das als das Unſre behaupten! Was ſollte auch aus dem Regieren werden, wenn quilibet ex populo Jeden von uns für jede einzelne Maßregel vor Gericht chicaniren könnte, wenn jedes richterliche Collegium ſich wie ein Parlament geriren dürfte! — Darum iſt der Satz, daß der Richter die Rechtsbeſtändigkeit der Verordnungen nicht zu prüfen habe, wohlweislich in einige neuere Verfaſſungen aufgenommen worden. — Die kräſſen Liberalen haben manchmal die Adminiſtrativ-Juſtiz mit der Cabinets-Juſtiz in ein und denſelben Sack der Verdammniß geworfen; aber daß zwiſchen dieſen beiden Inſtitutionen eine feine Scheidelinie zu ziehen iſt, kann der ſcharf Diſtinguirende unmöglich verkennen. Diſtinguiren wir alſo! Wenn die Liberalen den altgermaniſchen Rechtsſatz, daß Jeder von ſeines Gleichen gerichtet werde, — pares a paribus, — wieder in's Leben einführen wollen, ſo müſſen ſie auch zugeben, daß Beamte von Beamten zu richten ſeien.

Doch die wechſelnden Formen der Conflicte, welche die Oppoſition als „Staatsſtreiche“ zu bezeichnen pflegt, ſind mannigfaltig und unberechenbar. Ein reiches Studium

derſelben bietet Dir die Geſchichte der deutſchen Bundesſtaaten. Die Hauptſache iſt freilich immer, ehe man ſich auf ſolche Zwiſte einläßt, der überwiegenden Macht ſicher zu ſein. Dann findet ſich das Uebrige von ſelbſt. Aber man poche nicht allzu laut auf ſeine Uebermacht; die Liſt und juriſtiſche Dialektik, von Mächtigen angewendet, ſind doppelt nützlich und des Erfolges gewiß. Man läßt damit dem Feinde eine oft willkommene Gelegenheit zum Rückzuge offen, wogegen der Trotz der Gewalt die brutalen Naturkräfte der Menge herausfordert und wach ruft, gegen welche kein Kraut gewachſen iſt. Ich bin im Allgemeinen und grundſätzlich gegen jeden gewaltſamen Staatsſtreich; man gewinnt damit ſelten eine auf die Dauer feſt geſicherte Poſition und kann, nach einem ſolchen Kriegszuſtande, nur langſam und nicht ohne Gefahr die Waffen niederlegen. Ein erfahrener Staatsmann weiß ſich ſchon bis auf Weiteres durch die unbequemen Paragraphen einer Conſtitution durchzuwinden. Nur nicht zu viel Eifer und keine Ueberſtürzung! — Thue keinen Schritt vorwärts, den Du vielleicht könnteſt zurückthun müſſen. Ein Fürſt hat allerdings den Vortheil, daß er bei einem abgezwungenen Wechſel des Syſtems einen Miniſter als Sündenbock opfert und ſelber rein, wie ein Schwan aus dem Sündenpfuhle auftaucht. Zuletzt wird manchmal ein Fürſt, der recht viel gewagt hat, durch kleine Conceſſionen aus der Fülle ſeiner errungenen Macht beliebter, als ein ehrlicher Monarch, der von Anfang an gewiſſenhaft die Geſetze beobachtet, aber weder der Phantaſie, noch dem Aufregungs-Bedürfniß der Menge jemals beſondere Nahrung geboten hat. Auch ſagt Machiavelli ganz richtig, daß die nöthigen Gewaltthaten alle raſch und auf einmal geſchehen müſſen, um die Sinne zu verwirren und die Thatkraft zu lähmen, wogegen die Wohlthaten tropfenweiſe vom Throne herabtröpfeln müſſen, ſo daß immer neuer Dank ein-

geerntet wird, der natürlich dem Starken und Gefürchteten doppelt reichlich fließt.

Doch das Alles paßt, wie schon gesagt, nur auf Fürsten; Minister haben in der Regel ihre Handlungsweise so einzurichten, daß sie den Charakter oder doch den Schein der Gewaltthätigkeit gänzlich verliere.

Was man gelungene Staatsstreiche nennt, das beruht durchweg auf scharf durchdachten Proceduren, von denen jede Einzelnheit ein reifliches historisch-politisches und auch wohl statistisches Studium voraussetzt. Was man lehrend mittheilen kann, sind immer nur die allgemeinen Prinzipien; ein zur That und Leitung berufener Mensch muß das Nöthige aus den Zuständen und Begebenheiten selbst resümiren. Der abstracte Schematismus ist verderblich. Aendern sich die Umstände und Personen, so ändere auch rasch Deinen Plan. Was der Pöbel als Glück oder Unglück bezeichnet, hängt meistens mit dem höheren oder geringeren Grade der Beweglichkeit des Geistes in der Beherrschung der Umstände zusammen. Einer unserer berühmtesten Staatsstreich-Künstler hätte es unendlich viel weiter gebracht, wenn nicht eine gewisse Starrheit des Wollens und der Eigensinn seines eingebildeten Ehrgefühls ihn die Conflicte aufsuchen hieße, wo er sie vermeiden, d. h. umgehen, sollte.

Auf einen Punkt, den ich schon früher andeutungsweise berührt habe, muß ich, weil es der wichtigste von allen ist, schließlich noch einmal zurückkommen, obgleich ihn hier zu erschöpfen unmöglich wäre. Es ist die Bearbeitung der öffentlichen Meinung. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung in unserem Sinne durch die Presse, den Katheder, die Kanzel sogar, ist selbstredend viel nützlicher, als die Zwangsmaßregelung der periodischen Literatur. Wenn der Strom der Presse zu breit und mächtig fließt, so durchbricht er alle Dämme. Die Censur durch Beamte wird

zusehends unpraktikabel, ja unnütz, wenn nicht gar schädlich; die Censur des Schriftstellers dagegen durch den Unternehmer und Capitalisten, durch Verleger, Drucker und Setzer, die Zügelung der idealen Schwärmerei durch die Controlle der materiellen Interessen, Cautionen, Concessionen und Concessions-Entziehungen, Verwarnungen, Geldstrafen, eine bis zum Laufburschen und Colporteur herabreichende Verantwortlichkeit, die Disciplinirung des Journalismus durch Polizeigerichte, dieses System ist zeitgemäß und hat eine große Zukunft. „Nicht unterdrücken, sondern leiten!" sei die Parole. Die Unterdrückung und die sichtbare Verfälschung rächen sich durch eine gewaltige Reaction der unterdrückten Naturkraft, durch phantastische Forderungen unzähmbarer Massen, die an keine Leitung gewöhnt sind. Dagegen giebt es ganz untrügliche und unfehlbare Mittel der Bearbeitung. Zum Beispiele: Man lasse den Zeitungen recht viel Preßfreiheit für auswärtige Zustände; die Redactionen stürzen sich gierig auf diesen Stoff, sind dafür dankbar und gewähren uns damit sogar den Schein des Liberalismus. Die Mängel und Schäden fremder Staaten werden dann weitläufig und mit Vorliebe erörtert, jeder kleine Mißstand in England oder Schweden, nach den dortigen Oppositionsblättern, unter das Vergrößerungsglas gelegt. Das Publikum gewöhnt sich allmälig daran, sich mehr für das interessante und vielbesprochene Ausland zu erhitzen, als für das schweigsame Inland, wo dem freien Worte Fußangeln gelegt sind. Daneben liest es von dort bei der ungeschminkten Enthüllung reeller Mißstände viel freimüthigen Tadel, aus der Heimath nur officiöses Lob, und da in der Welt Alles auf Licht und Schatten, auf das Verhältniß von Mehr oder Weniger ankommt, so erlebt man es, daß unsere Spießbürger, die in Nordamerika die kühnsten Abolitionisten überbieten und in England auf die Manchester-Schule, als auf flache Halbdenkerei herabsehen, sich zu Hause

vor jedem Nachtwächter bis zur Erde verbeugen. Die großbritanniſch-hannovriſche Statthalterſchaft, welche die Schlözer'ſchen „Staats-Anzeigen“ über ganz Europa frei ſchelten ließ, aber dem ſtreitfertigen Profeſſor raſch das Handwerk legte, als er den Poſtmeiſter von Nordheim an ſein Reglement zu erinnern wagte, bewies damit viel ſtaatsmänniſchen Takt. — Und auch die extremen Demokraten unter unſeren Journaliſten, welche in England und Frankreich nur Corruption, Ariſtokratenwirthſchaft und Pfaffentrug ſehen, ſeien als nützliche Werkzeuge geprieſen!*)

*) Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß der vorliegende Brief vor 1848 geſchrieben iſt. Indeſſen haben einige Journaliſten, denen der Paradoxismus zu Kopfe geſtiegen, noch Fortſchritte in der, vom Briefſteller belobten Methode gemacht. Die neueſte Vervollkommnung der alten Methode beſteht darin, den retroſpectiven Idealismus, der einſt die, ſeitdem glücklich beſeitigte Schwärmerei für urteutoniſche Geſittung erzeugt hat, nun mit einigen albernen Variationen auf eine ganz hohle Abſtraction des uralten „gemeinen Rechts“ Englands anzuwenden, und indem dieſes dem ſogenannten ſtatutariſchen Rechte gegenüber geſtellt wird, in demſelben lauter Freiheit und Kultur, in den Statuten aber lauter Willkür und Unverſtand zu ſehen. Als ob die Parlamente ſeit jeher außerhalb der lebendigen Rechtsbildung des Volkes geſtanden hätten! Als ob das Rechtsſyſtem nicht mit der ganzen Nation wüchſe! Als wäre auch nur gemeines und ſtatutariſches Recht ſo ſcharf zu trennen! Dieſe, angeblich demokratiſchen Phantaſten, welche ſich keine Gelegenheit, auf das parlamentariſche Staatsweſen weidlich zu ſchimpfen, jemals entgehen ließen, möchten den alten „Geheimerath“ (the privy council) an die Stelle der verantwortlichen Miniſterien ſetzen, und ſehnen ſich, aus Erbitterung über Lord Palmerſton's entſetzliche Tyrannei, unter die Geſetzlichkeit eines Wolſey oder Burleigh zurück. — Da liegt bei London ein kleines Dorf, in welchem ſich ein experimentirender Juriſt und einige kindiſche Capitaliſten den harmloſen, romantiſchen Spaß erlaubt haben, unter ſich das alte Gemeinde-Recht einzuführen. Flugs wird darauf eine ganze Theorie gebaut. Mit demſelben Fug könnte man aus dem zeitweiligen Beſtehen einer Tauſchbank, wie es deren in Paris ſchon gab, oder einer Ikariſchen Kolonie, wie Cabet deren in Amerika errichtete, auf die Allgemeingültigkeit des Socialismus oder Communismus ſchließen. — H. B. O.

Einen Schritt weiter, und man kann verſuchen, das germaniſche Weſen zu dem wälſchen, galliſchen, britanniſchen in einen ſcharfen Gegenſatz zu bringen. So lange die Burſchenſchaften von teutoniſcher Urfreiheit und Stammesreinheit faſelten, ſo lange waren ſie eher nützlich, als gefährlich. Der Begriff der individuellen Freiheit war ihnen noch nicht aufgegangen. — Beherzige in dieſer Beziehung die Worte eines preußiſchen Staatsmannes (Geheime Denkſchrift, 1822):

„Es verdient eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathſam wäre, ſie gleichfalls, nach dem Beiſpiele der engliſchen und franzöſiſchen Regierungen, in ihren Grundſätzen, in ihren Leitern und Organen, einer ſtrengen aber kräftigen öffentlichen Discuſſion zu unterwerfen, als es nicht allzuſchwer ſein dürfte, gegen jene Grundſätze und Einrichtungen bei den beſonnenen und richtig urtheilenden Deutſchen die National-Eitelkeit und Ehre in's Spiel zu bringen, indem man dieſelben, als von einer nebenbuhleriſchen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darſtellte.“ —

In der That wurden die Deutſchen ſo lange mit ihrem Mangel an Selbſtgefühl aufgezogen, daß ſich ſeitdem viele Patrioten in vollem Ernſte mit forcirter Bewußtheit eine Prahlerei und Selbſtüberſchätzung angewöhnt haben, welche die der Dänen und Türken weit übertrifft. — Wenn man bedenkt, daß Vorbild und Anlaß des politiſchen Widerſtandes in Deutſchland faſt immer von Außen kam, ſo wird man dieſen Punkt, die Iſolirung des politiſchen Bewußtſeins, nicht geringſchätzen. Politiſche Revolutionen ſind undeutſch, deutſch dagegen ſind die religiöſen Contro-

verſen und Conflicte! Wer die Aufmerkſamkeit auf dieſes Gebiet lenkt, wer auf dieſem Boden durch populär eingreifende Antitheſen die Gemüther beſchäftigt, zieht das Volk von den Staatsangelegenheiten ab, wo die zu allgemeine Betheiligung nur zu Unfrieden und Unheil führen kann. — Immerhin mag den Ungeduldigen verheißen ſein, daß ſie, ſtatt den Himmel auf der Erde zu gewinnen, umgekehrt in der außerweltlichen Weisheit Erſatz für die irdiſchen Kämpfe finden und daß der freie Gedanken die Körperwelt um ſo ſicherer, obgleich langſam, befreien werde, je höher er ſich über dieſelbe erhebt. —

Soweit für heute, mein Sohn! Ich konnte Dir bis jetzt nur die allgemeinen Geſichtspunkte andeuten, deren einzelne ich vielleicht mit der Geſchwätzigkeit des angehenden Alters, theilweiſe wohl auch mit dem Intereſſe eines Mannes, der ſein „quorum pars magna fui“ ohne Unbeſcheidenheit hinzufügen darf, zu weitläufig beſprochen habe. Meine Abſicht war nichtsdeſtoweniger nur darauf gerichtet, Dich zum Selbſtdenken anzuregen und auf die Bahn zu leiten, wo Selbſtdenken und Thatendrang förderlich ſind. —

Haſt Du das Grund-Princip meiner Auseinanderſetzung begriffen, ſo iſt das Wichtigſte geſchehen. Jede einzelne Frage zu erörtern, müßte ich zu dem langweiligſten Staatsrechts-Compendium einen noch langweiligeren Commentar ſchreiben. Ein anderes Mal ſpreche ich Dir von dem Wechſel-Verhältniß zwiſchen dem Bundestag und den Regierungen der Einzelſtaaten; das iſt eine Mühle, in welcher jede Oppoſition, wie zwiſchen zwei Mühlſteinen zermalmt wird. Dann haben wir noch die Theorie der Staats- und Disciplinar-Gerichtshöfe mit abhängigen Richtern und fürſtlichem Begnadigungsrecht u. ſ. w.

Suche Dir zunächſt bei allen dieſen Gegenſtänden das wahre Verhältniß der lebendigen Praxis zur geſchriebenen

Theorie klar zu machen. Davon muß Dich ſchon meine kurze Ueberſicht überzeugt haben, daß jeder Verfaſſungs-Artikel eine exoteriſche und eine eſoteriſche Auslegung zuläßt. Die Freiheit iſt ja doch mehr eine Sache des Bewußtſeins, als des materiellen Intereſſes. Gewähren wir alſo das ſtolze Bewußtſein und den edlen Schein ſo weit, daß daneben die materielle Ordnung der Dinge den zu ihrer Verwaltung Berufenen unbeſtritten bleibe! —

Aus Deiner Antwort werde ich erſehen, wo ich Deiner Auffaſſung nachhelfen und wo ich Dir das nähere Detail erſchließen ſoll. —

Dein treuer Vater.

III.

Epilog.

Manches aus dem vorſtehenden Briefe mag heutzutage, nachdem die Regierungskunſt die ungemeſſenſten Fortſchritte gemacht hat, veraltet erſcheinen. Aber die Principien ſterben nicht! Im Gegentheil, die von unſerem Briefſteller entwickelten Principien haben ſich zu höherer Entfaltung dargelebt, wenn auch hier und da an die Stelle des vorſichtigen und umſichtigen Kanzleiſtyls der raſche und betäubende Bulletins-Styl der Militärherrſchaft getreten iſt. — Als hiſtoriſches Document aber hat der vorſtehende Brief zweifelsohne den Werth vieler anderer Documente, bei nicht geringerer Authenticität. —

Ich theile die Antwort des Jüngers hier nicht mit, weil ich ſie nicht geleſen habe. Solche Belehrungen nehmen gewöhnlich einen Verlauf, wie ihn ſchon Göthe an Mephiſtopheles' Schüler dargeſtellt hat. Im erſten Theil lauſcht der Junge voll andächtiger Ehrfurcht jedem Worte, gleich

einer neuen Offenbarung; im zweiten Theile ſchnauzt er den Alten an, und iſt weit, weit über ihn hinaus! — Ich vermuthe, daß es auch bei meinem Jugendfreunde ſo gegangen iſt. Wie mag ſich der Alte gefreut haben! —

Ja, die Welt hat eminente Fortſchritte gemacht! — Die geiſtige Freiheit unſerer Staatsmänner und ſonſtigen Politiker hat faſt in demſelben Maaße zugenommen, wie die Staatsſchulden der civiliſirten Welt. Freilich ſind auch die Staatsſchulden, ganz abgeſehen vom allgemein ſinkenden Werthe des Geldes, genau in demſelben Verhältniſſe gewachſen, als der pedantiſch ſtricte Rechtsſinn unterging. Ich meine hier nicht den Rechtsſinn der guten, alten Zeit, wo mancher deutſche Fürſt, der vielleicht einen armen Teufel hängen ließ, nur um ſein hochnothpeinliches Staatsregal vor Verjährung zu ſchützen, ſeinen Landſtänden das Geld zu einem neuen Rock mühſam abdingen mußte. Nein! Ohne ſo weit zurückzugreifen, — erinnern wir uns nur an die vierziger Jahre, an die beſcheidenen Blüthen der landſtändiſchen Oppoſition vor den glorreichen März-Errungenſchaften! — Die heute Elephanten verſchlucken, haben damals kaum ein ungekochtes Mäuschen verdaut. Das ungerechtfertigte Verbot eines Buchs, die polizeiliche Sprengung einer freien Religions-Gemeinde konnte allgemeine Senſation und Entrüſtung hervorrufen, die Ausweiſung Itzſtein's aus Preußen wurde als eine vaterländiſche Calamität behandelt. Die Kammern discutiren zuweilen die Rechtmäßigkeit eines Budgetſatzes von fünfzig Thalern, und das Alles Angeſichts der Karlsbader Beſchlüſſe und der Wiener Inſtructionen! — Wie ſind wir heute dagegen ſo „ſtaatsmänniſch“ geworden! — Wie man ſchon vor 1848 von den vereinzelten Bücherverboten zu den Verboten ganzer Verlagsfirmen übergegangen war, ſo könnte man heute ganze Volksſtämme ausweiſen, ohne damit beſonderes Aufſehn zu erregen. Welcher

Unterſchied beſtand ſchon im Détail zwiſchen dem Rochow'ſchen Polizei-Druck und dem der Manteuffel und Weſtphalen! Von der Rechtspflege gar nicht zu reden! Am meiſten hat wohl die Unabhängigkeit und die Autorität des Richterſtandes gelitten. — Ueberall kamen noch zu den ſubtilen Fallen und Fußangeln, welche in den dreißiger und vierziger Jahren der Gerechtigkeit gelegt waren, die brutalen Octroyirungen der Neuzeit.

Und doch, wir hätten Unrecht, muthlos zu verzagen. Nur ſcheinbar iſt der Rechtsſinn des Volkes geſchwunden, da der politiſche Sinn der Maſſen ſich dem Inhalte und der Intenſität nach, d. h. in die Tiefe wie in die Breite, ausgebildet hat. Das Volk iſt nicht ſtumpfer, ſondern klarer geworden. Es erwartet ſo wenig Achtung des Rechts von ungeſetzlich inſtituirten Behörden, als Ananas von Fichtenbäumen. Seine augenfällige Gleichgültigkeit gegen die beſtehenden Rechts- und Staats-Formen iſt aber ein untrügliches Symptom bevorſtehender Gefahren. Wer die Geſchichte der Menſchheit nur aus der Vogelperſpective verfolgt, der mag aus der um ſich greifenden Verzweiflung am poſitiven Rechte, aus der Abnahme des geſetzlichen Sinnes höhere Hoffnungen ſchöpfen, als aus der einfältigen und unmännlichen Vertrauensſeligkeit früherer Tage. Wer aber mit ſeinen Leidenſchaften und Sympathien dem unmittelbaren Leben angehört, der ſchwingt ſich ſchwerlich zu dieſer kalten Höhe empor. Dem ſteht es wohl an, zu beklagen, daß die naturgemäße Entwickelung von denen ſelbſt, welche an der Conſervirung des Beſtehenden das directeſte perſönliche Intereſſe haben, durch eine Reihe offener und verdeckter Gewaltthaten abgelenkt worden iſt, und daß, wie es ſcheint, die Studienjahre des Self-Government nun nicht mehr ohne eine gewiſſe Lockerung der ſtaatlichen Bande durchzumachen ſind. —

Viele behaupten, die Wiederkehr des Bonapartismus habe nicht wenig zur Abschwächung des Rechtssinnes in Europa beigetragen; mir däucht, daß hier Ursache und Wirkung mit einander verwechselt werden und daß der Bonapartismus nicht aufgekommen wäre, wenn die alten Parteien die wahren Rechte des Volkes höher geachtet hätten. Aber die alten Parteien, welche, in der Sorge um Erhaltung ihrer vortheilhaften Positionen, den Staatsstreich, theilweise ohne klares Bewußtsein, beförderten und ausführen halfen, haben seitdem ihr damaliges Verhalten längst bitter zu bereuen gehabt. Und dennoch werden sie — das ist einmal in ihrer eigensten Natur begründet! — vorkommenden Falles stets die Chance des Despotismus der Chance der allgemeinen Freiheit vorziehen. Auch bezieht sich ihre Reue mehr auf den revolutionären, als auf den despotischen Charakter der neuen Herrschaft in Frankreich. —

An analogen Peripetien fehlt es der Neuzeit nicht; aber nicht überall hat sich das historische Fatum so rasch und deutlich enthüllt. — Ein ganz anderes und doch innerlich verwandtes Phänomen frappirt uns jenseits der Meere. Auch in Nordamerika lockern sich die Bande der Staatsgewalt *). Dort aber sehen wir die andere Seite des Gegensatzes überwiegen, dort wird der ohnmächtige Staat von der überwuchernden Vegetation des bürgerlichen Lebens verschlungen. Der reiche Inhalt unserer gewerblichen und philosophischen Kultur, die schwindelnd raschen Fortschritte des Communicationswesens, der Kriegskunst und der In-

*) Wir deuten damit nicht auf den drohenden Abfall der Sklavenstaaten. Die Erscheinungen, auf welche wir hinweisen, bestehen in dem handwerksmäßigen Charakter, den die politische Thätigkeit dort annimmt, in der gerade im Norden der Vereinsstaaten zu weit getriebenen Entfernung von der Central-Politik u. s. w.

duſtrie drängen die Menſchheit auf neue Bahnen. An gewaltſamen Conflicten kann es dabei ebenſowenig fehlen, als an innern Widerſprüchen zwiſchen dem Beſtehenden und den neuen Tendenzen. Wehe den Regierungen, welche ſich einbilden, Dampfkraft, Telegraphen und Eiſenbahnen ſeien nur erfunden, um der Polizei einige neue Kunſtgriffe und Häſcherwitze an die Hand zu geben! Wer Wind ſät, wird Sturm ernten. Das Einzige, was feſt ſteht, ſind die Principien, die ewigen Grundſätze des Rechts für Alle. A bon entendeur salut!

Geſchrieben im October 1860.

H. B. Oppenheim.

Der aſiatiſche Geiſt

in

ſeiner Herrſchaft über Europa

von

Arnold Ruge.

Vielleicht ist es ausreichend, asiatischen Geist das zu nennen, was man gewöhnlich so nennt, den Despotismus und das Stagniren in einer unvollkommnen Civilisation, also eine gewisse verfeinerte oder auch nicht verfeinerte Barbarei; vielleicht könnte man die Europäer schon hinlänglich zur Besserung oder zum Unwillen, jenachdem so Einer aufgelegt ist, reizen, wenn man ihnen zeigte, daß gegenwärtig das Asiatenthum, selbst in seiner gewöhnlich verächtlich so genannten Form, noch immer die Mehrzahl von ihnen beherrscht. Dieser Vorwurf ist ihnen auch genug gemacht worden, und immer mit der guten Absicht, sie zu bessern und zu bekehren. Den Papst hat man als den europäischen Dalailama dargestellt; Rußland hat man wesentlich asiatisch gefunden, und wenn es auch von Deutschen beherrscht wird, so hat man sich doch dadurch nicht verblenden lassen; man hat vielmehr bedauert, daß unsre Landsleute sich so leicht in das System des Despotismus und in die Sitten der Barbaren hineinfinden, wenn auch einige von ihnen daneben den Eifer der Aufklärung und Civilisation im europäischen Sinne beibehielten, wie dies z. B. Katharina II. gethan, der man sonst wahrlich die Gelehrigkeit im Russenthum nicht absprechen kann. Von Rußland kommt man nach Polen; und es kann sehr zweifelhaft scheinen, ob der Pole nicht wesentlich ein Asiate sei — Asiate

auch im gewöhnlichen Sinne des Worts; denn was ist der souveräne Landedelmann und seine Leibeignen? was der polnische Aberglaube und die „polnische Wirthschaft?“ Ohne Zweifel hätten die Polen diese Fehler abgelegt, wenn sie nicht durch die drei mitteleuropäischen Despotieen getheilt und mitten in ihrer vielversprechenden Revolution durch ein noch ärgeres Asiatenthum vernichtet worden wären; aber leider ist es jetzt eine Thatsache, daß Asien und seine Principien noch in diesem Augenblick, wie in Rußland, so in der ganzen Ausdehnung des ehemaligen Polens herrschen. Von Oesterreich zu sprechen, ist jetzt in Deutschland eine delicate Sache. „Nichts als Gutes!“ oder „Wenn auch gegenwärtig — so leidet es doch keinen Zweifel, daß in allerallernächster Zukunft!“ oder „die kräftigen, urdeutschen Gebirgsvölker, der starke Tyroler, der kühne Steiermärker u. s. w., die so lange brach gelegen und nur etwas „Musik gemacht“ — was für hoffnungsvolle Erscheinungen! du stolzes Deutschland, freue dich, das freie Oestreich nähert sich!“ oder „der breite Schild und die unüberwindliche Festung Deutschlands!“ — so hört man es jetzt doch wohl am liebsten; und wer wird so unzart sein und hier von asiatischem Geist, von Stagniren in einer unvollkommnen Civilisation oder gar von Despotismus und Corruption, Barbarei und Aberglauben zu reden? Wenn man die Bettler segnet, statt ihnen Almosen hinzuwerfen, ist das nicht ein Fortschritt; und wenn der Bettler sich mit dem Segen begnügt, ist das nicht ein Triumph der Erziehung — zur Resignation — der höchsten (asiatischen) Tugend nach Herrn Arthur Schopenhauer und andern Hauern; denn wer Einen durchgerbt, findet es tugendhaft, daß der Andre still hält.

Wir wollen daher die Deutschen nicht damit ärgern, in Oesterreich die Herrschaft des Asiatenthums im gewöhn-

lichen, vielleicht oberflächlichen Sinne nachzuweiſen. Es iſt auch nicht nöthig.

Mit Preußen dürfen wir uns ſchon mehr Freiheit erlauben. Preußen iſt die allgemeine Antipathie derer, die nicht dazu gehören und denen erſt recht unausſtehlich, die darin wohnen. Man ſieht das unter andern an Humboldt's und Varnhagen's Briefwechſel über den einzigen Gegenſtand, der in Preußen ein Gegenſtand iſt. Auch weiß ich ſehr gut, daß ich ein Ultrapreuße und darum noch unausſtehlicher bin, als die übrigen, die gemäßigten Preußen, die eigentlich Oeſterreicher ſind, und die um ſo liebenswürdiger, faſt „ewigweiblich" ſind, je weniger ſie das ſind, was ſie ſein wollen. Ueber Preußen — wo ohnehin jetzt volle Preßfreiheit, volle Polizeifreiheit und Schwerin herrſcht — über Preußen können wir alſo offen ſein.

Das Commando, das mot d'ordre der Polizeipräſidentur, die Cabinetsordre, das Princip von Gottes Gnaden, dem England und Frankreich in ihren Revolutionen auf eine ſo unhöfliche Weiſe den Prozeß gemacht — in Preußen herrſcht dies Alles ohne Widerſpruch; Wrangel ruht auf den Lorbeern des Schauſpielhauſes; und das Herrenhaus führt die octroyirte Conſtitution „in's Leben." Wäre der Preuße nicht durch das ewige Commando verwöhnt, wie ein dreſſirter Hühnerhund durch das Stachelhalsband, (ſtreiche dieſen Vergleich nicht aus! edler Freund!), ſo würde ich behaupten, Preußen wäre freier vom Aſiatenthum, als irgend ein anderes Land Europas und eben darum wäre es den andern, die noch „kemithlich" darin ſtecken, ſo unausſtehlich. Aber ſo — müſſen wir es mit den andern in Einen Topf thun.

Der alte Arndt ſagte in der Paulskirche: „Die Franzoſen — werden bald wieder einen Herrn haben!" Hm! alſo hatten ſie doch damals keinen; und ſchon

zum dritten Mal hatten sie ihren Herrn abgeschafft und im Nationalconvent beschlossen: „daß jeder Bürger verpflichtet sei, den, der sich später wieder zum Herrn aufwürfe, todt zu schlagen!“ Das hat Alles nichts genutzt. Die Bürger haben immer große Schwierigkeit darin gefunden, den Tyrannen an den Kragen zu kommen und die Verbrecher fanden immer ganze Lustren hindurch die Mittel, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen und sogar die legalen Tyrannentödter tödten zu lassen. Obgleich also der Franzose dem asiatischen Despotismus erfolgreich zu Leibe gegangen ist, obgleich er — was ganz unasiatisch ist — demokratische Revolutionen gemacht hat, während der Asiate nur Palastrevolutionen oder höchstens aristokratische und reactionäre Revolutionen macht, die dann natürlich Priesterrevolutionen sind, — obgleich der Franzose sich seit 1789 gegen alle seine Tyrannen empört und der ruhigen patriarchalen Thronfolge vom Vater auf den Sohn ein Ende gemacht hat, so ist er doch seine wahnsinnige Sucht zu commandiren und sich commandiren zu lassen, nicht los geworden; ebenso wenig den Aberglauben. Und wer einmal das Commando und den Aberglauben nicht los werden kann, der „schafft sich immer neue Herrn und neue Priester.“ Das Einzige, was er voraus hat, ist, daß er sagen kann, wie jener Holländer von seinem Schildkrötenorden, den er sich selbst gemacht hatte: „dat is myn eegen Bieſt!“

Im gewöhnlichen Sinne des Worts sind offenbar die Engländer das Asiatenthum am gründlichsten los geworden. Sie haben den Despotismus beseitigt und in Herrschaft des Gesetzes und Selbstregierung aufgelöst. Religiös haben sie auch den Papst in's Volk aufgelöst. Hier aber hat der Republikanismus oder die Toleranz einen Haken. Sie erzeugt die Priester als Sectenführer und reges sacrificatos wieder. Das Asiatenthum in der Religion ist durch bloße

Abſchaffung des Papſtes nicht zu beſeitigen, wie dies die Agapemone und die Mormonen auch dem oberflächlichſten Beobachter zeigen.

Wir können alſo nicht umhin anzuerkennen, daß ſelbſt die beiden Völker, welche es ſehr ernſtlich, ja, mit der äußerſten Leidenſchaft für das lang unterdrückte europäiſche und humane Princip, verſucht haben, dem Orientalismus von Gottes Gnaden ein Ende zu machen, daß ſelbſt die Engländer und Franzoſen dies nur unvollkommen erreicht haben.

Die gegenwärtige italieniſche Revolution, ſo bedeutend ſie iſt, weil ſie dem Papſt und Oeſterreich zu Leibe geht, den beiden entſchiedenſten Exiſtenzen des Aſiatenthums in Europa, die italieniſche Revolution kann es vor der Hand unmöglich weiter, als zu einem Abkommen mit dem aſiatiſchen Geiſt bringen, da ſie ja nur auf ein ſolches Abkommen ausgeht und die Principien der Freiheit ſich erſt im Verlaufe der Bewegung erzeugen müſſen. Namentlich der Süden Italiens iſt in einem Zuſtande, auf den man den Unterſchied des Europäerthums und des Aſiatenthums kaum noch anwenden kann. Sicilien und Unteritalien müſſen erſt für die Cultur im gewöhnlichen Sinne erobert werden — trotz aller Reſte jener alten aber weſentlich untergegangenen Civiliſation.

Wäre Europa nicht viel aſiatiſcher, als es Wort haben will, auch im gewöhnlichen Sinne des Worts, ſo wäre natürlich die orientaliſche Frage, die Austreibung und Erſetzung der Türken durch freie Europäer, leicht zu löſen. Es handelte ſich alsdann nicht mehr darum, einen Despotismus an die Stelle des andern, ſondern das Volk an ſeine Stelle zu ſetzen; und vor allen ernſtlichen und freigeſinnten Volksbewegungen verſtummen die Eiferſüchteleien der Nachbarn. Selbſt eine mäßige demokratiſche Fähigkeit

würde die Donauvölker sofort nach Constantinopel führen; — nur weil sie noch zu orientalisch gesinnt sind, werden sie das Joch der Türken so schwer los, und riskiren, es nur gegen ein andres noch ärgeres auszutauschen, so wie sie sich regen.

Es leidet freilich keinen Zweifel, daß der Despotismus, der auf dem Continent von Europa kaum eine Unterbrechung durch secundäre Staaten erfährt, ein Ausfluß des asiatischen Geistes ist, und daß die Vorliebe der Despoten für den russischen Hof aus ihrem eignen Asiatenthum entspringt; aber das Asiatenthum selbst ist eine Form der Menschheit, die wir Europäer allmählig abzustreifen haben, es sind unsre Kinderschuhe, die wir auszuziehen haben.

Asien hatte und hat keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne; der Asiate ersetzte sich also die Wissenschaft durch Phantasiren und Dichten. Das Dichten selbst ist aber nicht disciplinirt, sondern der undisciplinirte religiöse Mythus.

Disciplinirt oder besser gebildet ist der dichtende Geist, wenn er den Menschen zum Maß, die Philosophie zur Herrin und die Freiheit zur Geliebten hat.

Die Bildung des Dichters setzt also menschliche Zustände, bürgerliche und geistige Freiheit und eine reelle wissenschaftliche Fähigkeit des Individuums voraus.

Nun hat der Orient es nirgends zur Anerkennung der Würde des Menschen in jedem Individuum gebracht; verachtete Klassen und gemißhandelte Menschen gehören zum Orientalismus. Dies sind unmenschliche Zustände.

Ganz Asien hat keine Ahnung von bürgerlicher Freiheit; es hat keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Worts; es ist der Philosophie, die sich erst aus der gemeinen Wissenschaft erzeugt, unfähig.

Um alſo zu ſagen, was der aſiatiſche Geiſt, in China, Indien, Perſien, Kleinaſien, Syrien, Paläſtina geweſen ſei, hat man neuerdings die Mythen, d. h. die rohe religiöſe Dichtung dieſer Völker genauer erörtert, und ihren Zuſammenhang mit den Mythen der Griechen und überhaupt den naturwüchſigen Vorſtellungen der Europäer nachgewieſen.

Man hat damit nun in der That mehr bewieſen, als man wohl anfangs dachte. Iſt nämlich dieſer Europäer nicht philoſophiſch unterrichtet, verſteht er die ſociale und bürgerliche Freiheit nicht, ſo iſt er immer noch ein Aſiate, ein geiſtiger Sclave und anſtatt die Kinderſchuhe der Menſchheit, den wüſten Traum der Welt, auszuziehen, zieht er ſie mit Verehrung von neuem an und ſchwelgt in den wüſteſten Vorſtellungen der rohen Vorwelt.

Dieſe Vorſtellungen ſind bekanntlich über Europa ausgegoſſen und durch die wüthendſten Kämpfe in alle Köpfe hinein getrieben worden; ja die ganze Grundlage unſrer gegenwärtigen Erziehung iſt das Aſiatenthum, die Literatur der Juden, die Bibel.

Dieſe Literatur eines durch und durch aſiatiſchen Volks, dieſe Mythen, die es nicht einmal zu einer Kunſtform bringen, ſind ſogar zur „heiligen Schrift“ erhoben worden. Kaum ſind wir die Strafen des Fanatismus los, wenn wir dieſe ſtammelnden Verſuche eines kindiſchen Volks die Welt durch ſeine Phantaſieen zu erklären kritiſiren. So ſehr ſteht die europäiſche Welt unter der Knechtſchaft des aſiatiſchen Geiſtes, daß die Erklärung dieſer jüdiſchen Literatur, die vollſtändig außer dem Bereich aller Wiſſenſchaft, aller Kunſt und aller ſocialen politiſchen Freiheit liegt, die einfach vorweltlich, vormenſchlich und ganz und gar das Product undisciplinirter religiöſer Phantaſie iſt, daß die Erklärung dieſer Bücher die erſte Facultät unſrer Univerſitäten bildet, die daraus den Qualm ihrer Dogmatik zuſammen trägt und junge Europäer

abrichtet und über das ganze Volk verbreitet, um dies Aſiatenthum alle Welt zu lehren, aller Welt eine Weisheit zu predigen, die ſie ſelber nicht wiſſen, denn gewußt können dieſe Phantaſieen nur werden in dem Sinne, daß man ſie auswendig weiß, als Wahrheit kann keine Phantaſie, nur die Wiſſenſchaft gewußt werden.

Wir haben nur dies eine Factum in's Auge zu faſſen, um vor den Inſtitutionen raffinirter Knechtſchaft zu erſchrecken, in denen wir leben; und um noch erſt viele Jahrhunderte zu verlangen, bevor wir auch nur zu dem Anfange eines wahrhaft gebildeten und rein europäiſchen Lebens gelangen können; denn jeder wird durch die Pfaffen bei den Ohren genommen, ſo wie er auf die Welt kommt, und möglichſt tief in's Judenthum untergetaucht; und von den Griechen kommt Plato und Ariſtoteles nicht dem Tauſendſten derer zu Geſicht, die ſich den Studien widmen. Philoſophiſche Köpfe giebt es überhaupt nicht im Ueberfluß; und ſo ſchiebt ſich denn die banauſiſche Wiſſenſchaft, die elende Abrichtung für den Erwerb oder gar für den verruchten Polizeiſtaat von Geſchlecht zu Geſchlechte fort immer mit dem Kopf unter der aſiatiſchen Ueberſchwemmung.

Natürlich ſtecken alle Frauenzimmer darin, und unter den gegenwärtigen Verhältniſſen iſt es umſonſt ſie daraus befreien zu wollen.

Wenn wir bedenken, was bei ſolchen Schwierigkeiten Voltaire, Leſſing, Göthe und Schiller für die populäre Aufklärung, d. h. für die Entzweiung der Maſſen mit dem Judenthum gethan haben, ſo müſſen wir wirklich die Gewalt dieſer Emancipatoren anſtaunen. Für die wiſſenſchaftliche Befreiung ſind wir einem Theile unſrer Philoſophen, Kant, Fichte, Hegel und denen verpflichtet, die den Muth hatten, dieſe drei richtig zu verſtehen, ſeit es als Aufruhr gegen den

herrſchenden Orientalismus bekannt geworden war, mit ihren Principien Ernſt zu machen.

Nun ſtecken aber auch dieſe, neben der Freiheit ihrer Principien, noch tief im Judenthum. Hegel, principiell der freieſte, treibt das Unweſen am ärgſten, indem er alle ſeine Dummheiten zu beweiſen ſucht.

Alſo braucht ſelbſt die Philoſophie der Reinigung durch Philoſophie; wie viel mehr die Dichtung?!

Ja, es entſteht die Frage, die ſchon Plato aufgeworfen, ob die Dichter, trotz aller geiſtigen Disciplin nicht doch immer Aſiaten bleiben und alſo auch einen aſiatiſchen Geiſt erzeugen und als ſchädlich aus der Republik auszuſchließen ſeien. So lange ſie wirklich der Wiſſenſchaft und dem von aſiatiſcher Ueberlieferung freien Denken anhangen, ſind ſie ſo wenig ſchädlich, daß man ſie ermuntern muß, denn ſie breiten die Gedanken über die Maſſen aus und ſchmeicheln ſie bei denen ein, die der Wiſſenſchaft in ihrer eignen herberen Form unzugänglich ſind. Wenn ſie ſich aber in ein ſolches rohes Nebelweſen verlieren, wie Göthe im zweiten Theil des Fauſt und ſchon auf dem Blocksberge im erſten Theil, ſo inficiren ſie allerdings die Seele mit widrigen, unſchönen, ſchädlichen Bildern, die um ſo verderblicher wirken, je aufdringlicher und eindringlicher ſie ſich zeigen.

Noch mehr, war Schiller berechtigt, ſchon damals mit dem Katholicismus zu ſpielen und Göthe mit dem Aberglauben? War es nicht zu früh, den Blocksberg und die ganze katholiſche Mythologie im Fauſt zu einem rohen, die Augen und Ohren beleidigenden Syſtem zuſammenzuſtellen, da noch ſo viel Aſiatenthum in der Welt iſt, daß grade das Beleidigende pikant und das Rohe urkräftig gefunden wird? Wenn die Dichter keinen andern Olymp, als den Götheſchen Blocksberg oder das Mortimerſche Rom in der Maria Stuart von Schiller zu Wege bringen, ſo zeigen ſie

nur, wie sie durch die Aufgabe selbst in das alte Asiatenthum zurückgerissen werden, in die Sphäre der rohen undisciplinirten Mythen — die auch keiner Idealisirung fähig sind, denn aus einem Centauren kann auch der beste Bildhauer keinen Menschen machen.

Die reine, keusche, ganz humanisirte Phantasie sollte sich also mit den orientalischen Opiumträumen der rohen Vorwelt, der rohen Vorstellungswelt des jüdisch verderbten Menschen nicht beflecken.

„Sollte sie nicht? Woher denn aber das Leben und die Wahrheit der Verhältnisse nehmen, da alle Verhältnisse vom Judenthum vergiftet sind?“

Diese Schwierigkeit ist nur praktisch zu lösen. Der freien Dichtung muß eine freie Welt geboten werden. Alsdann wird es ihr nicht mehr einfallen, aus einem Hexenproceß eine Tragödie, aus einer Ketzerverbrennung ein Gedicht zu machen. Wie? oder ist sie nicht schon jetzt davon zurückgekommen, wenn sie es je gethan? d. h. doch wohl, alle Greuel der syrischen Weltanschauung und diese Verwüstung des menschlichen Anschauens selbst sind schlechte Gegenstände der Poesie und selbst als Reizmittel können sie leicht unbequem werden?

Um aber die Uebel der Herrschaft des asiatischen d. h. vornehmlich des syrisch-jüdischen Geistes oder der altasiatischen Phantasieen der Bibel recht begreifen zu lernen, muß man die Verschrobenheit und den Aberglauben der Engländer und Amerikaner von „der Agapemone, der Wohnung der Liebe“ bis zu den Mormonen und Wesleyanern, die Puseyiten nicht zu vergessen, vor Augen haben.

Die Mormonen und Puseyiten heben alle bürgerliche, gesellige und versteht sich geistige Freiheit völlig auf. Ein neues Papstthum und eine neue absolute Knechtschaft folgt unmittelbar, so wie die Secte sich constituiren kann.

Daß aber noch kein Engländer und kein Amerikaner (englischer Amerikaner) gelebt hat, der von der Voraussetzung der biblischen Mythen frei gewesen, der die Gedankenfreiheit eines Plato und Aristoteles, der den rein wissenschaftlichen Boden erreicht, der nicht wenigstens in vergeblicher Polemik gegen den Orientalismus stecken geblieben, dies ist der schlagendste Beweis für die Macht der jüdisch-syrischen Vorstellungen über die Europäer. Die Colonisirung und Machtverbreitung „der angelsächsischen Race" ist eine weltumfassende; mit ihr schreitet also der englisch-amerikanische Aberglaube zugleich fort; und selbst die Eingeborenen von Neuseeland theilen sich schon in die Secten Altenglands und kämpfen die Gespensterschlacht von Gegensätzen, die selbst im Mutterlande nur noch abgeschwächt vorhanden sind, noch einmal durch. Welch' eine trübe Aussicht in die Zukunft! denn die Aufklärung Englands und Nordamerikas hat grade in der Sectenzersplitterung und in dem familienweise fortgepflanzten Pfaffenthum seine enormen Schwierigkeiten. Familienweise geschieht die natürliche Fortpflanzung; indem nun das Juden- oder Pfaffenthum sich familienweise fortpflanzt, gelangt es zu einer „natürlichen Fortpflanzung" d. h. entzieht sich ganz und gar der geistigen Sphäre.

Dies ist der ächte Orientalismus, den Geist in die Natur herabzuziehen, auch ihn natürlich fortzupflanzen und so der Wissenschaft und dem Verstande alle Möglichkeit abzuschneiden, von sich anzufangen, und von sich aus die Welt der Freiheit aufzubauen und die natürliche Welt zu begreifen d. h. zu unterwerfen.

Welche Mittel haben die wenigen Europäer, die jetzt leben und denken, gegen den Orientalismus?

Keine andern, als die Reinigung der Philosophie.

Wenn ich dies bedenke, und zugleich zugeben muß, daß die politiſche Bewegung der Reinigung der Philoſophie nothwendig hindernd in den Weg tritt, wenn ich ſehe, wie die Ausbreitung des Denkens unter die Maſſen der Reinigung des Denkens ſeit 1848 in den Weg getreten iſt, wenn ich daher für die Reinigung der Philoſophie d. h. des Kopfes der europäiſchen Menſchheit eine ungünſtige Gegenwart und eine noch ungünſtigere Zukunft vor mir ſehe; ſo will es mir ſcheinen, daß ein Bund neuer Pythagoräer für dieſen großen Zweck ſehr an der Zeit wäre, und wenn ich nicht confiscirt und exilirt wäre, ſo würde ich noch einmal mein ganzes Vermögen dieſem großen Zwecke der Kritik widmen und aufopfern.

Ich ſage, aufopfern, denn in dem kommenden Sturm des endloſen Kampfes um bürgerliche Freiheit würde „die Reinigung unſers Denkens," die Kritik unſerer Philoſophie und die Durchführung

des Humanismus gegen den Orientalismus

als ein eitler Luxus nur wenig Gehör finden, und doch giebt es keine andre Rettung der Geiſtesfreiheit und dadurch der europäiſchen Menſchheit als dieſen Proceß, der ſich auf deutſcher Erde vollziehen muß.

Brighton, Suſſex, England im Dec. 1860.

Arnold Ruge.

Die Brigade Milano.

Von

W. Rüſtow,

Oberſt-Brigadier und interimiſtiſcher Commandant der 15. Diviſion des italieniſchen Heeres.

Am 30. Juni 1860 nahm ich Abschied von meinem geliebten Weibe, von meinem herzigen Töchterlein, von den blühenden Ufern des Zürcher Sees, an dem ich eine zweite, meine wahre Heimath gefunden, um dem Rufe meiner Freunde: nach Italien! zu folgen. In der Nacht darauf überschritt ich den Gotthard und spät am Abend des 1. Juli traf ich zu Genua ein.

Am nächsten Tage schon war ich mitten in meiner neuen Arbeit. Meine Aufgabe war keine andere, als eine kleine Armee zu organisiren, welche in Uebereinstimmung mit den Operationen Garibaldi's und seinem Oberbefehl unterworfen, die päpstlichen Staaten angreifen sollte, welche also bestimmt war, den entscheidenden Schlag zu thun, das letzte Wort zu sprechen, welches heut immer noch ungesprochen ist.

Die Comités in Norditalien, welche die Elemente unserer Organisation zusammenbrachten, arbeiteten unverdrossen und ließen es an Mühe und Geld nicht fehlen und in den ersten Tagen des August standen 8000 bis 9000 Mann, organisirt, soweit es die Umstände gestatteten, für den neuen Feldzug bereit. Es waren 22 schwache Bataillone, 5 Compagnieen Schützen von Genua und Mailand, 2 Compagnieen Genie und 8 gezogene Vierpfünder. Auch an einer Cavallerie fehlte es uns nicht gänzlich, obwohl sie für den Anfang nur aus 30 Guiden von Toscana bestand.

Das Heer war in 6 kleine Brigaden eingetheilt, die ihren Namen von den Orten erhielten, in denen sie sich vereinigten oder welche die meisten Kräfte zu ihrer Bildung hergegeben hatten. Die 1. Brigade hieß Genua, die 2. Parma, die 3. Milano, die 4. Bologna, die 5. Toscana, die 6. Abruzzen. Das Obercommando hatte der Oberst Pianciani; ich war Chef des Generalstabes und der Zweite im Commando.

Der Feldzugsplan war durch die Umstände und vor allem durch die Hindernisse bedingt, welche die Diplomatie uns in den Weg legte. Indessen ging ich mit vollem Vertrauen an die Sache und die schnellen Siege der Piemontesen im Kirchenstaat haben wohl den Beweis geliefert, daß mein Vertrauen kein ungegründetes war.

Die Brigade Abruzzen sollte in die Marken einfallen, diese insurgiren und die Aufmerksamkeit Lamoricière's von der Westküste und der Linie Perugia-Spoleto ablenken; wenige Tage später sollten die vier Brigaden Genua, Parma, Milano und Bologna, welche den Hauptkörper des Heeres bildeten, an der Küste der päpstlichen Staaten bei Montalto an der Mündung der Fiora landen, während die Brigade Toscana unter der Führung des feurigen Giovanni Nicotera sich auf Perugia warf. Die fünf zuletzt erwähnten Brigaden sollten so schnell als möglich und unter allen Umständen ihre Vereinigung bewirken, um nun mit verhältnißmäßig bedeutender Macht die vereinzelten Kräfte Lamoricière's aufzusuchen und in der Vereinzelung nacheinander zu schlagen.

Indessen im Rathe der Götter war es anders beschlossen und Garibaldi selbst sah sich gezwungen, die Ausführung unsers Planes zu stören, zugleich um neue Kräfte für sich, für seinen beabsichtigten Uebergang von Sicilien nach Calabrien zu gewinnen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. August begann die Einschiffung unserer Truppen zu Genua. Sie segelten zu-

nächſt nach der einſamen Bucht von Terranuova an der Nordoſtküſte der Inſel Sardinien. Dort ſollten die vier erſten Brigaden ſich ſammeln, dort wollten wir einige Tage verweilen, um ein wenig zu exerciren und dann hinüberzuſteuern nach dem Continent Italiens.

Am 13. Auguſt ſchifften ſich die letzten grade disponibeln Truppen nebſt dem Generalſtab am alten Molo zu Genua auf dem franzöſiſchen Dampfer Byzantin ein. Das etwas trübe Wetter hellte ſich gegen Mittag, noch ehe der Byzantin die Anker lichtete, auf und der prächtigſte italieniſche Tag, den man je geſehen, ſchien auf uns herab.

Am 14. Auguſt Nachmittags um 4 Uhr lenkten wir in die Bai der Orangen ein, um zu ſehen, ob dort etwas von unſern Schiffen ſich vorfände. Es war nichts zu bemerken, wir nahmen nun den Curs nach der Bucht von Terranuova. Aber zu unſerer nicht angenehmen Ueberraſchung zeigte ſich auch hier keine Spur. Eingezogene Nachrichten ſagten uns, daß alle früher angekommenen Schiffe der Expedition ſüdwärts abgeſegelt ſeien. Es ward nun beſchloſſen, auch mit dem Byzantin ſüdwärts, nach Cagliari, zu ſteuern. Nachmittags am 15. erreichten wir die Rhede von Cagliari und fanden hier in der That den größten Theil der Schiffe der „Expedition Terranuova.“ Kaum hatten wir Anker geworfen und ſchickten uns an, Erkundigungen über die Gründe der Abweichung von der urſprünglichen Dispoſition einzuziehen, als ein Boot Garibaldi an unſern Bord trug. Der Jubel, mit welchem unſer großer Obergeneral von den Soldaten begrüßt ward, duldet keine Beſchreibung.

Garibaldi ertheilte Pianciani den Befehl, ohne Aufenthalt nach Palermo zu ſegeln; die andern Schiffe, denen es augenblicklich an Kohlen fehlte, würden bald möglichſt nachfolgen.

Am 16. ſpät in der Nacht kamen wir vor Palermo an.

Es war zu spät, um die Ausschiffung noch zu beginnen. Pianciani begab sich sogleich ans Land. Ich ließ am 17. Morgens um 4 Uhr die Ausschiffung anfangen und rückte nach dem mir angewiesenen Biwakplatz ab. Hier erschienen bald Garibaldi und Pianciani. Der Letztere hatte das Commando niedergelegt; er hatte unsern politischen Freunden das Wort gegeben, nach keinem andern Punkte Italiens zu gehen, als den päpstlichen Staaten. Er wollte und konnte die andere Bestimmung nicht hindern, welche Garibaldi unsern Truppen gegeben, und handelte jetzt, wie er es als Mann von Ehre mußte.

Ich hatte kein gegebenes Wort dieser Art auszulösen und da Garibaldi stets als unser oberster Chef anerkannt war, mußte ihm meiner Meinung nach die Entscheidung über unsere Operationen bleiben. Wie schwer und ungern ich mich von einem Unternehmen trennte, für welches ich Alles bis in's Kleinste selbst vorbereitet, in das ich mich ganz und gar hineingearbeitet hatte, ich war entschlossen, mich unbedingt dem Befehle Garibaldi's unterzuordnen.

Dieser übertrug mir das Commando über die Expedition oder Division Terranuova, wie sie von nun an genannt wurde, und gab mir zugleich den Befehl, mich um 4 Uhr Nachmittags, nachdem die Leute gegessen haben würden, wieder einzuschiffen, um nach Milazzo zu segeln, wo Alles, was von der Division Terranuova noch zusammen war und zusammen blieb, vereinigt werden sollte.

Ich selbst kam am 18. zu Milazzo an; an den beiden folgenden Tagen kamen auch die übrigen Schiffe.

Die ganze Mannschaft, welche ich zu Milazzo vereinigte, belief sich auf 3700 Mann in den 3 Brigaden Parma, Milano und Bologna; ein schöner Zuwachs für das kleine Heer Garibaldi's, welches bei weitem nicht die Ziffer erreichte, die ihm die Zeitungen zu geben pflegten.

Die Brigade Genua war von Garibaldi für eine Demonſtration in Calabrien vorweggenommen; die Brigaden Toscana und Abruzzen waren noch an ihren Bildungsorten, noch immer unſerer Landung an der Küſte der päpſtlichen Staaten harrend.

In jenen Tagen bereitete ſich Garibaldi, den Krieg von der Inſel auf das Feſtland hinüberzutragen. Ich wußte es und erkannte wohl, daß mir die Gelegenheit geboten war, eine glänzende Rolle ſogleich bei meiner Ankunft auf dem Kriegsſchauplatze zu ſpielen. Indeſſen ich konnte es nur auf Koſten meiner Truppen, auf Koſten ihres Beſtehens, ihrer Zukunft. Der mögliche Vortheil für mich war kein Vortheil für den Krieg, für Garibaldi. So entſchloß ich mich denn ſchnell, zu thun, was die Pflicht mir gebot; für die Vervollſtändigung der Bewaffnung, der Munition zu ſorgen, die Ausbildung der Mannſchaft, für welche ſich bisher noch nie und nirgend Zeit gefunden, zu betreiben und einen geordneten Dienſtgang einzuleiten.

In dieſem Sinne handelte ich denn auch; es war aber ſchwieriger, den Entſchluß feſtzuhalten als ihn zu faſſen. Täglich nicht einmal, dreimal, ward von verſchiedenen Seiten auf mich eingearbeitet, ſofort an den Faro aufzubrechen. Ich machte Gegenvorſtellungen; namentlich wehrte ich mich dagegen, die Truppen, welche noch keinen einzigen Marſch gemacht hatten, wiederum einzuſchiffen oder ſie Eilmärſche machen zu laſſen, um ſie unmittelbar an den Feind zu bringen. Die Auslegungen, welche man von meinem Widerſtande machte, waren nicht eben die ſchmeichelhafteſten für mich, ja es ward im Stillen daran gearbeitet, mich vom Commando zu entfernen, und ich verdanke es wohl hauptſächlich der Einſicht des Generals Sirtori, daß ich meine Anſicht, ſoweit die Umſtände es nur geſtatteten, wirklich durchführen konnte.

Später habe ich Gelegenheit gehabt, glänzende Thaten zu thun und mir einen brillanten Ruf in der Armee Garibaldi's zu ſchaffen, aber niemals habe ich mehr für die Armee Garibaldi's gethan, als da ich mich in der einſamen Mönchszelle des Conventes San Francesco di Paola ſelbſt bezwang, alle Verlockungen niederkämpfte, allen Drohungen die Pflicht gegenüberſtellte. Ihr wißt es, meine treuen Begleiter, und du weißt es, Pater Francesco Bandiera, wie ſchwer es dir ward, die Wolken von meiner Stirne zu jagen, wenn du mich zwangſt, dir von „Ekel“ und „Fikté,“ den Heroen unſers deutſchen Geiſtes zu erzählen, was dem Soldaten aus den Studien ſeiner Jugend übrig geblieben war. Pater Giovanni, wie oft beklagteſt du dich, daß ich von der Paſta, die du mir — freilich auf 12 Mann berechnet, — auf den Teller ſchobſt, nur den hundertſten Theil vertilgen konnte!

Endlich am 26. Auguſt Abends brach ich an den Faro auf; marſchirte an dieſem Tage noch bis Geſſo, am 27. nach Meſſina und am 28. nach Torre di Faro. Wie nothwendig einige Landmärſche meinen Truppen thaten, das zeigte jetzt die Erfahrung. Die Colonne dehnte ſich in's Unglaubliche aus; erſt allmälig konnte ich ein wenig Ordnung hineinbringen, die Leute an ein regelmäßiges Rancio (Eſſen) und an Schnelligkeit in jedem einzelnen Dienſtzweige gewöhnen. Was würde daraus geworden ſein, wenn ich, wie verſchiedene Weiſe, die freilich von militäriſchen Märſchen ſoviel verſtanden als ein Luſtreiſender zu Fuß davon verſtehen kann, verſucht hätte, in einem einzigen Marſche von Milazzo nach Torre di Faro zu kommen.

Garibaldi's Colonnen wendeten ſich nach dem Tage von Reggio nordwärts, Furcht und Schrecken in den demoraliſirten Truppen Franz II., Jubel in dem Mehrtheil der Bevölkerung verbreitend. Um mit ihnen trotz des „Zeit-

verluſtes“ auf gleiche Höhe zu kommen, ſollte ich mich zu Torre di Faro einſchiffen und am Pizzo landen, ſo den äußerſten linken Flügel der italieniſchen Südarmee bildend.

Unſere Schiffe am Faro genügten vorerſt nur zur Einſchiffung der beiden Brigaden Milano und Parma, die Brigade Bologna blieb demnach vorläufig am Faro zurück.

Ich befand mich mit der Brigade Milano und einem Theil der Brigade Parma auf dem Dampfer Roſalino Pilo. Um Mittag hatten wir Tropäa, das wie ein wahres Tropäon auf einen gewaltigen Felsbrocken gegründet, weit in das Meer hineinſchaut, hinter uns gelaſſen und näherten uns der Spitze von Zambrone, als der kleine engliſche Dampfer Weaſel, welcher genueſiſche Carabinieri und Genieſoldaten trug und uns vorauf war, plötzlich umkehrte und in raſender Haſt nach Süden ſteuerte.

Ein neapolitaniſcher Kriegsdampfer, ſo hieß es, habe ſich jenſeits des Cap Zambrone gezeigt. Ich befand mich eben in der Cajüte, Befehle für die Ordnung des Dienſtes dictirend, als das Geſchrei auch zu uns hinabdrang. Ich eilte ſogleich auf das Deck und gab Befehl zu laden und die Truppen auf dem Deck zu ordnen. Meine Idee dabei war keine andere, als mich dem neapolitaniſchen Dampfer zu nähern, indem ich den mir bekannten unſichern Zuſtand der neapolitaniſchen Marine ausbeutete und dann wenn endlich die Feindſeligkeiten nach einigem Schwanken, welches ich für ſicher hielt, von dem Neapolitaner eröffnet werden ſollten, zu entern. Ich ſah es den Geſichtern der braven Milaneſen an, daß ſie mich vollkommen verſtanden. Meine Befehle wurden mit Jubel, aber zugleich in erſtaunlicher Ordnung vollzogen. Angeſichts der Gefahr begann der Soldat ſich zu formiren. Einige weiſe Offiziere haben freilich den ſonderbaren Gedanken gehabt, daß ich habe ein Feuergefecht mit dem Neapolitaner aus der Ferne eröffnen wollen!!

Während ich ganz mit meinen Anstalten beschäftigt war, hatte ich nicht bemerkt, daß der Capitän des Rosalino Pilo sein Fahrzeug wendete, um der Rückwärtsbewegung des Weasel zu folgen. Ich begab mich zum Capitän, um ihm Gegenvorstellungen zu machen, ihm namentlich zu sagen, daß wir den Feind noch gar nicht gesehen, gar nicht wüßten, ob ein solcher wirklich vorhanden sei, ob der Weasel nicht Gespenster gesehen. Umsonst. Der Capitän sagte mir, daß seine Maschine im allerschlechtesten Zustande sei, daß er auch nicht mit Proviant versehen sei, daß er sich auf ein Wagniß gar nicht einlassen könne und seine Pflicht ihm gebiete, sein Fahrzeug zu sichern. Solches waren also die Anstalten, die man getroffen, um meine Streitmacht fortzuschaffen, und unter solchen Umständen hatte man es noch gewagt, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht über Hals und Kopf von Milazzo nach dem Faro marschirt war.

Jetzt blieb weiter nichts übrig, als unsere Truppen bei Tropäa auszuschiffen. Auf der Rhede von Tropäa angekommen, ertheilte ich dem Oberst Gandini, Commandanten der Brigade Milano, den Befehl, der Erste an's Land zu gehen und mittelst der Bersaglieri von Mailand und der Carabinieri von Genua dort einen Sicherheitsdienst und Polizeidienst zu ordnen, die Linieninfanterie aber weiter landeinwärts hinter unsern Schützen aufzustellen. Ich selbst wollte der letzte auf dem Schiffe bleiben, um die Ausschiffung zu überwachen und entsprechende Anstalten im Falle der wirklichen Annäherung des Neapolitaners zu treffen.

Danach ward denn verfahren. Die Ausschiffung ging langsam von statten, da der Rosalino Pilo anfangs weit ab vom Lande geblieben war und die wenigen Barken, welche sich vorfanden, nur in großen Abständen der Zeit unsern Bord erreichten; ich wollte schon den Weasel zu Hülfe neh-

men, um die Ausschiffung zu beschleunigen, als einerseits der Pilo etwas erleichtert näher an's Land gehen konnte und andererseits die sichere Nachricht kam, daß von einem neapolitanischen Schiffe nichts zu sehen, ja dessen Erscheinen in diesen Gewässern sehr unwahrscheinlich sei, daß sich gestern ein französisches oder englisches Kriegsschiff an der Küste gezeigt habe. Die Ausschiffung ward nun in aller Ruhe vollendet und unsere Truppen bezogen ein Biwak am Strande.

Kaum war der Pilo seiner Last entledigt, als er in aller Eile davon ging, um in Palermo seine Maschine auszubessern und Mundvorrath einzunehmen. Seinem Beispiel folgten andere Fahrzeuge, welche die Brigade Parma, jetzt von dem tüchtigen Major Spinazzi commandirt, herangebracht hatten.

Es blieb nun nichts übrig, als den Marsch nach dem Pizzo zu Fuß fortzusetzen.

Spät am Abend ward er auf der großen Straße nach Monteleone angetreten. Auch die Offiziere waren sämmtlich zu Fuß, da unsere Pferde, von Torre di Faro nach Scilla übergesetzt, zu Lande von dort folgend, noch weit zurück waren.

Der Nachtmarsch machte seine Rechte geltend; unsere jungen Truppen wußten die Ordnung wenig zu erhalten und besonders die Brigade Milano, deren Spitze, die Bersaglieri, leichtfüßig vorauf eilte, zog sich mächtig in die Länge, während Spinazzi, zwar langsamer vorwärts kommend, doch mit seiner eisernen Strenge, die Mannschaft besser zusammenhielt. Ich war so müde, daß ich fast im Gehen einschlief. Die moralischen Anstrengungen der letzten acht Tage mehr als die physischen hatten meine kräftige und zähe Organisation gewaltig erschüttert. Doch, um den

Soldaten ein gutes Beiſpiel zu geben, nahm ich mich zuſammen, und wie immer in ſolchem Falle, es ging.

Bei Tropäa hatte das Geſpenſterſehen angefangen, auf dem Meere; zu Lande ſollte es jetzt fortgeſetzt werden. Am 30. Morgens näherten wir uns Monteleone; die Berſaglieri waren vorauf; ich befand mich an der Spitze des erſten Bataillons Infanterie der Brigade Milano, als ich plötzlich eine Bewegung bei den Berſaglieri bemerkte, welche, wie es ſchien, an einem Waldſaume Stellung nahmen.

Bald darauf kam der Maſſaoffizier der Brigade, welcher auf eigne Hand Strategie zu treiben beliebte, ein ſchon bejahrter Mann, im Laufſchritt mit gezogenem Säbel zurückgelaufen, erzählte mir einen ganzen Roman von neapolitaniſcher Cavallerie, welche uns in der Front bedrohte und zu gleicher Zeit uns in der rechten Flanke umgangen habe. Er wollte nun Anordnungen treffen und — im völlig freien Felde — alle Wege beſetzen. Ich hieß ihn ſeinen unnützen Eifer mäßigen, die Confuſion in ſeinen Rechnungen beſeitigen und nicht eine Confuſion in der Truppe anrichten. Dann gab ich dem erſten Bataillon Befehl, ſich zu ſammeln, dicht aufzuſchließen. Der Befehl lief wie der Blitz von der Spitze nach dem Schweife, die müden Burſche dahinten ſetzten ſich in Laufſchritt, um ſich anzuſchließen, und bald war das erſte Bataillon in geſchloſſener Colonne beiſammen, während man bemerkte, wie auch die übrigen ſich aneinanderſchloſſen.

Nun rückte ich vor und es dauerte nicht lange, ſo entdeckten wir auch die drohende Umgehungscolonne in Geſtalt einer wohlconditionirten Ochſenheerde. Erſt ſpäter hatte ich Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß die königliche Cavallerie von Neapel nicht viel gefährlicher ſei, als dieſe grauen Ochſen. Für jetzt benutzte ich den Vorfall, um

den Soldaten zu zeigen, wie nachtheilig es sei, sich im Marsche zu weit auseinanderzuziehen.

Die Spitze der Colonne traf etwa um 8 Uhr in Monteleone ein; der Schweif, die Brigade Parma, erst gegen Mittag. Sogleich nach der Ankunft der ersten Truppen, welche in einem schönen Baumgange campirten, wurden Anstalten getroffen, die Küche zu machen. Indessen ging Alles mit einer erstaunlichen Langsamkeit von statten, so daß einzelne Bataillone kaum angefangen hatten, Feuer anzuzünden, als um zwei Uhr Nachmittags ein Befehl eintraf, in möglichster Eile nach dem Pizzo zu marschiren.

Dort waren die Truppen um 5 Uhr sämmtlich concentrirt und wir fanden Schiffe vor, freilich nicht genügend, um uns Alle aufzunehmen. Die ganze Brigade Milano ward eingeschifft, aber nur ein Theil der Brigade Parma. Vom Pizzo, der „getreuen" Stadt, in welcher der kühne Murat erschossen war, sollte ich nach Paola steuern, wo, wie man sagte, sich noch neapolitanische Besatzung befinde. Ich machte mich daher auf einen Angriff gefaßt und bereitete Alles für einen solchen vor. Bei S. Lucido, eine kleine Stunde südlich Paola, wollte ich an's Land gehen und nun gegen die Stadt vorrücken. Indessen erhielten wir von S. Lucido durch Signale die Nachricht, daß kein Feind in der Nähe sei und sahen unsere Freunde die Calabresen auf jenen Rossen, von denen viele an den Typus auf alten Vasenbildern erinnern, den Strand entlang nach Paola sprengen, um die Ankunft der rothen Flibustier zu melden.

Als ich an der Marine von Paola mit 12 Mailänder Versaglieren zuerst an's Land ging, ward ich von dem Jubel der Calabresen fast erdrückt. Ganz Calabrien war frei bis an die Nordgrenze. Nur Trümmer königlicher Truppen trieben sich noch im Lande umher; wir konnten uns getrost

nordwärts wenden, um an den Markſteinen der bourboniſchen Macht den Sieg zu vollenden.

Allein, begleitet von den Notabilitäten Paola's, unter denen die ſtolze Geſtalt des reichen Seidenfabrikanten Tutti hervorragte, ritt ich auf einem der mir dargebotenen feurigen Roſſe, von der flachen Marine in die hochgelegene Stadt hinauf, auf dem ganzen Wege von Evvivas empfangen, wie wir ſie bis dahin nicht gehabt. Es war der Beginn des Triumphzuges der Brigade Milano. Hier, das ſah man, war die Freiheit noch friſche Waare und ſie ward lebendig gefühlt. Nachdem mir Tutti in ſeinem Hauſe mein Quartier angewieſen, kehrte ich an die Marine zurück, um die unterdeſſen ausgeſchifften Truppen in die Stadt hinaufzuführen.

Lange konnten wir nicht zur Ruhe und in unſere Quartiere gelangen; aus einer Sorbetterie in die andere geſchleppt, überall von dem Volke von Paola bewirthet. Am Abende lief die Nachricht ein, daß Garibaldi bei Soveria, an der Nordgrenze von Calabria ultra II., den neapolitaniſchen General Ghio mit 5000 Mann zu einer Capitulation gezwungen habe, und am folgenden Morgen kamen zu Paola die von Soveria entlaſſenen neapolitaniſchen Offiziere an, um ſich bei erſter Gelegenheit nach Neapel oder Salerno einzuſchiffen, an welch letzterem Orte in weitläufigen Verſchanzungen die 12000 Mann ſtarke Avantgarde Franz II. ſtand. Ich ſorgte nach beſtem Vermögen für die vorläufige Unterkunft der bourboniſchen Offiziere, wie ich indeſſen bald hörte, nicht zu voller Zufriedenheit dieſer Herren, denen es nicht genug ſchien, mit Waffen, Pferden und Gepäck vom Dictator frei von Soveria entlaſſen zu ſein.

Ich erwartete, daß uns jetzt der Dictator landeinwärts gegen Coſenza ziehen werde, um uns mit ſeiner von Soveria hinabziehenden Hauptmacht zu vereinigen. Indeſſen war uns eine Ehre zugedacht, auf welche wir als junge

noch unerprobte Truppe keinen Anſpruch machen konnten und nicht rechnen durften. Wir ſollten die Avantgarde der ganzen Armee bilden. Der Erfolg zeigte, daß der Dictator ſich nicht in uns getäuſcht hatte.

Am Nachmittag des erſten September erſchien zu Paola General Türr, um mir anzuzeigen, daß meine Truppen mit ſeinem Corps vereinigt ſeien. Er brachte 50000 Francs mit und den Befehl, uns nach Sapri einzuſchiffen, demſelben Orte, an welchem im Jahre 1857 der tapfere Piſacane ſeine unglückliche Landung gemacht hatte. Sapri liegt nicht mehr in Calabrien, ſondern ſchon im Principato.

Am Abende des 1. September ſchiffte ich 1600 Mann, die ganze Brigade Milano und einen Theil der Brigade Parma auf 6 Dampfern ein und am 2. Morgens um 9 Uhr liefen wir in die Bucht von Sapri ein. Am Lande große Bewegung, aber nicht von neapolitaniſchen Truppen, deren Anweſenheit wir für möglich gehalten, ſondern von Nationalgarden und Bevölkerung.

General Türr begab ſich zuerſt mit einigen genueſiſchen Carabinieren an's Land und ich folgte ihm bald, um die Lager für die Truppen aufzuſuchen und den Sicherheitsdienſt zu ordnen. Auf dem rechten Flügel, ſüdlich der Bucht nahm die Brigade Milano nahe der Straße von Lagonegro ihr Lager, nördlich auf dem linken Flügel, in einem Olivenhain, auf Ruinen der alten mächtigen Seeſtadt Vibona, die mitgekommenen Truppen der Brigade Parma. Berſaglieri von Milano und Genueſer Carabinieri verſahen den Sicherheitsdienſt, da wir uns jetzt, unſerer Annahme nach, Angeſichts des Feindes befanden und vermuthlich auf allen Seiten von ihm umgeben waren.

Zu Sapri ſollten wir Befehle des Dictators erwarten. Um deren Ankunft zu beſchleunigen, reiſte Türr am frühen Morgen des 3. September nach Lagonegro. Ich hatte den

ganzen Vormittag mit Commiſſionen der Nationalgarden der Umgegend zu thun, welche Waffen von mir verlangten. Ich war glücklich genug, aus meinen Vorräthen etwa 600 Stück vertheilen zu können, und an Dankſagungen fehlte es nicht. Später traf ich meine Gewehre in den Händen der mobiliſirten Nationalgarden unter den Mauern von Capua wieder.

Am Nachmittag um 4 Uhr war ich eben bei dem angenehmen Geſchäfte des Eſſens und Trinkens im Hauſe meines gaſtfreien Wirthes Don Autorio mitten im Orte, als eine Bewegung entſtand, die auf Außerordentliches deutete. Bald traf denn auch von den Poſten an der Marine die Meldung ein, der Dictator ſei gelandet.

Ich begab mich an den Strand hinab und traf dort Garibaldi in einer Strohhütte, dermaßen vom Volke umdrängt, daß es mir ſchwer ward, bis zu ihm zu gelangen.

Nach kurzer Begrüßung fragte er mich, wie viel Truppen ich bei mir habe; 1600 Mann, war meine Antwort. Und haben Sie ein vollſtändiges organiſirtes Corps? Die Brigade Milano, 900 bis 1000 Mann. — Machen Sie die Brigade Milano marſchbereit und melden Sie mir, wann ſie marſchiren kann. Wir wollen vorwärts gehen. Ich marſchire ſelbſt mit Ihnen.

Es erforderte keine große Zeit, die Brigade Milano in Marſchbereitſchaft zu ſetzen, und bald nach 5 Uhr trat ſie ihren Marſch an. Die höheren Offiziere und Offiziere des Stabes hatten ſich mit Maulthieren beritten gemacht; das einzige Pferd, welches aufzutreiben war, ritt ich. Aber man denke ſich keinen feurigen Araber darunter; es war ein Bergpferd, dick und ſtark, an keine andere Gangart gewöhnt als den Schritt und einen Trab, der den Reiter zum Märtyrer machen mußte, am Stricke geführt von einem Jungen von 16 Jahren.

Auf einem ſcheußlichen Wege, auf welchem der Gänſemarſch, den die Philologen in der xenophontiſchen Anabaſis unnöthigerweiſe eingeführt haben, eine wirkliche militairiſche Nothwendigkeit ward, ſtiegen wir an die Marine von Vibonate hinab. Dort machte ich mit der Spitze Halt, um die Truppe ſich ein wenig ſammeln zu laſſen. Während deſſen kam Garibaldi mit dem zum Kriegsminiſter von Neapel beſtimmten Coſenz und wenigen andern Offizieren und ſetzte ſich an die Spitze der Colonne. Wir ſtiegen nun auf gutem Wege den Vallone del Molinello aufwärts und erklommen dann die Höhe, auf welcher das langgedehnte Vibonate thront, Kern des alten mächtigen einſt bis zur Bucht von Sapri ausgedehnten Vibona.

In den Straßen von Vibonate nahmen meine Milaneſen das Biwak. Mächtige Freudenfeuer, von den Bewohnern angezündet, hatten uns den Weg die Höhe hinauf gezeigt und zeigten uns jetzt den Weg durch die engen Gaſſen.

Am 4. Morgens um 5 Uhr ſollte wieder aufgebrochen werden. In der Nacht ſendete ich noch einen vertrauten Mann von Sapri dorthin zurück, mit dem Befehl an Major Spinazzi, mir mit der Brigade Parma zu folgen, ſobald ſie zuſammen ſei und auch der Brigade Bologna, die von Torre di Faro zu Sapri erwartet wurde, gleiche Anweiſung zurückzulaſſen. Viele, viele intereſſante Einzelheiten muß ich hier übergehen, an einem andern Orte werde ich Gelegenheit finden, ſie zu beſprechen. Dagegen wird es nun hier gut ſein, dem Leſer ein wenig die Organiſation der Brigade Milano vorzuführen, wie ſie zu dieſer Zeit in die Action trat.

Die Brigade beſtand aus einer Abtheilung Berſaglieri von Milano, zwei Compagnieen, und aus 3 Bataillonen Infanterie, jedes zu 4 Compagnieen und etwa 300 Mann ſtark. Die Berſaglieri zählten wenig über 100 Mann. Sie wurden vom Major di Giorgio commandirt, einem

tüchtigen Offizier, der eine gute Schule gemacht hatte. Das 1. Bataillon Infanterie commandirte der Major Seſſa, das 2. der Major Monteſi, das 3. der Capitän Benuti; vortrefflicher Exerciermeiſter, ſtrenge im Dienſt, nur zuweilen etwas zu grob. Die Berſaglieri trugen dunkelgrüne Blouſen und Hoſen, runde ſchwarze Hüte mit großen Federbüſchen und waren mit gezogenen öſterreichiſchen Gewehren bewaffnet. Die Infanterie hatte Jacken und Hoſen von ungebleichtem Drillich, zum größten Theil rothe Mützen vom Schnitt der franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Offiziersmützen, zum andern Theil blaue mit rother Einfaſſung, piemonteſiſche Capots zum Ueberziehen; Lagerdecken waren nur zum Theil vorhanden. Das Schuhwerk war durchaus von ſchlechter Beſchaffenheit, ſchon die wenigen Märſche, welche wir bisher gemacht hatten, ſah man ihm an und ich mußte beſorgen, die Hälfte meiner Mannſchaft nach noch 5 bis 6 Märſchen buchſtäblich und unvermittelt auf neapolitaniſchem Boden marſchiren zu ſehen. Indeſſen waren wir guter Dinge. Auch daß der Mann nur 20 Patronen im Brotbeutel oder der Taſche hatte und daß wegen Mängels an Transportmitteln an einen raſchen Nachſchub kaum zu denken war, kümmerte uns wenig. Die Diſtinctionszeichen der Offiziere beſtanden in ſilbernen oder goldenen Streifen an der Kopfbedeckung, einem für den Unterlieutenant, zwei für den Oberlieutenant, drei für den Hauptmann, vier für den Major; der Oberſt hatte fünf goldne, der Oberſtlieutenant drei goldene und zwei ſilberne. Die Berſaglieri waren ganz nach piemonteſiſchem Muſter gekleidet und geübt und der Laufſchritt war ihre gewöhnliche Gangart, wo es der Boden erlaubte.

So war die kleine Macht beſchaffen, welche jetzt die Avantgarde der italieniſchen Südarmee (Esercito meridionale) bildete, den nächſten Truppen der Diviſion Terranova

bald um 2 bis 3 Tagemärſche, der Spitze der Garibaldi'ſchen Hauptmacht um 4 bis 5 Tagemärſche vorauf war und — unerhört, aber wahr, die Königlichen zur Räumung der Poſition von Salerno beſtimmte.

Am 4. September Morgens ſtiegen wir, von Leuten von Vibonate geführt, zunächſt wieder in den Vallone del Molinello hinab, um ihn dann aufwärts zu ziehen und uns weiterhin an die ſteilen Hänge der Tempa degli Paglioli entlang zu winden, von denen Weiber, ſchwere Laſten auf den Häuptern, Laſten von Eis (neve) zur Anfertigung von Gelati, hinabſtiegen, während aus dem Thal von Torraca hinauf der Jubelruf der Bewohner, Böllerſchüſſe und die italieniſchen Farben uns begrüßten. Die Berſaglieri, die Avantgarde, hatten wie gewöhnlich im Laufſchritt angefangen, aber bald fielen ſie an den ſteinigen ſchmalen gefährlichen Berghängen in eine ſehr beſcheidene Gangart.

Garibaldi war vorausgeritten nach Fortino, ich blieb an der Spitze der langgedehnten Colonne zurück, um den Marſch zu überwachen und an geeigneten Punkten die Colonne Halt machen zu laſſen. Wir gingen einen Weg, den keine reguläre Armee einſchlagen würde, und in der That verloren wir mehrere Leute und Maulthiere durch Sturz in die Abgründe, und für das Schuhwerk der Brigade war der 4. September ein wahrer Mordstag.

Es mochte $10^1/_2$ Uhr Vormittags ſein, als ich mit meinen beiden Ordonnanzoffizieren, Antonio Catenocci und Ceſare Commendie, jener ein Lombarde, dieſer ein Veroneſe, den ſchmalen, wilden und wüſten Kamm der Serra lunga unterhalb des Monte Cocuzzo erreichte, von wo man in die Schlucht des Gauro hinabſteigt, die nach der einzelnen Taverne Fortino an der großen conſulariſchen Straße führt. Das Hinabſteigen war noch mit großen Schwierigkeiten ver-

bunden, doch fanden wir frisches Quellwasser, welches uns bisher gänzlich gefehlt hatte und uns nun herzlich erquickte.

Um 11½ Uhr erreichte ich Fortino, wo sich allmälig nun auch die Brigade Milano im Biwak sammelte und die bereit gestellten Lebensmittel, Brot, Wein, Käse in Empfang nahm. Spät am Abend marschirten wir noch nach Casalnuovo; am folgenden Tage nach Sala immer im Thale des Calore, welchem hier die Consularstraße folgt.

Auf allen Märschen in dieser Zeit war ich gewöhnlich mit meinen beiden Ordonnanzoffizieren der Colonne weit voraus, um die besten Biwakplätze zu suchen und die nöthigen Maßregeln für die Verpflegung zu treffen. Ich hatte beinahe den Weg erreicht, der nach Padulla führend von der Consularstraße sich abzweigt, als mir ein Offizier der Nationalgarde von Padulla entgegenkam und mir anzeigte, daß in diesem Orte sich eine bourbonische Brigade unter dem Befehle des General Caldarelli befinde, noch völlig organisirt, mit Waffen, Gepäck und Geschütz. Ich sendete den Mann weiter zurück, um Garibaldi aufzusuchen und diesem die Anzeige zu machen, während ich die Ankunft der Brigade Milano erwartete, die nun sofort zu einem etwa nöthigen Angriff auf Padulla formirt ward; die Hauptmacht an dem dorthin führenden Wege, die Bersaglieri auf dem linken Flügel, um durch das Gebüsch nordwärts unbemerkt den hochgelegenen Ort zu erreichen. Die Wahrscheinlichkeit eines Gefechtes brachte die Brigade in freudige Bewegung. Ehe wir indessen noch unsere erste Aufstellung vollendet hatten, kam Nachricht von Garibaldi, daß bereits Parlamentäre Caldarelli's bei ihm gewesen seien und daß wir uns um die übrigens schwache Macht — sie war beiläufig etwa dreimal so stark als die unsere — am besten gar nicht kümmerten.

So machten wir denn wenigstens an dem Wege nach Padulla einen Ruhehalt und jeder aß, was er bei sich hatte

oder eben auftreiben konnte. Nach einigen Stunden ging es weiter nach Sala; am 6. nach Auletta, welches noch die deutlichen Spuren des Erdbebens vom December 1858 an ſich trug, und am 7. nach Eboli. Wir waren jetzt nur noch einen Tagemarſch von der gewaltigen Poſition von Salerno entfernt. Durfte die arme Brigade Milano es wagen, gegen dieſe vorzurücken?

Ja, das Unglaubliche war geſchehen! Die kleine Truppenmacht, welche ich nach Sapri gebracht, war von dem Gerücht, welches häufig die Stellen verwechſelt, an denen die Nullen Werth haben oder nicht, auf 15000 Mann angegeben. Wir hatten kaum ſo viel Patronen! Aber Salerno war vor uns geräumt. Der Dictator war ſchon vorauf auf dem Wege nach Neapel, welches die Königlichen gleichfalls Hals über Kopf verließen. Es war nöthig, dem Dictator wenigſtens eine kleine Leibgarde von den Seinen zu geben, und ſo mußte ich denn Morgens um 1 Uhr am 8. ſchleunigſt von Eboli nach Salerno aufbrechen. Um den Marſch zu beeilen, wollte ich die Truppen auf Wagen ſetzen. Indeſſen verſicherte mir der Syndicus von Eboli, daß dort nur drei gutbeſpannte Wagen, zuſammen für 40 bis 50 Mann, zu finden ſeien. Um dennoch alles Mögliche zu thun, ward folgendes neue Marſchſyſtem mit dem Syndicus combinirt. Um Mitternacht bricht ein Detachement der Nationalgarde von Eboli gegen Salerno hin auf, nimmt alle Fuhrwerke in Beſchlag, welche es unterwegs trifft und ſchickt ſie der Colonne gegen Eboli entgegen. Auf die dort vorhandenen drei Wagen werden die Fußkranken geſetzt, welche am wenigſten vorwärts können; die uns entgegenkommenden Fuhrwerke ſollten nach und nach mit Allem angefüllt werden, was am Wege liegen blieb. So geſchah es denn auch. Ich ſelbſt eilte voraus, um dafür zu ſorgen, daß jedes bei Salerno ankommende entleerte Fuhrwerk mit einem Mann

Wache sogleich wieder umkehre, um neue Mannschaft zu holen.

Beim Anbruch des Tages erreichte ich die Nähe von Salerno und begann hier, wieder einmal an der Küste des Meeres, das wir seit Sapri nicht gesehen, die Fuhrwerke, welche herankamen, zu entleeren, um die Truppen später völlig geordnet in die Stadt zu führen. In Salerno waren Lebensmittel bereit für die Soldaten und in den Sälen der Intendenza war ein Frühstück für die Offiziere vorbereitet. Alles dies erfuhr ich, als ich mich vor den Truppen in die Stadt begab. Dort fand ich auch eine vollständige Musikbande eines neapolitanischen Regimentes, welches sich verlaufen hatte, und ertheilte ihr Befehl, den müden Milanesen entgegenzugehen, sich an deren Spitze zu setzen und sie mit einem lebhaften Marsch nach Salerno zu führen. Unter allem möglichen Jubel rückten wir denn ein; die Straßenjugend hatte ganze Bäume ausgerissen und machte damit die alten Postgäule scheu, mit denen ich in Casalnuovo die Offiziere des Stabes beritten gemacht. Unsere Soldaten waren weit mehr guter Dinge und ausgelassener, als man es nach den anstrengenden Märschen erwarten konnte. Trotz der zerrissenen Schuhe führten sie auf dem Platze vor der Intendenz ihre Tänze auf und die neapolitanische Musikbande mußte aufspielen, die Schönen von Salerno füllten die bannergeschmückten Balcone und schauten zu.

Um 2 Uhr Nachmittags ward nach der Eisenbahnstation Vietri abmarschirt. Hier sollte sogleich die Einschiffung beginnen; indessen das Eisenbahnmaterial war so wenig geordnet, daß es 6 Uhr wurde, ehe der erste Zug abgehen konnte. Vier Züge waren nothwendig, um die schwache Brigade nach Nocera zu schaffen, wo endlich Alles in einen großen Zug vereinigt wurde, der uns um die große Cyclopenwerkstatt des Vesuvs herum nach Neapel trug. Die ge-

waltige Feuereſſe leuchtete düſter durch die Regennacht; ich lag auf dem Boden eines Waggons ausgeſtreckt und ſchlief zu wiederholten Malen für 10 Minuten ein.

Erſt um 2 Uhr Morgens am 9. erreichten wir Neapel. Offiziere der Nationalgarde empfingen uns an der Station, um uns nach dem Forte Pizzo Falcone zu führen, wo unſere Truppen zunächſt einquartiert werden ſollten. Ohne Sang und Klang zogen die erſten Garibaldiner in die Hauptſtadt ein, die nächtlicher Weile nichts von ihnen bemerkte. Mir war mein Quartier im Albergo delle Crocelle angewieſen; ich zog es indeſſen vor, den größten Theil der Nacht in der Wachtſtube des Forte Pizzo Falcone zuzubringen.

Schon um 8 Uhr Morgens erhielten wir neuen Marſchbefehl. Neapel hatten wir uns alle als einen Ruhepunkt gedacht. Hier wollten wir etwas raſten. Hier ſollte für Bewaffnung, für Kleidung geſorgt, hier die etwas angeroſtete Disciplin und Dienſtordnung wieder ein wenig eingeſchmiert werden.

Doch der Gang der Dinge und Garibaldi verlangten es anders. Und mancher brave Junge, der auf den Feldern von Capua ſein Leben ließ, konnte buchſtäblich ſagen: Vedi Napoli e dopo mori!

Was die Brigade Milano ſo plötzlich wieder von Neapel hinwegrief, war Folgendes:

Im Principato ultra war eine heftige bourboniſche Reaction gegen die freiheitliche Bewegung ausgebrochen. Die Pfaffen hatten das unglaublich dumme Volk zu Unthaten aller Art gegen Alles, was liberal hieß, aufgerufen. Das Felſenneſt Monte Mileto und das an ſeinem Fuße gelegene arme Dorf Torre delle Nocelle waren die Hauptpunkte, auf denen die Reaction zu gewaltthätigen Ausbrüchen gekommen. Der bourboniſche Marſchall Flores wollte die Sache benutzen und führte die Brigade Bonnanos nach Arriano, dem Sitze

des Erzbischofs, der in heiligem Eifer seine „Schafe“ zur Vertilgung der Ketzer aufrief. Der militärische wollte dem geistlichen Marschall getreu zur Seite stehen.

Garibaldi ward nun von allen Seiten her aufgerufen, die liberale Bewegung im Principato ultra zu schützen, dem Unwesen der Reaction zu steuern. Er glaubte, daß es hier mehr auf jenes schnelle Erscheinen ankomme, welches uns schon so viele Siege ohne Schwertstreich eingetragen, als auf eine große Macht, und da die Brigade Milano die einzige unmittelbar verfügbare Macht in diesen Gegenden war, erhielt sie eben sofortigen Marschbefehl. Wie ich glaube, leitete den Mann, der ein wahres Muster der Humanität, in der Liebe noch größer ist als im Zorne, noch ein anderer Gedanke. Er fürchtete, daß die Nationalgarden, welche sich im Principato ultra und im benachbarten päpstlichen Fürstenthum Benevent in liberalem Sinne organisirten, wenn sie den Sieg gewönnen, nicht viel besser wirthschaften würden als die Hunde der Reaction. Und darin hatte er sicher recht, wie jeder bezeugen wird, der das Gebahren eines großen Theils dieser Nationalgarden nach unserm Erscheinen beobachtete. Garibaldi wollte in diesen Gegenden eine seiner Truppen haben, die von aufgeklärten Offizieren geführt, im Stande und Willens wäre, dem Unwesen zu steuern, von welcher Seite her es auch kommen mochte. Und wenn es der Zufall war, der ihm hier grade die Brigade Milano in die Hände spielte, so kann doch mit Recht behauptet werden, daß schwerlich Jemand besser zu wählen vermochte, als es der Zufall hier gethan.

Am 9. September bald Nachmittag rückten wir von Pizzo Falcone nach der Eisenbahnstation ab. Vorher waren noch Scenen vorgefallen, welche den Mailänesen nicht zur Ehre gereichten, um der Wahrheit getreu zu sein, jedoch hier erwähnt werden müssen und erwähnt werden können, weil

in der Zukunft ſich nichts ereignete, was jenen Geiſt der Unbändigkeit verrieth, der ſich hier zu zeigen ſchien.

In den Kaſernen des Forts Pizzo Falcone befanden ſich noch neapolitaniſche Soldaten und viele Vorräthe von Waffen und Kleidungsſtücken. Als die Milaneſen dieſe Vorräthe entdeckt hatten und nun die bourboniſchen Soldaten in ihren ſtolzen Sonntagsröcken ſahen, während ſie ſelbſt kaum das Nöthige beſaßen, ihre Blöße zu decken, da kam ein Schreier, wie ſie ſich überall finden, auf den Gedanken einer Plünderung und ſein Vorſchlag fand ſofort Anklang. Die Plünderung der Magazine ging vor ſich und was nicht auf den Leib gezogen wurde, ward auf dem Hofe rings verſtreut. Waffen wurden genommen, theils behalten, während es an Munition dazu fehlte, theils in der Stadt um Spottpreiſe verkauft.

Leider erhielt ich, da ich mich eben in der Stadt befand, ziemlich ſpät Kunde von dieſen Ausſchreitungen. Ich eilte alsbald in die Kaſerne und fand vollkommen beſtätigt, was das Gerücht geſagt. Dennoch gelang es mir ſchnell die Ordnung herzuſtellen.

Einige Soldaten, die ich mit neapolitaniſchen Jägermützen bekleidet antraf, fragte ich: in welchem Bataillon Franz II. habt ihr gedient? Sie warfen die ſchönen Kappen augenblicklich von ſich, ſuchten die alten abgeſchabten rothen Mützen wieder hervor, die ſchmutzigen Drillichjacken, und meine Frage ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Brigade und — bis auf wenige Ausnahmen, — überall mit derſelben Wirkung. Die Berſaglieri erhielten bei dieſer Gelegenheit neapolitaniſche gezogene Gewehre mit Haubajonneten.

Der 9. September war ein Sonntag. Ganz Neapel war auf den Beinen und war unſer Einmarſch während der Nacht nicht bemerkt worden, ſo bildete nun die Bevölkerung bei unſerm Ausmarſch, der uns durch einen großen Theil der Hauptſtadt führte, förmlich Spalier.

Ein Eisenbahnzug trug uns nach Nola. Unsere Postgäule hatte ich in Salerno dem Syndicus übergeben und in Neapel hatten wir einige, ein wenig bessere Pferde zu unserer Verfügung erhalten. In Nola trafen wir an 60 Fuhrwerke aus den Gegenden, welche von uns die Befreiung von der Reaction erwarteten. Sie folgten unserm Marsche nach Cardinale, wo ich an der Kirche die Brigade das Biwak nehmen ließ.

General Türr, dessen Gesundheit sehr geschwächt war, marschirte mit uns. Er machte den Weg zu Wagen und ich begleitete ihn zu Pferde, um noch Nachrichten einzuziehen. Ueberall wurden wir mit Jubel und Feuern empfangen. Die liberale Bevölkerung begrüßte uns als Erretter und die reactionäre heulte mit den Wölfen. Die ehrsame Straßenjugend lief oft halbe Stunden neben uns her und nicht zufrieden mit den ungeheuern Feuern am Wege, in denen das Holz für tausende von Wirthschaften des Nordens für Jahre lang zu meinem innigen Bedauern verbrannt wurde, ließ sie in ihrem Feuereifer auch noch Schwärmer los, welche meinen Gaul dermaßen scheu machten, daß kaum noch mit ihm auszukommen war. Ich war nahe daran, die ganze Freiheit zum Teufel zu wünschen.

Türr nahm sein Quartier in Mugnano beim Syndicus Rega und ich kehrte vorläufig nach Cardinale zurück, um das Biwak zu ordnen. Während ich in einer Locanda die Ankunft der Brigade erwartete, nahm mich die Locandiera beim Kopf, küßte mich, den Flibustier-Obersten ab und bot mir ohne weiteres ihr Bett an — Alles in großer Gesellschaft. Meine Ordonnanzoffiziere mußten sich vor Lachen den Bauch halten. Ich beglückwünschte meine Anna, daß die Locandiera weder ganz jung noch ganz hübsch war, hüllte mich fester in meine Tabarra der Unschuld und flüchtete, als das Biwak bezogen war, vor der neuen Potiphar in eine Locanda

von Mugnano, wo ich, — was für die Ruhe meiner Seele spricht — so schnell einschlief, daß ich selbst nicht einmal mehr essen konnte, und so fest, daß meine Offiziere es nicht für gerathen hielten, mich zum Essen zu wecken.

Am 10. September ging Türr unter Benutzung der uns gefolgten Wagen mit den Bersaglieren und dem 1. Bataillon nach Denticane (Venticone) vor; ich mit dem 2. und 3. Bataillon machte nur einen kleinen Marsch bis Pratola. Am 11. Morgens folgte ich mit dem 2. und 3. Bataillon nach Denticane. Türr war noch hier. Unterhandlungen mit Bonannos waren bereits angeknüpft. Flores, da er sah, daß seine Pläne doch wohl nicht den Erfolg haben würden, den er sich von ihnen versprochen, war durchgegangen. Unzufriedenheit und Unsicherheit der Truppe war die natürliche Folge. Die Soldaten begannen davonzulaufen. Bonannos verlangte freien Abmarsch mit Waffen und Gepäck nach Gaëta, und da Türr mit Recht unter den obwaltenden Umständen nicht glaubte darauf eingehen zu dürfen, so ging er alsbald mit den Bersaglieren und dem 1. Bataillon wieder auf Wagen über Grottominarda hinaus gegen Arriano vor.

Es war möglich, daß Bonannos sich hierdurch einschüchtern ließ, es konnte aber auch sein, daß der bourbonische General es nicht that und das Glück der Waffen versuchte. In diesem Falle war Türr zu einem Rückzuge wahrscheinlich gezwungen, weniger deshalb weil er nur 400 Mann bei sich hatte, als deshalb, weil sich zwischen dem Calore und Arriano keine einzige Position findet, die uns, sei es für Angriff, sei es für Vertheidigung, einigermaßen günstig gewesen wäre.

Für diesen Fall also ließ mich Türr zurück. Versuchte Bonannos uns anzugreifen, so wollte sich Türr auf mich zurückziehen und ich sollte suchen unter möglichst günstigen

Umständen das Gefecht mit meinen ausgesuchten Truppen zu eröffnen.

Die günstigen Umstände für uns fanden sich nächst dem linken Ufer des Calore auf den Abfällen des Monte S. Martino und Monte Mileto. Ich ließ das 2. Bataillon in Denticane, marschirte mit dem 3. Bataillon nach Campanerella und schob die Vorposten noch weiter gegen den Calore. Den massenweise in Campanerella und Denticane aufgehäuften Nationalgarden ertheilte ich, da sie von keinem besondern Nutzen schienen, Befehl, nach Montefusco, Prata und Pratola abzumarschiren, um dort unsere Reserve zu bilden, was zugleich den Vortheil hatte, daß die vorhandenen Lebensmittel der Brigade Milano allein zu gute kamen. Ein Theil der Nationalgarden transportirte die gefangenen Reactionärs, unter denen sich zwar viele Bestien, aber leider wie gewöhnlich keiner der Anstifter befand, nach Montefusco, von wo sie später nach Avellino gebracht wurden, um von der niedergesetzten außerordentlichen Jury gerichtet zu werden.

Wir hatten in unsern Stellungen den ganzen Tag Ruhe und um Mitternacht brachte mir ein Offizier von Türr die Nachricht, daß Bonannos capitulirt habe und daß ich den Rückmarsch antreten könne, jedoch nicht ohne Vorsichtsmaßregeln, welche sich aus der Natur der Capitulationsbedingungen ergaben.

Am frühen Morgen des 12. September brach ich von Campanerella und Denticane über Pratola, wo bei meinem alten Freund Piscupi ein Frühstückshalt gemacht ward, nach dem lieblichen Avellino auf, in welchem wir uns schon auf dem Marsch von Mugnano nach Pratola einige Stunden verweilt hatten. Am 13. Morgens ließ ich 2 Compagnieen des 2. Bataillons unter Major Montesi in Avellino zurück, befand mich mit den noch übrigen 6 Compagnieen um 2 Uhr

Morgens auf der Straße nach Nola und ließ in Mugnano wiederum die noch übrigen 2 Compagnieen des 2. Bataillons zurück. Das 3. Bataillon führte ich nach Nola.

Die Detachements in Avellino und Mugnano hatten den Zweck, den Marsch von zwei Escadrons neapolitanischer Carabiniers zu überwachen, welche durch die Capitulation von Arriano ausnahmsweise die Erlaubniß erhalten hatten, völlig formirt mit Pferden, Waffen und Gepäck bis Nola zu marschiren, um erst dort entwaffnet zu werden.

In Nola fand ich Freund Teleki mit 50 unberittenen Husaren vor, er sollte die Pferde der zu entwaffnenden Carabiniers in Empfang nehmen. Es war der Anfang zu einer Cavallerie für die 15. Division.

Um Mitternacht vom 13. auf den 14. erhielt ich indessen die telegraphische Meldung von Monteſi, daß in den neapolitanischen Carabiniers die Desertion stark eingerissen sei und er im Sinne meiner allgemeinen Instructionen schon zu Avellino die Entwaffnung vorgenommen habe. Ich ließ nun sofort Teleki wecken und setzte ihn mit seinen Husaren auf requirirte Wagen, um nach Avellino zu eilen und dort die Pferde und Waffen der Carabiniers in Empfang zu nehmen.

Mein Beuteantheil war ein schöner Schimmel, den ich zur Erinnerung an die Expedition und an den Autor der Feldzüge Alexander's des Großen Arriano taufte.

Während meine Milanesen stark darauf rechneten, jetzt nach Neapel zurückzukehren, um die ersehnte Ruhepause zu finden, lief am 14. Vormittags der Befehl Türr's ein, sogleich nach Caserta zu marschiren mit allen Truppen, die ich unter der Hand habe. Am Volturno hatte sich der flüchtige Feind gestützt auf Capua gesetzt und die Brigade Milano sollte vereint mit andern Truppen, statt Ruhe in Neapel zu finden, die ernste Thätigkeit des Krieges beginnen.

Ich bestellte sofort einen außerordentlichen Convoi für das 3., einen andern für den 15. Morgens für das 2. Bataillon und ertheilte Montesi und allen andern noch auf dem Rückmarsch befindlichen Truppen der Brigade den Befehl, mir so schnell als möglich nach Caserta zu folgen. Catenocci hatte durch eine alte Hexe Verbindungen mit verschiedenen Signore von Nola angeknüpft, welche die innigste Bekanntschaft mit den Flibustiern zu machen wünschten, er war sehr unzufrieden, daß aus dem verabredeten Rendezvous, der Sicherheit wegen in einem Busche auf freiem Felde, nichts werden konnte. Aber es konnte eben nichts daraus werden. Ich hoffe in meinem Leben nicht wieder so viele telegraphische Depeschen in einem Tage zu empfangen und zu versenden als am 14. September 1860. Es war ein förmliches Depeschenbombardement.

Um $4^1/_2$ Uhr Nachmittags war ich mit dem 3. Bataillon der Brigade Milano in Caserta, wo ich auch die Brigade Bologna vorfand. Am 15. und 16. kam der Rest der Brigade Milano an. Caserta sollte nun für lange Wochen gegen meine damalige Hoffnung unser Sitz werden. Von da aus lieferten wir unsere Gefechte, gingen wir auf die verschiedenen Expeditionen aus. Oberst Gandini hatte das Commando der Brigade Milano während der Expedition von Atriano niederlegen müssen und der Major di Giorgio, bisheriger Commandant der Bersaglieri, trat an seine Stelle.

Am 16. September ward ich zum Chef des Generalstabs der in der Provinz Caserta am linken Volturnoufer vereinigten, von Türr commandirten Truppen ernannt und legte den Oberbefehl über die Brigaden der Division Terranuova nieder.

Doch als es galt, sie zum ersten Male ernstlich in's Feuer zu führen, am 19. September, mußte ich wie über den

ganzen linken Flügel ſo auch über dieſe Brigaden wieder den Oberbefehl übernehmen.

Die Ereigniſſe des 19. September ſind noch ſehr unvollkommen gewürdigt; ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, ſie vollkommen in's Licht zu ſtellen. Hier beſchränke ich mich auf die Theilnahme der Brigade Milano am Kampfe. Sie bildete den rechten Flügel der Centrumscolonne, welche unter meinem directen Befehl vereinigt an der großen Straße von Sa. Maria nach Capua vorging. Ihre Berſaglieri bildeten die Avantgarde der Centrumscolonne. Sie war es vorzüglich, welche, nachdem die Neapolitaner im freien Felde gänzlich und für ſie ſchmählich geworfen waren, unter meiner directen Führung bis an die Eiſenbahnſtation, 40 Schritt vor den Paliſaden des gedeckten Weges vordrang und ſich heldenmüthig in der dort genommenen Stellung hinter den Stationsgebäuden und den Bäumen an der Straße im heftigſten Flinten- und Kartätſchenfeuer der Feſtung behauptete, bis ich die Geſchütze aus dem Feuer zurückgezogen hatte, ſo daß auch nicht eine Deichſel dem Feinde überlaſſen ward, obgleich für beide Geſchütze nur noch ein brauchbares Beſpannungspferd vorhanden war.

Bei der Operation des Zurückziehens der Geſchütze waren es wieder neben Soldaten und Offizieren der braven Geniecompagnie von Mailand, welche ſpäter auch der Brigade Milano zugetheilt ward und von denen ich vorzugsweiſe den braven Lieutenant Zancarini nenne, neben meinem Leibguiden Farina, Berſaglieri von Milano, welche mir mit allen Kräften beiſtanden.

Den Tapfern der Brigade Milano verdankte ich es beſonders, daß wir faſt die ganze Macht Franz des II. auf uns zogen, ſo daß die Beſetzung Cajazzo's ohne allen Widerſtand vor ſich gehen konnte. Daß Cajazzo zu ſchwach und

nicht mit den geeignetſten Truppen beſetzt ward, war nicht unſere Schuld.

Als ich mich überzeugt hatte, daß unter den obwaltenden Umſtänden ein Eindringen in Capua eine Unmöglichkeit oder daß doch die Behauptung in der Feſtung eine Unmöglichkeit ſei, und den Rückzug anordnete, war es die Brigade Milano, welche ihn deckte, ſo daß er in einer Ordnung vor ſich gehen konnte, welche den von den Höhen von S. Angelo zuſchauenden braven Soldaten der Brigade Eber, wenn auch nicht ihrem Chef, Zeichen der Bewunderung abzwang.

Und als der aus dem Felde geſchlagene Feind, durch unſern Rückzug ermuthigt, wieder folgte, vielleicht in der Meinung, daß ſein Kartätſchenfeuer aus dem feigen Hinterhalt der Wälle unſere Herzen gebrochen, wie es unſere Reihen gelichtet, als ich wüthend nach einer friſchen Truppe ſuchte, um ihn eines andern zu belehren; da traf ich das brave 3. Bataillon der Brigade Milano, welches von Caſapulla herbeigerufen eben erſt angekommen war und deſſen Chef, da er noch einzig ein friſches Pferd hatte, ſogleich von mir entſendet ward, um dem linken Flügel der Centrumscolonne meine Befehle zu überbringen.

Ich übergab das dritte Bataillon dem Befehl des Hauptmanns de Caroli, Adjutantmajors der Brigade Milano, und dieſes einzige Bataillon trieb den erſtaunten Feind abermals in den Hinterhalt ſeiner Wälle zurück.

Erſt nachdem dies geſchehen, marſchirten meine Truppen in völligſter Ruhe nach Sa. Maria zurück, um hier die Munition zu ergänzen und ſich durch Speiſe und Trank ein wenig zu ſtärken. Als ich dann Nachmittags, da erneuter Kanonendonner vom oberen Volturno her ſich hören ließ, um zu verhüten, daß eine bedeutende neapolitaniſche Macht ſich auf unſern rechten Flügel werfe, wiederum von Sa. Maria gegen Capua vorging und wiederum die Neapo-

litaner in den Platz zurücktrieb, da zeigte sich die Brigade Milano abermals an der Spitze der Tapfern und es war kaum zu bemerken, daß sie vom frühen Morgen an marschirt und gefochten.

Am 20. September kehrten wir nach Caserta zurück, da der Zweck des Gefechtes vom 19. völlig erreicht schien und soweit unsere Mitwirkung in's Spiel kam, auch wirklich erreicht war. Ruhe fanden wir in Caserta durchaus nicht. Unmittelbar nach dem Gefecht vom 19. ging Türr krank nach Neapel; zunächst übernahm nun Medici das Commando in der Provinz Caserta; bald aber kam das Hauptquartier Garibaldi's selbst dorthin, der General Sirtori, Chef des großen Generalstabes Garibaldi's, übernahm die Leitung der Geschäfte und wir andern wurden völlig in den Hintergrund gedrängt, wie zu glauben ist, nicht ganz zum Vortheil der Sache. Doch davon ein ander Mal. Hier sei nur so viel erwähnt, daß die Neapolitaner beständig ausſprengten, sie würden einen großen Ausfall machen und daß der General Sirtori das System befolgte, bei jeder solchen Gelegenheit alle unsere Truppen unter die Waffen zu rufen, so daß sich dieselben buchstäblich fast immer unter den Waffen befanden.

Endlich am 30. September schienen die Nachrichten so bestimmt, daß man sich auf einen Angriff der Neapolitaner ernstlich vorbereiten mußte. In verschiedenen Richtungen wurden Bewegungen der Königlichen bemerkt. Die Vortruppen auf der Linie von S. Tammaro über S. Leucio um Gradillo wurden verstärkt; zu Caserta die Reserve versammelt, Bixio mit seiner Division und einer Brigade von Medici, der frühern Brigade Genua der Division Terranuova, bewachte die Straße von Maddaloni nach Ducenta.

Die Brigade Milano gehörte zu der Reserve, welche zu Caserta unter dem Befehle Türr's versammelt und deren

dieſer Straße in das mit licht ſtehenden Bäumen bedeckte Feld, um ſie gegen die Capuaner-Straße vorzuführen. Die Berſaglieri gingen anfangs lebhaft vor, trotz einzelner Flintenkugeln, welche einſchlugen. Um die Lebhaftigkeit zu ſteigern, eilte ich der Tirailleurkette vorauf; der brave kleine Trompeter Stetta folgte mir und meiner Anweiſung gemäß blies er abwechſelnd immer einmal das Signal vorwärts, das andere mal das Signal rechts zielen, um einerſeits gradaus Terrain zu gewinnen, andererſeits aber auch die drohende Geſchützſtellung an der Capuaner-Straße zu überflügeln.

Der Feind, der unſere gefährliche Bewegung erkannte, ſendete 4 Schwadronen Reiterei gegen die Mailänder Berſaglieri vor, welche plötzlich gegen uns heranraſſelten, als wir eben aus dem gartenartig bebauten Land in ein völlig freies Feld eintreten wollten. Es gelang mir, 15 bis 20 Berſaglieri ſchleunig in einen Klumpen zu verſammeln, hinter dem ich ſelbſt, auf meinem ſchönſten Pferd, einem großen Normänner Falben, hielt; zwei andere ähnliche Klumpen Berſaglieri ſammelten ſich rechts und links. Wer konnte erwarten, daß dieſe geringe Macht, welcher die geſchloſſene Linieninfanterie erſt auf mehrere hundert Schritt folgte, den Angriff jener überlegenen Cavallerie aufhalten, wer konnte vollends erwarten, daß dieſe Cavallerie angeſichts ſo geringen Widerſtandes ſich würde vom Angriffe abſchrecken laſſen? Ich erwartete es nicht; ich war ſo ſicher, daß die Cavallerie diesmal zum Einhauen kommen werde, daß ich den Säbel zog. Am 19. hatte ich es nicht ein einziges Mal gethan. Die neapolitaniſchen Reiter waren auf 40 Schritt heran und noch ſtanden meine Berſaglieri, kühn gemacht dadurch, daß ich ſtill auf meinem Normannen hinter, nicht in dem ſchwachen Haufen hielt, regungslos, ohne einen Schuß gethan zu haben. Da commandirte ich Feuer! Einige Reiter wankten, einige Roſſe fielen und die ganze

Geſellſchaft kehrte um, begleitet von dem freudigen Hurrah der Berſaglieri, die ſich ſo plötzlich und ohne allen Schaden aus einer drohenden Gefahr errettet ſahen. Dennoch hatte ſie das Erſcheinen der Reiter etwas eingeſchüchtert und namentlich konnte ich ſie nicht mehr recht nach rechts vorwärts bringen, weil ſie dort beſonders ein großes Stück freies Feld durchſchreiten mußten.

Gleichzeitig ſchlugen die Kugeln der neapolitaniſchen Jäger aus den nächſten Obſtfeldern dichter ein. Mein Normann ward verwundet und mußte zurück gebracht werden. Da meine andern Pferde nicht zur Hand waren, gab mir Catenacci das ſeine, während er ſelbſt zu Fuß folgte.

Unterdeſſen war die Hälfte der Brigade Eber an der Straße von S. Angelo vorgegangen und die ungariſche Legion bog links ab, um die Verbindung mit dem rechten Flügel der Berſaglieri herzuſtellen. Zufällig kam dieſe Legion nun gerade in die Richtung, in welcher ich die Berſaglieri hatte haben wollen und in welche ich ſie nicht hereinbringen konnte. Ich benutzte dies ſogleich; in der Hoffnung, durch das Vordringen der Ungarn weiter rechts auch die Mailänder dort hinzuziehen, rief ich beiden zu: Wer wird jetzt der erſte ſein, Ungar oder Italiener?

Die Jägerkette der Ungarn ſtürmte ſogleich vorwärts; die Reſerve indeſſen folgte mit bedächtiger Langſamkeit. Das glänzende Vorrücken der ungariſchen Jägerkette, dem auch die Brigade Milano folgte, und welches mit einem Angriff des zweiten Theils der Brigade Eber unter Türr's Leitung am Capuanerthor von Sa. Maria zuſammenfiel, zwang oder beſtimmte die Neapolitaner zur Räumung ihrer Geſchützſtellung an der Straße von Capua mit Hinterlaſſung von zwei Stücken. Nicht ahnend, wie ſchwach die unaufhaltſam vorrückenden Ungarn ſeien, warfen die Neapolitaner ihnen ihre ganze Reſerve entgegen, Cavallerie voraus. Der

Angriff war diesmal so übermächtig, die Ungarn hatten es trotz meiner wiederholten Zurufe sowenig für nöthig gehalten, zusammenzubleiben, daß diesmal die neapolitanische Cavallerie zum Einhauen kam. Indessen bei dem bloßen Erscheinen der noch verhältnißmäßig weit zurückgebliebenen Reserve der Ungarn und der Brigade Milano, kehrte die ganze feindliche Gesellschaft um. Ich hatte bei Gelegenheit dieses letzten Reiterangriffs, nach welchem sich die Königlichen in verwirrter Flucht auf Capua zurückzogen, der vielleicht selbst nur unternommen war, um diese eingerissene Flucht zu decken, jenes seltsame Abenteuer, welches in den Zeitungen, die ich gesehen habe, ziemlich richtig erzählt war*).

*) Meine persönlichen Erlebnisse, so weit sie nicht in nächster Beziehung zu denjenigen der Brigade Milano stehen, muß ich hier übergehen. Doch eine persönliche Bemerkung sei bei dieser Gelegenheit erlaubt. Während ich nach Italien wohl ursprünglich deshalb gerufen war, um von meiner militärischen Einsicht Gebrauch zu machen, wollte es doch ein neckischer Zufall, daß die Stellungen, welche ich nach und nach einnahm, mir weit mehr Gelegenheit gaben, persönlichen Muth zu zeigen, viel mehr diesen von mir forderten, als bedeutende Einsicht. Mein Auftreten bei solchen Gelegenheiten hatte mir in der Armee den Ruf der Verwegenheit zugezogen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen daher lese ich in einem deutschen Blatt, welches mir zugeht, „Herrmann", daß die englischen Zeitungen mich neben mehreren Andern auch als „nahezu feige" hinstellen. Es kann sein, daß die englischen Correspondenten und ihre Colporteurs mich nie im Gefecht gesehen haben, — — weil ich zuweit vorwärts war. In zwei Gefechten habe ich drei Pferde unter dem Leibe verloren, davon zwei durch Kartätschkugeln, eins durch eine Flintenkugel, nicht durch Paixhansische Bomben. Correspondent der Times war, wie mir nachträglich gesagt wird, der Oberst und Brigadecommandant Eber, der am 19. September auf den Höhen von S. Angelo durch Zufall von seiner Colonne 2 Mann verlor, am 1. October, wieder mit einem Theil seiner Brigade an der Straße von S. Angelo, an dieser keinen Widerstand fand, weil sie in Folge meines Vordringens mit den Ungarn und Milano schon geräumt war.

Nach dem Siege vom 1. October bezog die Brigade Milano die Vorposten rechts von der Straße von Sa. Maria nach Capua. Ihre Opfer waren verhältnißmäßig gering gewesen; doch eines ihrer Todten muß ich erwähnen, des jungen Aleſſandro Romualdo, eines Abruzzeſen. Der 19jährige Jüngling, welcher in einer Militärſchule ſeine Erziehung erhalten, hatte ſich in Genua bei mir gemeldet, um in die Spedition von Terranova aufgenommen zu werden. Als ich ihn examinirt und gefunden hatte, daß er ganz paſſend für den Generalſtab ſein würde, für welchen es mir faſt an allen tüchtigen jüngern Elementen fehlte, erwiderte er mir auf meine Frage, ob er in den Generalſtab einzutreten wünſche, Nein, er wolle ſich ſchlagen. Obgleich ich ihm nun dazu auch im Generalſtab hinlängliche Gelegenheit bieten konnte, ließ ich ihn doch in die Infanterie eintheilen. Am 1. October führte er die 1. Compagnie des Bataillons Venuti. Er ſank tödtlich in den Unterleib getroffen und ſtarb die Nacht darauf im Spital zu Sa. Maria in den Armen eines andern Abruzzeſen, des braven Raimondo Maſſei, Caplans der Brigade, welcher weder im Gefecht, noch im Spital je den Soldaten verließ.

Auf den Vorpoſten verſchanzten ſich unſere Soldaten und bauten ſich Hütten, aber Anfangs Mangel an hinreichender Nahrung, dann als ſpäter ſtrömende Regen die Herrſchaft an ſich riſſen, Mangel an hinreichendem Obdach, brachten uns während dieſer Vorpoſtenzeit größere Verluſte bei, als die heftigſten Gefechte gekoſtet. Türr war bald nach dem 1. October krank nach Neapel gegangen und dort zum Commandanten ernannt; ich übernahm das Commando der Diviſion, der 1. des Südheeres, der 15. in der ganzen italieniſchen Armee. Die Diviſion beſtand jetzt aus den drei Brigaden Spangaro, Milano und Eber und der etwas unſichern Brigade la Maſa, welche beſtändig die Tendenz

nährte, ſich zu einer Diviſion zu machen und wenigſtens ihren Generalſtab darauf zuſchnitt, wenn auch die Truppenzahl Manches zu wünſchen übrig ließ.

Es gelang mir bald, die Diviſion von dieſer Brigade vorläufig zu befreien, ſo daß ich nun deſto mehr für Verpflegung und Bekleidung der andern ſorgen konnte. Indeſſen Alles wollte nicht völlig genügen, den einreißenden Krankheiten zu ſteuern; von unſern jungen Soldaten ward der Vorpoſtendienſt nicht mit demjenigen Geſchick betrieben, welches ihn leicht macht; alle Kräfte waren beſtändig angeſpannt; jeder Allarm trieb Alles unter die Waffen und allnächtlich gab es Allarm, weil die Leute im Dunkeln Geſpenſter ſahen. Fing ein furchtſamer Schütz an zu feuern, ſo feuerte bald die ganze Linie und nun begannen die Neapolitaner auch ihr Lied anzuſtimmen. Bisweilen waren ſie auch die erſten, welche das Stück anfingen.

Endlich am 14. October wurden die Brigaden der Diviſion Eber, Spangaro (früher Nicotera) und Milano von den Vorpoſten abgelöſt und nach Caſerta zurückgerufen, wo ihnen Ruhe verheißen war. Indeſſen war wenig davon zu bemerken. Schon am 15. mußten wir die Vorpoſten in der Richtung von Limatola und Ducenta gegen den obern Volturno hin wieder beziehen. Die Brigaden Spangaro und Milano beſetzten abwechſelnd den Poſten von Pocciano und auf den Höhen von Caſerta vecchia.

Seit der Mitte September war viel von den Piemonteſen die Rede geweſen. Am 2. Oct. hatten ſogar 400 piemonteſiſche Berſaglieri an dem unbedeutenden Gefechte theilgenommen, welches den demoraliſirten Trümmern der neapolitaniſchen Umgehungscolonne bei Caſerta geliefert ward. Feile piemonteſiſche Zeitungsſchreiber und feile deutſche Zeitungsſchreiber, welche den Soldaten der Freiheit die Ehre nicht gönnen, die ihnen und ihnen allein gebührt,

versicherten in Folge dessen, daß die ganze Schlacht vom 1. October von den Piemontesen gewonnen sei, die nun freilich in Wirklichkeit durch gänzliche Abwesenheit glänzten. Die Augsburger Zeitung soll gar so hundsdumm gewesen sein, wochenlang von einer Schlappe zu reden, die wir am 1. October erlitten, ganz so wie sie einst wochenlang von dem Siege der Oesterreicher bei Magenta sprach.

Endlich hat auch der officiöse „Constitutionnel" den Auftrag erhalten, von zwei piemontesischen Regimentern zu reden, ohne deren Dazwischenkunft am ersten October die „Déroute" des garibaldi'schen Heeres eine vollständige geworden wäre. Der „Constitutionnel" macht der Augsburgerin fast die Palme streitig.

Nach Cialdini's Sieg bei Isernia über Scotti ward es für uns nöthig, am rechten Ufer des Volturno festen Fuß zu fassen, und es war uns nicht mehr verboten. Es begannen nun am Volturno Brücken- und Batteriebauten, von denen die letztern äußerst überflüssig waren und welche insgesammt dem Genie, das freilich nur allzuoft ein Hohn auf seinen Titel ist, nicht zur Ehre gereichten. Der Ingenieur meiner Jugend empörte sich in mir beim Anblick dieser fortificatorischen Krähenfüße. Und die Artillerie schien dem Genie in der Genialität noch den Rang ablaufen zu wollen.

Für die Brigade Milano waren die verfehlten Stilübungen dieser sogenannten gelehrten oder technischen Waffen in sofern nicht gleichgültig, als fast die ganze Brigade Spangaro, den Spaten in der Hand, zur Ausführung der genialen und bombastischen Ideen mitwirken und dafür die Brigade Milano den Dienst auf den Posten von Poccianello allein übernehmen mußte.

Nach 10 Tagen trügerischer Ruhe winkte uns noch einmal die Hoffnung einer lustigen kriegerischen Thätigkeit. Garibaldi wollte mit einem Theil der Armee auf der an der

Scafa di Formicola geſchlagenen Brücke den Volturno überſchreiten, um den über Teano gegen den Garigliano hinabrückenden Piemonteſen die Hand zu reichen und ihnen den Rücken gegen die Abruzzen und gegen das noch ſtark beſetzte Capua zu decken. Er nahm zwei Brigaden von Bixio und die Brigaden Eber und Milano, mit welchen ich natürlich ſelbſt marſchirte, von mir.

In der Nacht vom 24. auf den 25. campirten die zum Uebergang beſtimmten Truppen, zuſammen 5000 Mann, am Fuß der Höhen von S. Angelo. Am 25. October früh Morgens ward der Volturno überſchritten und wir marſchirten, Bixio's Brigaden voran, nach Calvi durch ein Labyrinth von lauter Hohlwegen; meine Brigaden nahmen ihr Lager auf dem Felde von Zuni und Milano mußte einen Poſten an die Caſtellbrücke von Calvi geben, Front gegen Capua hin. Der Poſten ward um Mittag von einer Recognoſcirung allarmirt, welche die Beſatzung von Capua entſendet hatte, aber ohne daß es zum Gefecht gekommen wäre. Gefangene, — Verſprengte, Kranke, die aus allen Richtungen kamen und in allen Richtungen umherirrten, — machten wir in Menge.

In der Dunkelheit marſchirten wir noch an der Straße von Venafro bis zu dem Wirthshaus auf der Höhe des Waldes von Cajanello, wo wir unſer Biwak nahmen. Selten habe ich ein Biwak geſehen, welches beim Scheine der Wachtfeuer in Folge der eigenthümlichen Gruppirung der Gegenſtände des Terrains und des Anbaus einen ſo impoſanten Anblick gewährte.

Am 26. ſendete ich eine ſtarke Huſarenpatrouille nach Teano, das Gros marſchirte nach le Fratte unterhalb Vairano, rechts von der großen Straße abbiegend. Hier übergab mir Garibaldi das Commando über die geſammte Truppenmacht, um ſelbſt an die große Straße zurückzukehren und dort die Piemonteſen zu empfangen, welche, wie unſere

Nachrichten besagten, ganz nahe waren. Wirklich sahen wir bald von den Höhen unsers Biwaks aus die piemontesischen Colonnen die Heerstraße entlang ziehen und Garibaldi stieß mit dem Könige zusammen.

Der Zweck unseres Marsches war erreicht und bald Nachmittags erhielt ich den Befehl, mit der gesammten Streitmacht den Rückmarsch anzutreten, um so mehr, da es uns an Lebensmitteln in dem von den zahlreichen neapolitanischen Streitkräften fast gänzlich ausgesogenen Lande in schreckenerregendem Maße gebrach, da auch der Nachschub, weil unsere ausgezeichnete Brücke an der Scafa di Formicola alle Stunde einmal brach und dann jedesmal vier Stunden zu ihrer Herstellung nothwendig waren, seine bedeutenden Schwierigkeiten hatte. Die Nacht vom 26. auf den 27. und den ganzen 27. campirte ich bei Calvi, Sparanisi und Partignano, in ziemlich weit gedehnten Stellungen, um wenigstens die nothwendigsten Lebensmittel in einigermaßen ausreichender Menge zu finden, die Brigade Milano bei Juni.

Am 28. ward an die Scafa di Formicola zurückmarschirt. Wir mußten hier mehrere Stunden nördlich derselben am rechten Volturnufer warten, weil die geniale Brücke eben wieder einen ihrer häufigen Einfälle gehabt hatte. Ein Spaßvogel hat ausgerechnet, daß die kostbare Brücke, will sagen der Brückenschlag, 70,000 Piaster gekostet hat.

Am Nachmittag konnte ich endlich den Volturno passiren und marschirte nun in einem Zuge über S. Angelo und Sa. Maria nach Caserta zurück.

Am 3. November ward Capua übergeben; am 6. hatten wir die letzte Revue vor unserm General und Dictator; 14,000 Mann, der beste Theil des Südheers, defilirten vor ihm auf der Esplanade des Palastes von Caserta. Der Re Galantuomo, welcher, wie Alles hoffte, die Parade

abnehmen ſollte, kam nicht; und die Parade, welche am 7. vor ihm ſtattfinden ſollte, ward noch ſpät am Abend des 6. abgeſagt. Am 7. fuhr Garibaldi an der Seite des Königs in die Hauptſtadt Neapel ein, — bei ſtrömendem Regen, durch unvollendete Ehrenpforten.

Am 8. November verließ Garibaldi Neapel.

Und was man auch ſagen möge, ich glaube nicht, daß das Südheer ihn überlebt.

Binnen wenigen Wochen werde ich am winterlichen Zürichſee bei meinem lieben Weib und Kinde ſitzen, ſo Gott will; und ihr, Milaneſen, liebe Waffengefährten, denen ich auf fremdem Boden dies kleine Denkmal errichtet, werdet auch bei den Euren ſein.

Hauptquartier, königlicher Palaſt von Caſerta.
9. November 1860.

W. Rüſtow,
Oberſt-Brigadier und inter. Commandant der 15. Diviſion des italieniſchen Heeres.

Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen.

Von

Moritz Hartmann.

Es wird erzählt, daß ein König in Kabul einmal decretirt habe, daß das Jahr anno X, in welchem er von innern und äußern Feinden gedemüthigt worden, nicht existirt habe, also in der Reihe der Jahre nicht zu zählen sei; und in der That sollen die Kabulistaner bis auf den heutigen Tag um ein ganzes Jahr hinter der Zeitrechnung ihrer Nachbarn zurück sein, so ungefähr wie die Russen nur um dreizehn Tage hinter gebildeten Nationen zurück geblieben. Jener Kurfürst von Hessen, der in sein Land zurückkehrte, nachdem Andere für ihn die Franzosen daraus verjagt hatten, decretirte sogar eine ganze weltgeschichtliche Epoche hinweg und ließ wieder die Zöpfe wachsen, ohne jedoch die fünfzehn Jahre aus dem Kalender zu streichen, was jedenfalls als ein Fortschritt gegen Kabul zu betrachten ist. Ein noch größerer Fortschritt signalisirt sich heute in ganz Deutschland und seinen Nebenländern. Heute dürfen wir doch wieder — jusque à nouvel ordre — wenigstens sprechen von jenem unheilvollen Jahre, das seit einem Dezennium nicht einmal in unserer Erinnerung bestehen durfte. Man spricht wieder von „Grundrechten des deutschen Volkes", Schmerling taucht auf wie ein Gespenst, als Befreier, und er soll das Reichsparlament wieder aufrichten, das er mit so viel Fleiß begraben half; derselbe Fürst, der gewisse Principien und Menschen an den Galgen hängen ließ, läßt zwar die Menschen noch immer dort hängen, nimmt aber die Principien

herab und trägt ſie dem Volke vor wie heilige Geſetzestafeln, und überall thut man, als gäbe man Amneſtien, um ſich aufrichtig mit jenem unheilvollen Jahre zu verſöhnen. Kaiſer proclamiren Conſtitutionen und Nationalitäten, deren Proclamatoren ſie haben hängen und würgen laſſen — denn Alles hat ſeine Zeit und wer darüber ſpotten wollte, dem können wir antworten, daß das Alles nur billig und vernünftig ſei. Vor elf Jahren waren die Völker zu dergleichen noch nicht reif, das haben wir eingeſehen, daß noch grade elf Jahre zur vollkommenen Reife nothwendig waren; wir haben gehängt, füſelirt, eingekerkert, concordatet, Anleihen gemacht, geknebelt und die Länder den Jeſuiten und barmherzigen Schweſtern übergeben und Handel und Gewerbe ruinirt, nur um die erſehnte Reife hervorzubringen und jetzt — ſind wir aufrichtig.

Benützen wir den günſtigen Moment, um uns mit dem von den Todten auferſtandenen Jahre 1848, ſo weit es erlaubt, zu beſchäftigen, bevor es wieder eingeſargt oder durch einen lärmenden Nachkommen ganz und gar in den Hintergrund gedrängt wird; erinnern wir uns an Kleinigkeiten, die ſchon unendlich klein ausſehen, da ſie durch eine Weltgeſchichte von Reactionen, Verträgen, Octroyirungen, Concordaten, Kriegen, Anlehen, Conceſſionen, Verſuchen, Veränderungen der Karte, Abdankungen, Regentſchaften, hiſtoriſcher Logik und momentanem Wahnſinne in unendliche Ferne gerückt ſind. Aber wie uralt auch jene Zeit ſei, die Menſchen leben noch und Menſchen mit ihrem reizbaren Nervenſyſtem dürfen erſt viele Jahrzehnte nach ihrer Beſtattung gemalt werden, erſt um die Zeit, da es der Regel nach erlaubt iſt, ſie zu Trauerſpielhelden zu benutzen. Schmerling beweiſt, daß er lebt, alſo, mit ſeinen Zeitgenoſſen, noch unbrauchbar iſt; ſo wollen wir uns weniger an Individuen halten, als an allgemeine Momente, Vorgänge und anonyme

Maſſen. Vielleicht daß es uns dann gelingt, was wir gar nicht erſtreben, belehrend zu ſein, belehrender als wenn wir ſelbſt von maaßgebenden Perſönlichkeiten, Palazky, Rieger, Windiſchgrätz u. ſ. w. ſprechen; vielleicht, daß wir dann an gewiſſe Mächte erinnern, die nicht zu verachten ſind und an manche Kräfte, die ſich noch geltend machen werden. Während wir ſo zu unſerm Vergnügen uns erinnern, erwerben wir uns vielleicht ein Verdienſt und geben, für mögliche Fälle, eine Warnung. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

I.

Prager März- und Apriltage.

Die Märztage des Jahres 1848 fanden in ganz Deutſchöſterreich, vielleicht in ganz Deutſchland eine einzige wohlorganiſirte und compacte Partei: die Partei der Slaven in Böhmen. Ob nun die Königinhofer Handſchrift apokryph ſei oder nicht, die ſlaviſche Bewegung war es auf keinen Fall. Mit der Veröffentlichung dieſer Handſchrift, welche beweiſen ſollte, daß die Czechen eine Sprache, eine Nationalität und endlich eine Literatur hatten, beginnt in Böhmen ein neues Leben, das Anfangs nur wie ein dünnes Rinnſal ſtill und beſcheiden, bald aber, wenn auch nicht viel breiter, doch viel lärmender dahinzog. Vor Allem ging man an die Ausbildung der Sprache und theils aus Mangel an Productivität, theils aus Tact begann man mit Ueberſetzungen aus allen Zungen; jedes ſelbſt mittelmäßige Talent wurde mit Liebe gepflegt und anerkannt und ſelbſt wenn es nur der Wiederſchein des aus der Fremde Angeeigneten war, mit patriotiſcher Selbſttäuſchung für original gehalten.

Bald glaubte man eine Literatur zu haben, obwohl man nur einzelne mehr oder weniger ausgezeichnete Individuen hatte, wie z. B. den früh verstorbenen lyrischen Dichter Macha, von dem man wenigstens träumen konnte, daß er ein Byron und die Ehre des Landes geworden wäre, oder den in der That ausgezeichneten Historiker Palazky, der mit seinem heldenmüthigen Fleiße, seiner großen Gelehrsamkeit, seinem weitreichenden Blick und Combinationsgeiste, bei der bisherigen Vernachlässigung, Verfälschung und Verwirrung der vaterländischen Geschichte, allerdings wie von der historischen Vorsehung geschickt war, um seine Landsleute mit dem Stolze und was mehr ist, mit dem Bewußtsein einer historischen Existenz zu durchdringen. Die Vergangenheit Böhmens in den verschiedensten Perioden ist bis in's 17. Jahrhundert hinein allerdings der Art, daß sie nicht nur die Jugend begeistern, sondern auch dem Geschichtsphilosophen als eine unverlorene und unverlierbare Basis einer Zukunft und Weiterentwickelung erscheinen kann. In der That sah man sich nach einem weiteren Schauplatz für die junge, aufstrebende Idee um. Aeußere Mächte mögen da entgegengekommen sein; die Koryphäen der jungen Partei standen mit Rußland in inniger Verbindung; aber es bedarf dieser persönlichen Erklärungen nicht, um den Panslavismus zu motiviren. Der Panslavismus war nirgends natürlicher als in Böhmen. Kaum zwei Millionen Czechen hinter sich, von welchen zwei Millionen nur eine unendlich kleine Minorität an den neuen Bestrebungen Theil nahm, umgeben von Deutschen, war die neue Partei naturgemäß darauf geführt, sich an ausländische Anverwandte anzulehnen und zwar vorzugsweise an „den Vetter, der den großen Brummbaß spielt" (wie Hawliczek sagt), an Rußland; abgesehen davon, daß eine junge und begeisterte Partei sich nothwendig nach einer größeren Idee sehnen mußte, als die war, in Böhmen wieder die czechische

Sprache herzuſtellen, oder in unſerer Zeit der großen Staaten ſelbſt ein Königreich Böhmen aus alter Aſche auferſtehen zu machen. Rußland, das zu Hauſe den Panſlavismus verfolgte, reichte den Czechen die Hand, wohl wiſſend, daß Oeſterreich bald in den Zuſtand der Türkei herabſinken müſſe, beſonders wenn man ein wenig nachhülfe; und von dem echt ruſſiſchen Wunſche beſeelt, auch in dieſem Nachbarlande eine Partei und die Hand im Spiele zu haben. Metternich ließ die neue Partei bis zu einem gewiſſen Grade gewähren; eine kleine Nationalität mehr in Oeſterreich konnte ihm nicht zu viel ſein, da ſeine innere Politik nichts als eine Reihe von Schachzügen einer Nationalität gegen die andere war, und er behufs des Divide et impera die fortgeſetzten Theilungen und Sonderungen nicht ungerne ſah. Erfand er doch noch in den vierziger Jahren in Galizien ſelbſt eine Nationalität, die Ruthenen, um im Schooße dieſer Provinz ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, obwohl er dieſe Ruthenen, indem er ſie von den Polen entfernte, ihrer Sprache und ihren Sitten nach, den Ruſſen nur näher brachte.

So befand ſich die junge czechiſche Partei eigentlich in einer ſehr günſtigen Lage, die um ſo günſtiger war, als ſie ſich über Unterdrückung durch die Deutſchen beklagen konnte, was ſcheinbar ſehr wahr war, obwohl das unterdrückende Beamtenthum, das allein gemeint ſein konnte, nur aus Czechen beſtand und obwohl der Druck in Oeſterreich für alle Nationalitäten gleich war. Hätten die Deutſchen in Oeſterreich es gewagt, ſo viel von ihrer Nationalität zu ſprechen, wie die Czechen, ſie wären nach den Wiener Conferenzen und den Karlsbader Beſchlüſſen, den Lieblingskindern Metternich's, behandelt worden. Ein Theil des landſtändiſchen Adels, der durch das Metternich'ſche Büreaukratenthum als ſolcher allen Einfluß verloren, ſchloß ſich an eine

Partei an, die doch wenigſtens dem Lande als Provinz wieder einige Wichtigkeit geben, vielleicht die Landſtände wieder beleben konnte. Und der böhmiſche Adel iſt reich. Unter ſo günſtigen Verhältniſſen organiſirte man ſich, bildete Geſellſchaften, bearbeitete das offene Land, das eigentlich allen dieſen Beſtrebungen ferne ſtand, gründete Zeitungen, die, wenn ſie auch ſtumm ſein mußten, doch Vereinigungspunkte abgaben, kurz that Alles, was eine Partei compact und kräftig machen konnte. Die Hauptſache aber war, daß man im gegebenen Momente als Partei daſtehen konnte, in einem Staate, wo es keine Parteien gab, und endlich, daß man ſich und ſeine Kräfte kannte.

Dies Alles war bis zu einem hohen Grade der Fall, als die Februarrevolution ausbrach. Schon wenige Tage nach der Flucht Louis Philipp's ſah es in Prag aus, als ob es nur und ausſchließlich von Czechen bewohnt wäre. Die Deutſchen exiſtirten nicht. Man glaubt allgemein, daß in Oeſterreich die Hauptſtadt Wien die Initiative der Revolution ergriffen. Dies iſt nicht der Fall. In Prag ging die Bewegung ganz unabhängig von Wien vor ſich. Schon am 11. März wurde eine große Volksverſammlung im Wenzelsbade gehalten und zwar war ſie von den Czechen veranſtaltet.

Von dieſer Volksverſammlung erfuhr ich erſt Tags vorher, zufällig und durch einen Deutſchen von der czechiſchen Partei. Ich äußerte meine Abſicht, ebenfalls dahin zu gehen, der Mann aber meinte, ich ſolle es lieber nicht thun. Ich war damals in einen Hochverraths- und Majeſtätsbeleidigungsprozeß verwickelt und halb und halb Gefangener; durch meine Anweſenheit, meinte er, könnte die Verſammlung einen revolutionären Anſtrich bekommen; das ſollte ſie nicht. Damit war das ganze Programm der czechiſchen Partei ausgeſprochen. Man wollte eine Be-

wegung machen, man wollte fordern und ſeine Macht entfalten, aber ohne Revolution; im Gegentheil auf die loyalſte Weiſe, als geſuchter Bundesgenoſſe der Regierung. Deutſche und Ungarn waren die Feinde des Slaventhums, d. h. die Elemente, welche das Vorherrſchen des Slaventhums in Oeſterreich verhinderten; die Ungarn waren ſchon furchtbar, die Deutſchen konnten es durch Deutſchland werden, wenn es ſich wirklich einigte; mit Italien war man ſchon im Kriege. Blieben alſo nur die Slaven, auf die ſich Habsburg ſtützen konnte und man wollte Habsburg zeigen, daß es ſich auf ſie mit Zuverſicht ſtützen könne. Man begann die Revolution mit dem Rufe: Es lebe der Kaiſer! ſo weit ordnete man das aufſprudelnde patriotiſche Gefühl der Politik unter, daß man nicht einmal: Es lebe der König! rief. Natürlich! Es handelte ſich jetzt nicht um Böhmen, es handelte ſich darum, Oeſterreich überhaupt unter ſlaviſchen Einfluß zu bringen. In einem allgemeinen Reichstag (ohne Italiener) hätten ſiebzehn Millionen Slaven, mit einigem Terrorismus gegen die Deutſchen in Böhmen und in Verbindung mit der Regierung gegen Ungarn, die Majorität und jedenfalls einen überwiegenden Einfluß gewonnen, da ſie mit einem ſolchen Reichstage Oeſterreich gänzlich von Deutſchland abgetrennt hätten.

Der vierzehnte März in Wien und die Flucht Metternich's brachten vollkommene Freiheit der Handlung und nun zeigte ſich die vollendete Organiſation und Gliederung der ſlaviſchen Partei im ſchönſten Licht. Mit einem Male ſaßen Männer im Rathhauſe, die von Allen gekannt und wie zu ihren Aemtern prädeſtinirt waren, und wirkten andere, eben ſo auserwählte, in den Straßen, die eine öffentliche Meinung machten, welche immer in vollkommenſter Harmonie mit den Beſchlüſſen der Männer des Rathhauſes waren. Die bisher unbedeutenden aber doch exiſtirenden czechiſchen Organe

wurden unter der Preßfreiheit über Nacht gewaltige Zeitungen, und Journaliſten, von deren Talent das metternich'ſche Regiment keinen Begriff hatte, zeigten ſich als kräftige, energiſche Publiziſten voll Feuer, Geiſt und Beredtſamkeit. Unter dieſen ragte Hawliczek, eine merkwürdige Erſcheinung, hervor. Ich kannte ihn von Jugend auf; er ſaß einige Jahre neben mir auf der Schulbank und ich weiß, wie ſehr er urſprünglich Schriftſteller und Schriftſtellerei mißachtete; aber ein wahrer Fanatismus für ſeine Sache ließ ihn die Feder ergreifen und machte ihn ſelbſt zu einem Polemiker, der, bei einem längern Leben und in einer bekannteren Sprache, neben den ausgezeichnetſten Kämpfern mit der Feder genannt worden wäre. Bei aller Derbheit war er ſlaviſch-verſchmitzt, bei allem Fanatismus behielt er einen praktiſch offenen Blick. Er hatte etwas von den alten Huſſiten in ſeiner Seele. Er wurde das Vorbild vieler junger Leute, meiſt Studenten, denen zwar ſein Geiſt fehlte, die ſich aber an ſeinem Fanatismus entzündeten, in Palazky's Geſchichte ihren poſitiven Anhaltspunkt fanden und ſo geeignet waren, in ſolcher Zeit auf die Maſſen zu wirken. Von Tag zu Tag vergrößerten und vervollſtändigten ſich die Reihen der wirkenden Czechen, da ſie ihre Leute kannten und Alles, was dienen konnte, in dieſem wichtigen Momente unter die Feder riefen. So wurde in aller Eile Rieger aus Italien zurückberufen, wo er ſich der Geſundheit halber aufhielt, und er eilte raſch herbei, um bald und bis auf den heutigen Tag eine wichtige Rolle zu ſpielen.

Wie anders ging es uns Deutſchen! Nur Ein Beiſpiel anſtatt vieler. Auch wir wollten uns ein Organ ſchaffen und beriefen einen jungen Deutſchböhmen, der an einer deutſchen Univerſität verweilte und ſich in einer bedeutenden deutſchen Zeitſchrift als talentvollen Styliſten erwieſen hatte. Er kam ſo eilig herbei wie Rieger aus Italien, aber

kaum drei Tage nach seiner Ankunft war er zu den Czechen übergegangen. Wir brachten keine Zeitung zu Stande und mußten froh sein, wenn wir in das höchst gemäßigte, mit beiden Parteien transigirende Blatt der Brüder Haase oder gar in die offizielle Prager Zeitung einen Artikel bringen konnten. Bei dem loyalen Auftreten der Czechen und ihrem gleichzeitigen imponirenden Gebahren mit den Massen hinter sich, waren wir die Revolutionären und zugleich die Schwachen; eine doppelte Ursache für das ängstliche Capital, wie überhaupt für die ängstlichen Gemüther, sich von uns zurückzuziehen.

Mit der Prager Deputation kamen aus Wien viele czechische und andere Studenten aus andern slavischen Ländern zurück. Letztere trugen slavische Tracht und wurden mit Enthusiasmus empfangen. Wenige Tage darauf trug die ganze slavische Partei slavische Tracht und was diese Tracht trug, gehörte wie von selbst zu der großen Verbindung der „Swornost“ oder Eintracht. Diese Verbindung war bewaffnet, und obwohl eigentlich nicht zur Nationalgarde gehörend, beherrschte sie durch ihr jugendliches und feuriges Wesen wie durch ihre Zahl bald die Nationalgarde wie die ganze Stadt. Prag gehörte der Swornost und die Swornost gehörte den wenigen Parteiführern. Die Swornost, von Eingeweihten geleitet, zum Theile dem Volke angehörend und überall mit dem Volke in Berührung, konnte die Massen nach Belieben in Bewegung setzen oder zurückhalten. Die Organisation war vollendet und herrschende Nationalgarde, bewaffnete Studentenschaft und die zerfahrene deutsche Partei, die eigentlich als solche nicht existirte, waren diesem Organismus gegenüber beinahe lächerlich.

Es galt nun eine Körperschaft zu schaffen, die gewissermaßen das Land constitutionell repräsentire, eine Wohlthat

ſcheine, indem ſie die Ordnung in die Hand nahm, und im gegebenen Falle dem Wiener Miniſterium Pillersdorf, überhaupt der deutſchen Wiener Revolution gegenüberſtehe. Man ſchuf den National-Ausſchuß (Narodny Wibor). Man berief eine Volksverſammlung in das Wenzelsbad und las ihr eine Namensliſte von Deputirten vor, die beinahe ohne alle Oppoſition durch Acclamation angenommen wurde. Auf dieſer Liſte befanden ſich die Namen der Slaven, die bereits Sommitäten waren oder es werden ſollten, wie Schaffarik, Palazky, Hanka, Rieger, Hawliczek u. A., mehrere Magnaten, die bereits ſeit lange zu den Czechen gehörten oder jetzt aus Politik zu ihnen hielten, wie die beiden Grafen Franz und Mathias Thun, Graf Ernelin Noſtiz, Graf Laczanſky, Graf Wurmbrand, Fürſt Camille Rohan u. A. Um unparteiiſch zu ſein, wählte man auch drei Deutſche: den Dichter, Hofrath Carl Egon Ebert, der conſervativ war und von dem man nicht wußte, ob er zu Deutſchen oder Czechen hielt, den Dichter Alfred Meißner, der damals Sozialiſt und rother Republikaner war, und den Schreiber dieſer Zeilen.

Der ſo gewählte National-Ausſchuß zog mit großer Feierlichkeit und von ungeheuren Volksmaſſen begleitet auf den Hradſchin, in die Domkirche, um ſeine Thätigkeit mit einem pompöſen Gottesdienſt zu beginnen; die Sitzungen wurden im Gubernialgebäude gehalten und Graf Stadion, Gouverneur von Böhmen, hatte den Vorſitz. So wurde im Namen des Kaiſers getagt. Graf Stadion ſagte zu Allem: Ja. Es waren natürlich die Czechen, die Vorſchläge machten und annahmen. Die deutſche unendliche Minorität — wir hatten, Ebert mitgezählt, drei Stimmen — war natürlich in keiner Weiſe maßgebend. Indeſſen handelte es ſich zu Anfang nur um Adminiſtratives und um Verwirklichung der von den Wienern errungenen freiheitlichen Conceſſionen und

wir konnten ohne Oppoſition und mit gutem Gewiſſen mitſtimmen.

Der National-Ausſchuß zeigte ſich, trotz des ſtarken ariſtokratiſchen Elementes, in Bezug auf dieſe freiheitlichen Conceſſionen, viel liberaler als ſelbſt ein großer Theil der ſ. g. Intelligenz. Dieſe, aus Gelehrten, Schriftſtellern, Advokaten ꝛc. beſtehend, hatte ſich eines Tages verſammelt, um über die neue Preßfreiheit zu berathen. Vorherrſchend bei dieſer Berathung war die Angſt vor dem Mißbrauche der Preſſe und es wurde ein Antrag geſtellt, der darauf hinauslief, die eben abgeſchaffte Cenſur in etwas anderer Geſtalt wieder einzuführen. Man wollte ein Comité niederſetzen, dem Alles, was gedruckt werden ſollte, vorgelegt werden und das über Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung entſcheiden ſollte. Die Majorität in ihrer Aengſtlichkeit ſchien dieſen Antrag ſehr praktiſch zu finden und war bereit, ſich freiwillig die Sklaverei aufzulegen, die man eben erſt abgeſchüttelt hatte. Ich trat gegen dieſen Antrag auf und wurde ſofort von Hawliczek aufs kräftigſte unterſtützt. Da wir beide erklärten, daß eine ſolche freiwillige Sklaverei eine doppelte Schande ſei, daß wir uns ihr nie fügen würden, und da man uns geſetzlich nicht mehr unter die beabſichtigte Cenſur zwingen konnte, ließ man den Antrag fallen.

Im National-Ausſchuß hingegen machte man nicht den geringſten Verſuch, die neuen Freiheiten zu beſchneiden. Erſt als die Nationalitätsfrage an die Tagesordnung kam, wurde er uſurpatoriſch und gewaltthätig.

Deutſchland hatte ſich geregt, Berlin war frei und trug die dreifarbige Kokarde, in Frankfurt hatte das Vorparlament getagt, der Fünfziger-Ausſchuß gab einen Mittelpunkt ab, ein deutſches Parlament ſollte beſchickt werden. Damit

kam einige Regung und einiges Bewußtsein in die Deutschen Böhmens. Sie, die das Geld und die Bildung, die Industrie und den Handel besaßen, waren bis jetzt dem thätigen und folgerechten Treiben der Slaven wie in einem lethargischen Zustande gegenüber gestanden; sie, die wenigstens $^2/_5$ der Landesbevölkerung ausmachten und zweiundvierzig Millionen Deutsche hinter sich hatten. Jetzt erinnerte man sich, daß man deutsch war und daß man nicht ausgeschlossen sein wollte, wenn Deutschland einig wurde. Was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, machte sich nun halb und halb von selbst. Bei den Studenten, deren Lieutenant ich war, wurde es mir nun leicht eine kleine Schaar um mich zu versammeln; es schlossen sich bald Andere an: Doctoren, Advokaten, Kaufleute, und als man eine öffentliche Versammlung zu Stande brachte, zeigte es sich, daß wir selbst in einem Theile des Volkes Sympathieen hatten. Auf dieser Versammlung wurde ich in das Comité der Deutschen gewählt, aus welchem ich, da es sich bildete, ausgeschlossen worden. Warum? Ich hatte drei Verbrechen begangen. Gleich nach den Wiener Concessionen schrieb ich einen Aufruf an das Volk, in welchem ich es warnte, jetzt schon die Hände in den Schoß zu legen; es handle sich darum, sich Garantieen der Freiheit zu verschaffen; ohne solche Garantieen sei eine Reaction unausweichlich. Das zweite Verbrechen war, daß ich zu Gunsten der Freiheit der Italiener geschrieben hatte, was mir diese Deutschen, die ein freies Parlament beschicken wollten, nicht verzeihen konnten; das dritte Verbrechen war mein Sitz im Nationalausschuß. Er war slavisch in seiner Majorität, ich war also, trotz meiner Opposition, ein Verräther. Ein Reichenberger Blatt gab mir gradezu diesen Titel. Doch sei diesem Blatte Dank; es war eines der ersten Organe, die für die deutsche Sache auftraten. Die Volksversammlung aber hielt mich nicht für einen Verräther

und obwohl ich uneingeladen auf die Tribüne trat, ſchickte ſie mich in das Comité der Deutſchen.

Einzelne Deutſche ſteckten nun die ſchwarz-roth-goldne Kokarde auf; ſie wurden mißhandelt; die Slaven kamen in große Gährung und nahmen eine feindliche Stellung ein.

Sie waren feſt entſchloſſen, die Frankfurter Parlamentsfrage nicht aufkommen, wo möglich nicht einmal discutiren zu laſſen. Sie waren darin nur logiſch. Ihnen war Böhmen nicht deutſch; von ihrem nationalen Standpunkte brauchten ſie eine achthundertjährige Geſchichte nicht anzuerkennen; wir Deutſchen waren ihnen Eindringlinge und Uſurpatoren; in den Kaffeehäuſern discutirte man die Zukunft, die wenigſtens das alte großböhmiſche Reich ſammt Schleſien wieder herſtellen müſſe. Von Rußland wurde nicht geſprochen, aber es verſtand ſich von ſelbſt, daß wie wir uns an die deutſchen Brüder anzuſchließen ſtrebten, ſie ſich im gegebenen Falle mit den ſlaviſchen verbinden könnten. Nur Hawliczek war ſo aufrichtig, mir, auf der Straße, in klaren Worten zu ſagen: Ja, ja, wir ſind lieber ruſſiſche Leibeigene, als freie Deutſche. — Darf ich von dieſen Worten öffentlichen Gebrauch machen? fragte ich. — Sagen Sie es der ganzen Welt! rief er und kehrte mir den Rücken. Ich hatte bald Gelegenheit, dieſen Ausſpruch Hawliczek's zu gebrauchen. Im deutſchen Comité veranſtaltete man eine Deputation an den Nationalausſchuß, welche für die Deutſchen dieſelbe Freiheit verlangen ſollte, deren ſich die Czechen erfreuten. Dieſe trugen nicht nur ihr Nationalcoſtüm, das Prag tant soit peu den Anſtrich eines Maskenballes gab, ſie trugen auch die weißrothe böhmiſche Kokarde und ſteckten überall ihre Fahnen heraus. Die Deputation ſollte daſſelbe Recht und den Schutz dieſes Rechtes vom Nationalausſchuß in Anſpruch nehmen. Unſere Abſicht war, die Frage zum Ausbruch zu bringen und den Nationalausſchuß, der ſich ſonſt ſo radical geberdete, zu entlarven,

indem wir ihn zur Enthüllung seiner gegen das Deutschthum gerichteten Pläne brachten. — Die Deputation erschien, geschmückt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande. Man suchte sie mit guten Worten abzufertigen, ohne entschiedene Antwort zu geben. Da ich der einzige Redner unter den Deutschen war, erhob ich mich zur Vertheidigung der deutschen Farben, um dann auf die Frankfurter Parlamentsfrage überzugehen. Ich sprach sehr versöhnlich, indem ich die schöne Rolle hervorhob, die Böhmen, mit Deutschland verbunden, als Vermittler der deutschen Civilisation nach Osten zu spielen könnte. Ich benutzte damals, nebenbei gesagt, jene Ausdrücke des „Civilisation nach Osten Tragens", deren sich später Herr v. Gagern in Beziehung auf Oesterreich bediente, und für die der Unglückliche so viel Spott hatte leiden müssen. Trotz meiner Mäßigung ließ man mich nicht lange fortfahren, man widersprach mir, man erhitzte sich und mich und ich ließ mich zu einer Anspielung auf russische Absichten hinreißen. Widerspruch von allen Seiten und gewaltiges Geschrei. Der alte Hanka, der Finder oder Erfinder der Königinhofer Handschrift, grade derjenige, dessen russische Sympathieen am wenigsten ein Geheimniß waren, erhob sich, sprang mir einige Schritte entgegen und beide Fäuste ballend und drohend, rief er mir: Verräther! Verräther! zu. Ich stand am Fenster und Alfred Meißner, der neben mir saß, raunte mir in's Ohr: Gieb Acht auf's Fenster! anspielend auf die beliebten historischen böhmischen Fensterstürze. — Da rief ich ihnen das Wort Hawliczek's zu; der Lärm wurde größer und Hawliczek sprang auf und leugnete das Wort.

Da es durch diesen Vorgang selbst den Vertrauensvollsten unter den Deutschen klar wurde, daß vom Nationalausschuß für die deutsche Sache keine Gerechtigkeit zu hoffen war, unsere deutsche Minorität in demselben nur wie ein Spott aussah und ich persönlich vielen Deutschen als ein

halber erſchien, ſo lange ich an den Berathungen Theil nahm, gaben wir, Meißner und ich, unſere Demiſſion.

Mittlerweile hatte ſich das deutſche Comité mit den deutſchen Städten des offenen Landes in lebhafte Verbindung geſetzt und ſiehe da, es kamen uns aus den verſchiedenſten Gegenden mehr Sympathieen entgegen, als wir erwartet hatten. Hie und da hatten ſich ſchon Ausſchüſſe ganz in unſerem Sinne gebildet; an anderen Orten ſchuf man ſolche auf unſere Veranlaſſung mit größter Bereitwilligkeit, ja mit Begeiſterung. Die gute Stadt Leitmeritz ſchickte einige Abgeordnete nach Prag, um ſich mit uns in directe Verbindung zu ſetzen und Mittel und Wege zu unſerem Zwecke zu beſprechen. Man beſchloß eine Deputation nach Wien, welche dort unſere Rechte geltend machen, und die Ausſchreibung der Wahlen für Frankfurt bewirken ſollte. Ein reicher Prager Bürger, der beweiſen ſollte, daß der große Beſitz mit uns ſei, ein Dr. Juris (ich nenne ſo wenige Namen als möglich, da ich, in der Ferne, die Stellung nicht kenne, die jetzt die betheiligten Perſonen einnehmen und ich ihnen mit mancher Erinnerung vielleicht ſchaden könnte) und ich wurden mit dieſem Auftrage beehrt. Wir ſollten uns mit unſeren gerechten Forderungen und Beſchwerden geradenwegs an den Kaiſer und an den Miniſter Pillersdorf wenden.

Der Anblick Wiens erfüllte uns mit Freude und Wehmuth zugleich. Dieſer Genuß der gewonnenen Freiheit, dieſes friſche, junge Leben, dieſer Frühling in allen Gemüthern, dieſe feſtlich frohe Stimmung überall — wie verſchieden war das Alles von der düſteren, brütenden argwohnerfüllten Bewegung Böhmens! Eilf Jahre ſpäter erlebte ich etwas Aehnliches, als ich aus dem verpfafften nun befreiten Bologna nach dem freudigen Florenz kam.

Der Kaiſer Ferdinand war krank und ſein Bruder, Erzherzog Franz Carl ſollte uns als ſein alter ego empfan-

gen. Kaum waren wir in den Vorſaal getreten, als uns ein Kammerherr deſſelben, ein Graf Iſolan, mit ausgebreiteten Armen entgegenſtürzte und uns als Brüder mit brüderlicher Begeiſterung empfing. Graf Iſolan iſt, wie männiglich aus Schiller's Wallenſtein weiß, ein Kroat, alſo ein Slave. Er hatte von einer böhmiſchen Deputation gehört; er erwartete ſlaviſche Brüder. Ich werde das Geſicht nie vergeſſen, mit dem er unſere Bitte, „eine deutſche Deputation" zu melden, anhörte. Dieſe Enttäuſchung! dieſe Verlegenheit! Doch faßte er ſich als guter Hofmann ſehr raſch und eilte mit anerkennenswerther Gefälligkeit, uns anzumelden.

Man führte uns in ein Zimmer, das zum Theil mit Bildern aus den Kriegen von 1809 und 13 geſchmückt war. Der Erzherzog trat aus einer innern Stube und blieb kaum zwei Schritte von der Thüre ſtehen, aus der er getreten war und bat uns herbeizukommen. Er war ſehr aufgeregt und ſchüchtern. Es begann nun eine höchſt ſonderbare Audienz. So lange wir die verwickelten Verhältniſſe Böhmens auseinanderſetzten, ſchwieg der Erzherzog und hörte mit großer Spannung zu, als ob er etwas ganz Neues hörte. Erſt da wir auf Einzelnes kamen, jeder von uns das Seinige hinzufügte und der Erzherzog ſich etwas orientirt hatte, antwortete er hie und da, aber beinahe immer mit den Worten des Vorredners. Der Prager Bürger z. B. verſicherte, daß die Deutſchen in Böhmen ganz gute Unterthanen ſeien. — Ach ja, fiel ihm der Erzherzog, immer gut wieneriſch ſprechend, in's Wort — ach ja — das ſeien ſo gute Unterthanen. Schaun's, ich bin in Reichenberg geweſen und da hab ich's g'ſehn, das ſeien ſo gute Unterthanen, aber ſo gut, ſo treu. — Und wieder als ich eben vom deutſchen Princip geſprochen hatte, rief er: Ja freilich, da um Reichenberg herum, da iſt überall das deutſche Princip, ich hab's ſelber g'ſehn, wie ich bin in

Reichenberg geweſen; da iſt überall das deutſche Princip. — Als dann einer von uns verſicherte, daß ſich die Deutſchen in Böhmen nicht werden von den Czechen terroriſiren und ſlaviſiren laſſen, daß ſie ſich im Nothfalle lieber losreißen und, wenigſtens die Grenzbezirke, lieber an Sachſen und Baiern anſchließen werden, rief der Erzherzog voll Schrecken die Hände in einander ſchlagend: Daß Gott behüte! das wär' ja ſchrecklich! — Als ich den Erzherzog in meiner Schlußrede daran erinnerte, daß doch auch die Habsburger Deutſche ſeien, fiel er mir mit einer Bewegung, als ob er ſich plötzlich an etwas längſt Vergeſſenes erinnerte, in's Wort und ſagte lächelnd: freilich, wir ſein ja Deutſche, freilich, wir ſein Deutſche! —

Gegen Ende fragte er uns nach unſeren Namen und ſiehe da, er kannte ſie alle drei als höchſt ehrenwerthe Namen. Zum Schluſſe, ohne uns irgend welche entſcheidende Antwort zu geben, oder eine eigene Anſicht auszuſprechen, bat er noch auf's Gemüthlichſte: Jetzt, ſeien Sie ſo gut und gehen Sie zum Pillersdorf und ſagen Sie ihm Alles ſo ſchön, wie Sie mir's geſagt haben; werden wir ſchau'n, wie wir Hand in Hand gehn.

Mit dem Miniſter hatten wir eine weit ausführlichere Conferenz. Er war ſehr freundlich und zuvorkommend, aber man konnte es ihm anſehen, daß ihm die Beſchickung des Frankfurter Parlaments beinahe eben ſo unangenehm war, wie den Czechen und daß er keine Luſt hatte, es mit dieſen zu Gunſten eines deutſchen Reichstages zu verderben. Mit ihrer Loyalität hatten ſie bereits erreicht, was ſie wollten; die Regierung fürchtete ſie und freute ſich zugleich, an ihnen einen Bundesgenoſſen zu haben. Als wir den Miniſter verließen, erfuhren wir im Vorzimmer, daß uns eine czechiſche Deputation um eine halbe Stunde zuvorgekommen war. Wir erkannten, daß wir von der offiziellen Welt nichts zu hoffen

hatten und beſchloſſen, uns auf die öffentliche Meinung allein zu ſtützen und auf eigene Fauſt zu handeln.

Nachdem wir uns mit dem deutſchen Verein Wiens, der meiſt aus Deutſchböhmen beſtand, in Verbindung geſetzt, reiſten meine beiden Collegen nach Prag zurück, um dem Comité zu berichten und von dieſem Alles zu den Wahlen vorbereiten zu laſſen. Ich blieb in Wien, um in unſerem Sinne zu wirken und die maaßgebenden Mächte für unſere Sache zu gewinnen. In der Aufregung damaliger Zeit, da jede Stadt, und vorzugsweiſe Wien, es mit ſich ſelbſt und den eigenen Angelegenheiten zu thun hatte, waren die Vorgänge in Prag der Hauptſtadt, ſo zu ſagen, ein Geheimniß geblieben. Man ſah, daß ſich Prag regte, und damit war man zufrieden; in jeder Bewegung, die damals immer als eine revolutionäre vorausgeſetzt wurde, ſah man einen Zuzug, eine Hilfe, ohne weiter zu fragen, wohin dieſe Bewegung ſtrebte. Die Prager Bewegung war ſchon dieſelbe, welche ſieben Monate ſpäter den Fall Wiens herbeiführte. Ich hatte noch mehrere Beſprechungen mit dem deutſchen Verein, der in der That ſofort in unſerem Sinne, auf die deutſchen Kreiſe Böhmens zu wirken anfing, und ſprach in der Aula vor den Studenten und dann vor dem eigens zu dieſem Zwecke zuſammenberufenen Schriftſtellerverein. Die Aula war von großer Wichtigkeit; die Studenten waren allmächtig. Aber ich machte daſelbſt eine überraſchende Erfahrung. Kaum hatte ich geſprochen, als ein Student die Tribüne ſtürmte und mich, ganz im czechiſchen Sinne, auf das Gröbſte und Roheſte abkanzelte; dieſem folgte ein anderer, etwas gebildeterer Redner, der aber ganz in demſelben Sinne ſprach und aus den Acclamationen, welche dort und da aus der Studentenſchaft dieſe Redner empfingen, erkannte ich, daß die Wiener Aula vom Czechenthum infizirt, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, daß

auch in der Aula das Czechenthum vertreten war und seine Vertheidiger fand. Die Bestrebungen der Czechen wurden als die der Freiheit dargestellt und mit deutscher Großmuth glaubte die Aula diese gewähren lassen zu müssen und weiter nicht viel darnach zu fragen, wie es, bei diesen Freiheitsbestrebungen, mit der Freiheit der Deutschen stehe. Glücklicherweise hatte mir die pöbelhafte Art des ersten Redners schnell eine Partei gemacht und mir zugleich die Punkte angegeben, die aufzuklären waren, und ich hatte die Genugthuung, in der Aula eine zum Deutschthum bekehrte Partei von Deutschen zu hinterlassen.

Es handelte sich aber vorzugsweise darum, daß unsere Bedrängniß bekannt und daß das Augenmerk Deutschlands auf uns gerichtet werde. Dazu sollte mir der Schriftstellerverein verhelfen. Auch dort fand ich Leute, die bereit waren, die Czechen gegen uns Deutsche als gegen Usurpatoren und Unterdrücker in den Schutz zu nehmen. Saphir war der erste, der mir mit Wärme beitrat, und am Ende erhielt ich die beinahe allgemeine Versicherung, daß man die Angelegenheiten Böhmens künftig nicht vernachlässigen wolle. Doch erinnere ich mich nicht, daß sich damals deutsche Zeitungen viel mit uns beschäftigt hätten. Ich erinnere mich nur einiger Artikel, die August v. Rochow, den ich in Wien traf, über die schlimme Lage der Deutschen in Böhmen in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte.

Nach drei Tagen folgte ich verabredetermaßen meinen Collegen. Am Bahnhofe zu Prag standen einige Studenten, die sich mit mir in ein Gespräch einließen, sich als gute Deutsche zu erkennen gaben und mich in mein Gasthaus begleiteten. Auf dem Wege erzählten sie mir, daß die Czechen in großer Aufregung und zu Allem entschlossen seien, um die Wahlen für Frankfurt zu verhindern. Der bloße Gedanke an Frankfurt mache die Swornosta wüthend. Auch wüßten

die Czechen ſchon Alles, was ich in Wien gethan und geſprochen, und ſie ſeien nicht gut auf mich zu ſprechen. — Für den Abend war eine große Verſammlung der Deutſchen angeſagt, in der ich Bericht erſtatten ſollte. Ich ging auf meine Stube und wechſelte die Kleider. Als ich wieder vor die Thüre trat, um mich in die Verſammlung zu begeben, ſtanden dieſelben Studenten noch da. Sie umringten mich und gingen mit mir in die Verſammlung. Ich fing an zu merken, daß ich eine Leibwache hatte.

Die Verſammlung im Convict-Saale war ſehr zahlreich beſucht. Als ich die Eſtrade beſtieg, um meinen Bericht zu erſtatten, flüſterte man mir zu, daß draußen, im Hofe bewaffnete Swornoſter umherſtreiften; in der That hatte ich in der Dämmerung ſelbſt einige bemerkt und Einzelne, von der Oeffentlichkeit unſerer Sitzungen Gebrauch machend, ſaßen ſogar mit ihren ſlaviſchen Sackmützen mitten unter den Deutſchen im Saale. Das machte mich ſtutzig, ebenſo der Umſtand, daß ein Redner vor mir, ein Mitglied unſeres Comités, mit dem ich mich noch nicht hatte beſprechen können, ſoeben mit zitternder Stimme der Verſammlung inſinuirt hatte, alle germaniſchen Tendenzen aufzugeben und ihr Deutſchthum nur dadurch zu beweiſen, daß man Geld ſammle, behufs der Bewaffnung der Tyroler gegen die Italiener. Ich nahm mir darum vor, keine Zeit zu verlieren, mit den kürzeſten Worten auf die frankfurter Wahlen zu kommen, zu ermahnen, daß man die Schritte der Regierung und ihre Erlaſſe nicht abwarte und ſelbſt die Wahlen nach Frankfurt zu proclamiren. Alles das ſagte ich in wenigen Sätzen und rief: Wir werden wählen! Auf dieſes Wort hin erhob ſich mitten im Saale ein furchtbares Getümmel und in demſelben Augenblicke drangen von allen Seiten Bewaffnete herein, ſchreiend, fluchend und alle möglichen Drohungen ausſtoßend. Die Deutſchen waren unbe-

waffnet. Es entstand eine ungeheure Verwirrung; viele Deutsche drängten zur selben Thüre hinaus, durch die die Czechen, Degen und Feuergewehre schwingend, hereindrangen. Im Momente gehörte der Saal ihnen und ehe man sich dessen versah, stand Hawliczek, ebenfalls bewaffnet und in Swornost-Tracht, auf der Tribüne und schrie deutschfeindliche Worte in das Getümmel hinein. Von Deutschen war nichts übrig, als einige Mitglieder des Comités.

Im Gasthause, in dem wir uns früherer Verabredung gemäß, nach der Versammlung zusammenfanden, saß schon eines der Comité-Mitglieder, derselbe Mann, der gerathen hatte, das Deutschthum durch Sammlungen für die Tyroler gegen die Italiener zu bethätigen. Er war in Thränen aufgelöst, gab Alles verloren und beschwor uns abzulassen, da unsere Bestrebungen nur Mord und Todtschlag zu Wege bringen können. Da wir darauf nicht eingingen, gab er seine Entlassung und schlich weinend davon. Der Rest des Comités blieb zusammen und schrieb an die verschiedenen Wahlkreise Deutschböhmens, sie sämmtlich auffordernd, die kaiserlichen Erlasse nicht abzuwarten, die Wahlen für Frankfurt vorzubereiten und diese unfehlbar am 10. Mai vorzunehmen, selbst wenn die Regierung sie bis dahin noch nicht ausgeschrieben haben sollte. Wenige Tage darauf hatten wir Antworten und alle freudigen Anzeichen, daß das Land auf unser Verfahren mit Energie einging. Um in lauern Gegenden die patriotische Gluth zu schüren, gingen einzelne von uns dahin ab und thaten das Ihre.

Die Czechen waren indessen auch nicht müßig gewesen. Unzählige junge und alte Emissäre durchzogen das Land und wagten sich selbst in deutsche Gegenden, um gegen das deutsche Interesse zu wühlen. Vorzugsweise aber bearbeiteten sie die czechischen Kreise, um, für den Fall, daß die Wiener Regierung doch die Wahlen ausschreiben würde,

dieſe von vornherein zu verdächtigen und unmöglich zu machen. In gemiſchten Bezirken kam es zu allerlei handgreiflichen Händeln. Die Parteienwuth ging bereits ſo weit, daß man, wie mir viel ſpäter erzählt wurde, einer armen alten Tante von mir, die von Politik ſo viel wußte wie von der baskiſchen Sprache, die verloren und in den allerärmlichſten Verhältniſſen lebend in einem kleinen czechiſchen Städtchen ſtak, eine arge Katzenmuſik brachte.

In Prag ſelbſt wurde es düſter. Dieſe alte Hauptſtadt, deren Volk in verſchiedenen Epochen ſo große Eigenſchaften gezeigt hat, beſitzt heute einen Pöbel, wie ihn nur wenige Städte des Continentes aufzuweiſen haben. An Rohheit läßt er ſich nur mit dem Londoner Mob vergleichen, doch iſt er nicht ſo muthig wie dieſer, obwohl zu allen Ausſchweifungen leicht verführbar. Bier, Branntwein, materielles Elend, und die von dem öſterreichiſchen Syſteme und dem Kirchenregimente gepflegte Unbildung haben ihn zu dem gemacht, was er iſt — wenigſtens noch im Jahre 1848 war. Dieſer Pöbel ſtand hinter der Swornoſt, die ihn vermittelſt einiger improviſirter und parodirter Kleone, wie z. B. durch den Fuhrmanns-Gaſtwirth Faſter von der „Goldenen Gans“ in Bewegung ſetzte, lenkte und leitete. Im April ſtand er in voller Gährung. Ich weiß nicht, wie weit die Anklagen gerecht ſind, die ſich damals überall erhoben und die behaupteten, daß Alles, was nun von dieſem Pöbel geſchah, im Sinne der czechiſchen Partei geweſen ſei, die ihn für mögliche Fälle habe in Bewegung bringen, üben und zugleich ihre Macht habe zeigen wollen. Gewiß iſt, daß dieſe Maſſe nur dieſer Partei gedient haben würde, gewiß iſt auch, daß die Swornoſt, die den größten Einfluß auf den Mob hatte, ſich ihm bei allen Ausſchweifungen am wenigſten entgegenſetzte, ja ihn mit Ruhe gewähren ließ. Indeſſen iſt es doch gewagt, eine ſolche Anklage aufkommen zu laſſen; in ſolchen

Zeiten bedarf eine ſolche Maſſe nicht erſt des Anſtoßes, um in Bewegung zu gerathen und wenn die Swornoſt nichts gegen ſie that, ſo hat ſie ſich dieſe Unterlaſſungsſünde vielleicht nur zu ſchulden kommen laſſen, um ſich dieſelbe, die ſie vielleicht brauchen konnte, nicht zum Feind zu machen. Ihre Schuld wäre dann nur eine negative. Allerdings könnte auch Manches angeführt werden, was die Schuld der Swornoſt als eine poſitive erſcheinen läßt. Ich habe z. E. oben beſagten Faſter in ſeiner Bierſtube ſelber ſeine populären Gäſte gegen die Deutſchen aufreizen hören und auf einem Rundgange durch die Stadt, da ich in dieſer trüben Zeit die öffentliche Stimmung erkunden wollte, traf ich eines Abends einen gewiſſen Arnold, der von der czechiſchen Partei immer als einer der Ihren anerkannt wurde, von einem Volkshaufen umgeben, dem er predigte, daß mit dieſen Deutſchen kurzer Prozeß und ein raſches Ende gemacht werden müſſe.

Aber ich will nur weiter erzählen, welche Entwicklung die Prager Bewegung durchgemacht und was die Revolution, die überall ſo viel Erhebendes, Großes, Edles an's Licht gebracht, was dieſe ſelbe Revolution in Prag erbärmlich, gemein, widerwärtig machte.

Der Heldenſinn des Prager Pöbels, ſein Freiheitsdrang wandte ſich erſt gegen einige Bäckerläden, und in Folge dieſes Triumphes ermuthigt, gegen die Juden. Vielleicht war das nur eine Reminiscenz an die Zeiten König Wenzel's des Faulen, und hätte man ſich erſt recht huſſitiſch und böhmiſch gefühlt, wenn man in Allem und Jedem wie damals, zu Anfang des 15. Jahrhunderts aufgetreten wäre.

Schon ſeit mehreren Tagen ging das Gerücht, daß es auf eine Judenhetze abgeſehen ſei; die Behörden trafen ihre Maßregeln, aber ſie und die Nationalgarde waren ohnmächtig. Die Swornoſt, die etwas hätte thun können, that nichts. Die Juden, bereits mehrere Male im Tandelmarkte

angegriffen, ſchloſſen ihre Kramläden und zogen ſich in die Judenſtadt zurück. Eines Tages, mit zwei Freunden in der Nähe des Theaters ſpazierend, hörten wir vom Tandelmarkt her einen gewaltigen Lärm: Geſchrei und Gepolter, als ob Bretter und Balken übereinander ſtürzten. Wir eilten hin und ſahen, wie ein wilder Haufe die leeren Kramſtellen der Juden niederriß. Dies geſchehen, ſchrieen ſie: Auf die Juden! In die Judengaſſe! — Ich eilte nach Hauſe und holte meine Waffen, dann in's Carolinum, das Prager Univerſitätsgebäude. Ich fand eine Anzahl Studenten und unter dieſen einige, die bereit waren, den armen Juden zu Hülfe zu kommen. Wir bildeten eine kleine Rotte und der brave Schiller, Lieutenant der Studenten, ſtellte ſich als Führer vor den Zug. Neben mir marſchirte Dr. Johannes Spielmann, der zweite Director des Irrenhauſes. Auf dem altſtädter Ringe angekommen fanden wir den ganzen Theil des großen Platzes, der an die Judenſtadt ſtößt, von einer ungeheuren Volksmaſſe vollgedrängt. Sie ſchrie, ſie ſchimpfte, ſie erfand Anklagen gegen die Juden, um ſich gegenſeitig zum Angriff und zu Gewaltthaten aufzumuntern. Unſer braver Führer commandirte vorwärts und wir marſchirten, eng an einander geſchloſſen, durch die wüthende Menge. Ihre ganze Wuth richtete ſich gegen uns, da ſie erkannten, daß wir den Juden zu Hülfe eilten. Aber ſie wagten es nicht, uns anzugreifen. Hätte nur einer den Muth gefunden, in unſere kleine Schaar hineinzugreifen, wir waren verloren. Sie begnügten ſich, in Worten und mit Geberden zu wüthen. Ich werde nie das wuthblaſſe Geſicht eines Maurerpoliers vergeſſen, der einer der Maſſenführer war, immer neben uns einherlief und ſchnaubend, beinahe ſchäumend wiederholte: Ich bin auch ein gebildeter Menſch, aber daß man Juden beſchützt, das habe ich nie gehört! — Wir kamen glücklich an dem Marmorbrunnen vor-

bei und in die Nähe der alten Nikolauskirche, in die ſchmale Gaſſe, die in die Judengaſſe, auf den Drei-Brunnenplatz führt. Es war ein ſchwerer Gang geweſen.

Dort fanden wir ſchon einige Studenten und unter dieſen mehrere, die zur czechiſchen Partei gehörten. Wir bildeten eine Kette, fällten das Bajonett und ſchloſſen die in die Judenſtadt führende Gaſſe ab. Das Volk, mit Schimpfen und Schreien, drängte ſo nahe heran, daß wir unſere Bajonette oft zurückziehen mußten, um die vorderſten nicht zu ſpießen. So ſtanden wir ſtundenlang.

Es iſt auffallend, daß wir die Judenſtadt nicht ſchon im Beſitze des Pöbels fanden und daß er jetzt noch nicht an den Angriff ging. Aber das hatte ſeine Urſache. Die Haufen waren ſchon dieſen Morgen zurückgeſchlagen worden und zwar auf die wunderbarſte, auf eine wahrhaft bibliſche Weiſe. Sie drangen mit Wuthgeſchrei und in der ſicherſten Hoffnung auf Beute bis auf den Drei-Brunnenplatz; der größte Theil der Juden flüchtete ſich, Weiber und Kinder hatten ſich verſteckt. Es ſah aus, als ſollten ſie ihre niedrigen Gelüſte auf wohlfeile Weiſe büßen können. Aber ein einziger Mann machte ihre Hoffnungen zu Nichte und rettete die bedrängten Juden. Dieſer, ein ehemaliger Kunſtreiter, der nach mannigfachen Fahrten in ſeine heimathliche Judenſtadt zurückgekehrt war, ſtürzte ſich allein und waffenlos dem hereinſtürmenden Haufen entgegen, dort wo ehemals das Thor der Judenſtadt geweſen und wo noch heute nur ein ſchmaler Zugang offen iſt. In dieſer engen, hohen und düſtern Gaſſe faßte er einen großen Schrank, der vor dem Laden eines Alt-Möbelhändlers ſtand, hob ihn in die Höhe, über ſeinen Kopf und ſtürzte ſo, wie Simſon mit den Thoren von Gaza, den Philiſtern entgegen. Entſetzen ergriff die Anſtürmer, als ſie den gewaltigen Mann mit der noch gewaltigeren Waffe, wie einen ſtürzenden Berg, mit großen Schritten auf ſich zu-

kommen sahen. Es muß ihnen gewesen sein, als sähen sie ein Wunder; die vordersten stürzten mit dem Schrei: Jesus, Maria und Joseph! auf die Knie, die andern ergriffen die Flucht.

Die Erinnerung an dieses Ereigniß war es wahrscheinlich, welche die eben so feige als abergläubische Masse von einem entscheidenden Angriff abhielt und die unserer kleinen Anzahl zu Gute kam. Nach und nach vergrößerte sich unsere Schaar durch Studenten und Nationalgarden, die durch andere Zugänge zu uns stießen. Unter den Studenten, die tapfer mit uns aushielten, war auch der junge Fürst Rohan, damals ein Kind vielleicht von 16—17 Jahren. Endlich nach langem Harren kamen einige Compagnieen Grenadiere, vom General Serbeloni geführt, einem sehr einnehmenden alten Soldatengesichte, der sich lächelnd durch die Massen tummelte. Mit den Grenadieren vereinigt, säuberten wir den Platz. Die Menge vertheilte sich in die an die Judenstadt stoßenden Straßen, in denen ausnahmsweise auch Juden wohnen durften, und warf Steine in die Fenster. Aber die Gefahr war noch nicht beschworen und wir patrouillirten noch die ganze Nacht durch die Straßen und zwar nicht vergebens, da wir um Mitternacht einen Kahn am Landen verhinderten, welcher im Rücken der Judenstadt, in der Nähe des „Ufers" Plünderer an's Land setzen sollte. Da an diesem und an den folgenden Tagen die Einnahme der Judenstadt so verhindert worden, versuchte man eine Judenverfolgung auf andere Weise einzuleiten. Ostern war da und plötzlich tauchte die alte Geschichte von einem verschwundenen Christen-Kinde auf, das gewiß die Juden als Osterlamm geschlachtet hatten. Die Juden zitterten. Aber nunmehr war man auf seiner Hut und das Gewitter mit Blutregen zog vorüber.

Hat man bei solchen Erscheinungen nicht Recht zu sagen,

daß die Revolution in Prag einen widerwärtigen Charakter hatte? Aber sie war nicht nur widerwärtig; für die Deutschen hatte sie auch eine unendlich traurige Atmosphäre. Die Deutschen waren nicht beliebter als die Juden und gegen Deutsche sprachen sich czechische Parteigänger so offen aus und mit bewußtem Hasse als der Pöbel gegen die Juden. Ungefähr um dieselbe Zeit, da ich Faster, Arnold und andere stump-orators so, wie oben gesagt, predigen hörte, kam Frau Jenny Lutzer Dingelstedt, eine geborene Pragerin, auf Gastrollen nach Prag. Sie sollte die Hugenotten singen, bei der Gelegenheit, der herrschenden Mode huldigend, einige czechische Nationallieder einlegen. Man erwartete eine czechische Demonstration und ich ging in's Theater, um diese zu sehen, wie wenig es mir auch um's Theater zu thun war. Die Demonstration beschränkte sich auf fanatischen Applaus, mit dem die czechischen Lieder aufgenommen wurden. Mir machte Anderes Eindruck. Im Verlaufe der Vorstellung fiel mir die Aehnlichkeit unserer Lage mit der der Hugenotten auf. Die Deutschen in Böhmen waren von nicht minder fanatischen Feinden umgeben. Eine unsägliche Trauer überfiel mich und ich hätte weinen mögen, als eben ein bekannter czechischer Schriftsteller, der auch deutsch schreibt, an mir vorüberging und mir auf die Schulter klopfend und auf die Bühne deutend halb im Scherze, halb im Ernste sagte, als ob er meine Gedanken errathen hätte: So kann's Euch auch noch gehen. Ich lachte ihm in's Gesicht.

Bald darauf ging ich der Wahlen wegen auf's Land und wurde selbst gewählt. Da die Wahlen für Frankfurt in den deutschen Bezirken eine Thatsache waren, beschränkten die Slaven ihre Thätigkeit darauf, sie in Prag und in den czechischen Kreisen zu hintertreiben, was ihnen auch leicht gelang. Dieses, sowie die Macht der vollendeten Thatsachen hat sie etwas beruhigt. So wenigstens scheint es mir; als

Augenzeuge kann ich von diesem Moment an nichts mehr berichten, da ich bald nach meiner Wahl nach Frankfurt abging. Diese fand Statt, ohne daß der darauf bezügliche Regierungserlaß veröffentlicht worden wäre. In meinem wie in vielen anderen Wahlkreisen hinkte die Regierung dem fait accompli nach.

Als einige Passagiere des Elbschiffes erfuhren, daß sie einen Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung an Bord hatten, verlangten sie vom Kapitän, daß er die schwarz-roth-goldene Flagge ausstecke. Dieser aber weigerte sich. Er wolle das Leben seiner Passagiere nicht in Gefahr bringen; er habe die dreifarbige Fahne einmal aufgehißt, da sei vom Ufer aus auf das Schiff geschossen worden. Es sei ein Polytechniker gewesen. Seit damals wisse er sich beobachtet. Erst als wir Raudnitz hinter uns hatten, wurde die deutsche Einheitsflagge aus einem versteckten Winkel hervorgeholt.

So waren die letzten Eindrücke, die ich aus der Heimath mitnahm, welche ich nicht wieder sehen sollte.

Während ich dieses schreibe, höre ich von neuen Bewegungen in Böhmen; czechische Programme werden wieder veröffentlicht; alte Namen, die auch in diesen Zeilen genannt sind, tauchen von Neuem auf und ich sage mir, daß ich recht gethan mit Aufzeichnung dieser Erinnerungen. Es kann bald eine Zeit kommen, da diese Vergangenheit zur Belehrung dienen dürfte.

II.

Frankfurter Septembertage.

Ueber Motive und Entwicklung der unglückseligen Frankfurter Ereignisse des Septembers ist in den Antworten

auf die reactionären Entstellungen und Verläumdungen seiner Zeit schon die Wahrheit gesagt worden und es fällt mir darum nicht ein, mir und dem Publikum eine bereits erzählte Geschichte noch einmal zu erzählen. Was ich hier liefere, sind Memoiren-Bruchstücke, in denen ich mir aufzeichne, was ich persönlich gesehen und erlebt habe.

Auf der großen Volksversammlung der Bornheimer Heide war ich nur Zuhörer, aber ich sah so viele Tausende zum Handeln bereit, daß ich mit Blum und Vogt und der Majorität der Linken, als sie des Abends im deutschen Hofe dem Volke den Abschied gaben und sich gegen den Aufstand erklärten, unzufrieden war, beinahe eben so unzufrieden, als das Volk selbst, das im Hofe und in den Straßen in ungeheurer Menge versammelt war und eine andere Antwort erwartete. Als ich später, in der Nacht vom 17. zum 18. gegen zwei Uhr über die Promenade um die Stadt ging, begegnete ich überall großen Schaaren, die, enttäuscht, Frankfurt verließen und in ihre Heimath zurückkehrten. Denn die Städte und Dörfer auf viele Meilen in der Runde hatten ihr Contingent zur beabsichtigten Revolution geschickt. Von allen Seiten hallten Büchsenschüsse durch die milde Nacht; die Abziehenden entluden ihre Gewehre der überflüssig gewordenen Ladung. In der Stadt war es stille.

In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche und durch die Gewandtheit, mit der der dicke Gfrörer bei dieser Gelegenheit die Wände hinankletterte, gleich einer Riesenspinne, eben so überrascht und erfreut wie die Rechte; und nach der kurzen Sitzung waren sie es, die über die militärische Machtentfaltung in den Straßen erstaunten. Sie hielten sie für überflüssig; sie wußten ja, daß es keinen Aufstand geben sollte, daß die ungeheuere Mehrheit der Kampflustigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm stand eine preußische Compagnie und sah,

Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Mann, nicht fünfzehn Schritte von ihnen entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunsch, auch einmal eine Barrikade zu sehen, und der Hauptmann, der die Preußen commandirte, hatte das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud vorzutreten und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Kolben zu zerstören. Es war an einen Kampf nicht zu denken.

Ich war von dieser Dame zu Tische geladen und begleitete sie nach Hause, vor die Stadt. Wir saßen kaum eine Viertelstunde beim Essen, als sich von der Stadt her ein sonderbarer Lärm hören ließ; ich horchte — zum zweiten Male — ich eilte auf den Balkon — es war kein Zweifel, die Regelmäßigkeit der Entladungen verrieth es — es waren Salven. Es war mir, als wäre man da drin in der Stadt wahnsinnig geworden. Sollte man nutzlos, zwecklos, zum bloßen Vergnügen oder aus Leichtsinn, vielleicht aus Perfidie Menschenblut vergießen? Ich lief in die Stadt — Salve auf Salve während des ganzen Weges. Außer mir kam ich in der Nähe des Hauptmanns an; dort stürzte mir der Abgeordnete Dietsch von Annaberg blaß, wie ein Verzweifelter entgegen: Man schießt auf's Volk! in der Dönniger Gasse! rief er einmal über's andere. Wo sind die Abgeordneten, daß man der Schlächterei ein Ende mache?

Wir liefen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mitglieder der Linken, die eben so aufgeregt herbeieilten. Im deutschen Hof fanden wir einige andere versammelt. Rasch wurde der Entschluß gefaßt, zum Reichsverweser zu gehen, und von ihm einen Befehl zum Einstellen des Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im Taxis'schen Hause und

wir waren gezwungen, ihn in seinem Landhause auf der Bockenheimer Chaussée aufzusuchen. Das Eschenheimer Thor war geschlossen und wir verloren eine kostbare Zeit, bis wir die Oeffnung desselben erwirkten, und eine noch kostbarere Zeit verloren wir nach dem langen Wege beim Erzherzog selbst. In einem so wichtigen Momente war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüssig lange sprach er über seine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge und dergl., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünschten Befehl zum Einstellen des Feuerns, zur Beilegung des nutzlosen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erst, daß wir umsonst gekommen waren. Der Reichsverweser konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Minister — und dabei gab er halb mit Mienen halb mit Worten zu verstehen, daß das Institut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichs-Kriegsminister von Peuker gerichteten nichtssagenden Zettel. Alle Beredtsamkeit Blum's, Vogt's, L. Simon's, alles Stürmen des alten Grützner und alles Zureden Raveaux', dem so schwer zu widerstehen war und für den der Reichsverweser immer gerne eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweser bedauerte sehr, aber er blieb unerschütterlich, ruhig und kalt.

Wir eilten in's Ministerium zu kommen, wo wir Herrn von Peuker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverwesers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tisch. Der Kriegsminister nahm unsere Bitte mit noch mehr abstoßender Kälte auf als der Reichsverweser. Er verschanzte sich hinter das militärische point d'honneur; man könne die Truppen nicht zurückziehen, das sei gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marschiren zu lassen, gegen ein Häuflein,

das sich, unangegriffen, verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, war nicht gegen die Ehre. Wir sahen bald ein, daß es den Ministern vorzugsweise darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuschlagen. Doch ließen wir nicht ab, mit Beschwören, mit Bitten und Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Herr von Peuker blieb steif; Herr von Schmerling war blaß und schweigsam. Mitterweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er stand bei Seite und schwieg, in seine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Grützner und ich, wandten uns an ihn, mit der Bitte, doch auch ein Wort zu sagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen, so berühmt gewordenen Pathos und Ausdruck, im tiefsten Baß: In Dinge, die mich nichts angehn, mische ich mich nicht! Den Präsidenten der Nationalversammlung ging es nichts an; daß man da draußen, einige Gassen weit, große Militärmassen auf ein Häuflein schießen ließ. Die Worte sind mir in's Gedächtniß gegraben blieben. Mit einem Seitenblick auf Ludwig Simon sagte er etwas Aehnliches, mit Beziehung auf dessen Rede von der Bornheimer Heide; aber dieser Ausspruch ist mir entfallen.

Endlich nach langer Arbeit wies uns Herr von Peuker an den österreichischen General von Nobili, der die Truppen commandirte. Dieser Umstand enthält vielleicht eine Entschuldigung seines ganzen Benehmens. Er wußte vielleicht, daß er als Reichsminister nicht die geringste Macht hatte, um auf einen österreichischen General irgendwie bestimmend zu wirken. Wenn etwas geschehen sollte, konnte es nur durch den commandirenden General selbst geschehen. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beschämte unsere Hoffnungslosigkeit.

Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit ging er, wenigstens zum Theil, auf unsere Wünsche ein und bewilligte,

ohne Zeit zu verlieren, einen Waffenstillstand von anderthalb Stunden. Während dieser Zeit sollten die Truppen auf eine gewisse Distanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahin brächten, daß die Insurgenten ihr Feuer einstellten und den Waffenstillstand aufrecht erhielten. Indessen könne man vielleicht zu einer Lösung kommen. Den Abgeordneten, Major von Boddien, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenstillstand zu bringen.

Im Sturmschritt liefen wir die öde Zeile hinab und riefen: Frieden! und um den Ruf zu erklären, schwenkten wir unsere Taschentücher als weiße Friedensfahnen. Da spielte mir der Zufall einen Streich, der mir übel hätte bekommen können. Ich zog mein Taschentuch hervor und schwenkte es: und siehe da, es war ein rother Foulard. Ich hatte die Kriegsfahne ausgesteckt, eine Farbe, gegen die die Soldaten, in deren Mitte ich eilte, besonders erpicht waren. Ich merkte es erst nach einiger Zeit und rief zu den Fenstern nach einem weißen Taschentuche hinauf; sogleich öffneten sich mehrere und eine Anzahl von Friedensfahnen wehten zu meinen Füßen herab. An der Constabler-Wache, wo die Hauptmasse der Truppen aufgestellt war und das heftigste Feuern stattfand, trat Herr von Boddien, seinem Auftrage gemäß, in die Wachtstube, nachdem er uns ein spöttisches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an diesem höchstgefährlichen Punkte alle diese bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menschlichkeit eben so gut gethan, wie sie irgend ein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Herr von Boddien glaubte mir am nächsten Tage große Lobeserhebungen machen zu müssen und Major Deetz, Deputirter und Commandant von Frankfurt, eine aufrichtige und grade Soldatennatur, wollte

mir auf dieſe Lobeserhebungen hin und auf das, was er ſelbſt geſehen hatte, von der Tribüne herab, eine öffentliche Anerkennung verſchaffen. — Major von Deetz handelte in der beſten und reinſten Abſicht, da ich aber ſchon erfahren hatte, daß man eine hervorragende Perſönlichkeit der Linken, die eben ſo ihre Pflicht gethan hatte, wie die Andern, zu verdächtigen ſtrebte und ich einſah, daß mein Lob gewiſſen Leuten nur als Folie jener Verdächtigung dienen ſollte, dankte ich dem guten Major Deetz für die gute Meinung und bat ihn, die Demonſtration ſein zu laſſen.

Wir ſtanden in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Inſurgenten ſchoſſen aus den Fenſtern mehrerer Häuſer und hinter zwei großen Barrikaden, am Eingange der Allerheiligen-Straße und hinter dem Conſtablerwachthauſe; ungefähr aus einem Halbkreiſe heraus und von der Höhe herab. Viele ihrer Kugeln klatſchten vor uns auf's Straßenpflaſter, da ſie von der Höhe herab kamen. Die Soldaten ſtanden in verſchiedenen Gruppen und einzeln vor und hinter uns und ſchoſſen außerdem aus der Conſtablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unſern Ohren vorbei ſauſten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unſerer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwiſchen den Combattanten ſtanden; eben ſo wenig nützten Rufe und Zureden. Die Soldaten ſchlugen ſich mit Verbiſſenheit und großer Tapferkeit — oder beſſer geſagt — die Offiziere. Bei den gemeinen Soldaten bemerkte ich beinahe überall das Streben, ſich zu ſchützen, einen Punkt auszuwählen, wo ſie vor dem Schuſſe des Feindes ſicher waren. Viele ſprangen nach gethanem Schuſſe hinter die Conſtabler-Wache, um in Sicherheit neu zu laden. Die Offiziere aber — in meiner Nähe waren nur darmſtädtiſche Truppen — ſetzten ſich überall der Gefahr aus. Ich ſah einen Lieutenant, der, wie ein ausgeſtecktes Ziel, auf einer

Barrikade ſtand und ſich um die Kugeln, die ihn umflogen, nicht im Geringſten kümmerte, und das Alles, um einen kaum handgroßen rothen Lappen, der auf einer kurzen Stange wehte, zu entfernen. Mit einer Ausdauer, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre, hieb er mit ſeinem Degen auf den Lappen los, als gälte es, einen übermächtigen Feind zu erlegen. Hart neben mir, beinahe auf mich, fiel ein darmſtädtiſcher Hauptmann, der ſeinen Truppen immer voraus geweſen. Ich ſehe noch die ſchwarzen runden, von grauen Kreiſen eingefaßten Löcher im Rücken ſeines Waffenrocks. Er ließ den Arm mit dem Degen ſinken und ſtützte ſich auf einen neben ihm ſtehenden Offizier, zu dem er ſchwach aber ruhig ſagte: Mit mir iſt's zu Ende, laſſe mich zu meiner Schweſter bringen, ſie wohnt nicht weit von hier. Ach, es war ſehr traurig!

Wir waren gezwungen, den Soldaten, und beinahe jedem Einzelnen, es zuzurufen, daß Waffenſtillſtand ſei und ſie an dem Arme zu faſſen, um ſie zurückzuführen. Aber ſie ſträubten ſich. Die drüben ſollten zuerſt zu ſchießen aufhören. Das ſchien die allgemeine Meinung und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die ſie zu ſchießen fortfuhren und aus deren Lücken, an denen wir hinaufkletterten, die andern hervorſchoſſen. Als ich oben anlangte, ſah ich den alten Schlöffel ſchon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade, was mich, bei der ungeheuern Popularität dieſes Abgeordneten, hoffen ließ, daß es jenſeits raſch zur Ruhe kommen werde. Ich ermunterte ihn, ſchnell hinabzuſpringen, während ich rücklings auf der Barrikade ſitzend, mein Tuch ſchwenkte und nach beiden Seiten: Waffenſtillſtand! Friede! rief. Nach und nach verſtummte das Knallen und ich ſprang hinab. In demſelben Augenblicke aber war wieder Gefahr da, daß die Feindſeligkeiten aufgenom-

men würden. Aus einem Hauſe brachte man einen Todten hervor, der ſeine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber ſtürzten ſich mit Geſchrei auf die Leiche und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um wieder zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, ſie aufzuhalten. Der alte Schlöffel mit ſeinem langen, halbgrauen Barte und dem ſchönen Geſichte war rührend anzuſehen, wie er hin und her ging und bat und beſchwor und ſich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade ſtellte, um die Combattanten davon abzuhalten. Armer Schlöffel! einige Monate ſpäter wurde ihm ſein Friedensamt mit dem Tode des einzigen Sohnes vergolten.

Hinter der Barrikade ſah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur ſehr wenige Bewaffnete, ſo wenige, daß wir erſtaunt waren, wie ihr Widerſtand gegen ſo zahlreiche Truppen ſo lange habe dauern können. Doch waren gerade die Bewaffneten guten Muthes, in einer feſtlichen Stimmung und Anfangs nicht im Geringſten geneigt, dem Kampf durch Zurückziehen vom Kampfplatze ein Ende zu machen. Das unbewaffnete Volk allein war aufgeregt und empört.

Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den Thurn-Taxis'ſchen Palaſt zurück, um, wie ſie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleinerer Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenſtillſtandes zu wachen und die Inſurgenten zum Verlaſſen der Barrikaden zu überreden. Ich war unter dieſen letzteren. Es gelang uns, Viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zweckloſigkeit ferneren Blutvergießens vorſtellten; ſie zerſtreuten ſich durch die Nebengaſſen oder ſtiegen auch über die Barrikaden und gingen bewaffnet mitten durch die Truppen heim. Nur eine ſehr kleine Anzahl blieb hartnäckig hinter den Barrikaden und unſere Vorſtellungen, die doch an

Gewicht zunahmen, je mehr ihre Anzahl abnahm, waren fruchtlos. Deſto mehr Urſache hatten wir für ſie beſorgt zu ſein, da die kurze Friſt des Waffenſtillſtandes ſchnell ablief, das Gerücht ſich verbreitete, daß zahlreiche heſſiſche und würtembergiſche Artillerie im Anzuge ſei, daß man aus Mainz noch Bundestruppen nachkommen laſſe, und bei all dem aus dem Palaſte von einem definitiven Abſchluſſe der Feindſeligkeiten und überhaupt nichts, zu hören war. Man ſchickte mich dahin ab, um Erkundigungen einzuziehen. Aber in der Nähe des Hôtel de Ruſſie auf der Zeile wurde ich von einem Haufen wüthender Frankfurter Bürger umringt, die mich theils mit Fragen, theils mit Vorwürfen beſtürmten. Sie wußten, daß Artillerie herbeiziehe und ſahen in ihrem Schrecke ſchon ganz Frankfurt bombardirt und alle ihre Häuſer in lichten Flammen. All das Unheil wurde der Linken zugeſchrieben; ſie hatte den ehrloſen Waffenſtillſtand von Malmoe verworfen, welcher die erſte Urſache der Aufregung war, ſie war überhaupt die Quelle alles Unheils und die Urheberin dieſes Blutbades, ſie, die Alles gethan hatte, um es zu verhüten, die das Volk, ihre einzige Stütze, deshalb vor den Kopf geſtoßen und ſich gewiſſermaßen von ihm getrennt hatte. Es war nicht möglich zu antworten. Die guten-Leute ſchrieen zu ſehr und ſchloſſen den Kreis immer enger um mich, je öfter ich es verſuchte, mich von ihnen los zu machen, um meinem dringenden Auftrage, von dem ſo viel abhängen konnte, nachzukommen. Ich ſtand da als Gefangener und mußte Alles über mich ergehen laſſen. Nichts Schlimmeres als ein wüthender Philiſter. Aber meine Lage ſollte nicht nur unangenehm, ſie ſollte auch kritiſch werden. Plötzlich drängte ſich ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe in Turnertracht durch die Menge und rief mit ſchrecklicher Naivetät: Fürſt Lichnowsky (er brauchte eigentlich einen Spitznamen, den ich hier nicht wiederholen will), Fürſt

Lichnowsky ist ermordet! Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, es hätte mir schlimm ergehen können. Der Turner, der sich, wie es schien, auf seine Nachricht etwas zu Gute that, wiederholte mit lauterer Stimme: Fürst Lichnowsky ist ermordet! — und um einen Beweis der Wahrheit zu liefern, hob er ein schwarzes Tuchläppchen in die Höhe und fügte hinzu: das ist von seinem Rocke! Aber, es ist wunderbar, kein Mensch außer mir, hörte auf den Turner, wie sehr er sich auch Mühe gab, die Aufmerksamkeit auf seine Nachricht zu lenken. Ich hatte Zeit, ihm die Hand auf den Mund zu legen, erkennend, in welche Gefahr er mich versetzte, obwohl ich die Nachricht für falsch und für eines der Gerüchte hielt, wie sie an solchen Tagen gerne entstehen. Ich wußte ja nicht, daß der Fürst sich dazu hergegeben hatte, auf Recognoscirung auszureiten und daß er in die Hände des Volkes gefallen war, das er kurz vorher von der Tribüne herab verhöhnte und das ihn aufrichtig haßte. Die Artillerie brauste heran; der Menschenknäuel um mich mußte ausweichen; das schaffte mir Luft und ich eilte in den Thurn-Taxis'schen Palast, wo ich die Abgeordneten auf der Treppe stehend fand. Man zog sie hin, — sie konnten zu keinem Endziele gelangen. Löwe von Calbe sagte mir achselzuckend: Wir sind betrogen; der ganze Waffenstillstand hat nur dazu gedient, um Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren.

Ich eilte zur Barrikade zurück; aber die Zeile war abgeschlossen und von Artillerie besetzt — an ein Durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Constablerwache her auf unheimliche Weise die ganze Straße. Es war schon spät am Abend. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die sie nichts vermochten, ihren Posten verlassen haben würden. Das war

im Allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgestürzte Karren. Die folgenden Tage entsetzte man sich beim Anblick der Allerheiligen-Apotheke und der benachbarten Häuser, wie arg diese von den Kugeln zugerichtet waren und schloß daraus, was man der Absicht gemäß schließen sollte, daß der Kampf ein furchtbarer gewesen sein, und daß das Reichsministerium an dieser Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müsse: aber gerade diese Kugeln haben keinem Menschen weh gethan und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade. Herrn von Schmerling gehört der Ruhm, schon zwei Jahre vor Louis Napoleon sich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davon getragen zu haben. In Ungarn wird er seine dichterische Erfindungsgabe nicht anzustrengen brauchen. Dort wird ihm die Wirklichkeit verschaffen, was er sich in Frankfurt mit Phantasie und Dichtersinn erschuf: jedenfalls den Feind — ob auch den Sieg? Das lehrt das Ende.

Gegen eilf Uhr war Frankfurt ein friedliches Kriegslager. Ueberall brannten Wachtfeuer und wurde Stroh gestreut zum Lager der Vertheidiger der Ordnung und des Gesetzes, die vielleicht von hundert oder hundertundfünfzig Unbesonnenen angegriffen worden waren. Unter diesen Vertheidigern deutscher Ordnung und des momentanen Vertreters derselben, des deutschen Reichstages entdeckte ich zahllose spezielle Landsleute, Czechen, welche die deutsche Bundesfestung Mainz bewachten und jetzt in Frankfurt waren, um das Parlament zu vertheidigen und Herrn von Schmerling und Herrn von Gagern. Arme Czechen! Sie waren unfähig, sich mit den Bürgern, deren Ruhe sie überwachten, irgendwie zu verständigen.

Am 19. trat die Majorität des Parlamentes mit einer in der Nacht aufgesetzten Proclamation an die deutsche Nation auf, welche Proclamation bestimmt war, die Linke in

der Meinung Deutschlands und Europas zu Grunde zu richten. Die gestrigen Vorgänge schienen eine gute Gelegenheit und man wollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Aber Vogt trat auf die Rednerbühne und legte die Absurdität, das Mißwollen, die Ungerechtigkeit, das Lächerliche des Entwurfes so schlagend und mit so vielem Geiste dar, daß die Proclamation, von so vielen Gelehrten und patentirten Staatsmännern in langer Nacht zusammengeschweißt, geradezu eine Unmöglichkeit wurde. Niemand hatte mehr den Muth, für eine Kundgebung zu stimmen, die nach der Kritik Vogt's Jedermann nur noch komisch finden konnte. Man ließ sie fallen und der Feldzug gegen die Linke, die man nun als Mitschuldige am 18. September mit Leichtigkeit glaubte unterdrücken zu können, war in seinem Anfange mißlungen.

Noch heute, wo von den Frankfurter Septembertagen die Rede ist, gilt die Linke des Parlamentes als Anstifterin derselben und werden ihr die Vorgänge alle zur Last gelegt. Ihre Schuld liegt vielleicht gerade auf der entgegengesetzten Seite. Die Gründe, die Blum und Vogt gegen die Bewegung geltend machten und die die Majorität der Linken überzeugten, hatten gewiß ihr Gewicht; aber es ist trotzdem die Frage, ob es damals nicht geboten war, mit dem unverbesserlichen Parlamente zu brechen, anstatt abzuwarten, bis man die Majorität in demselben gewinne, und die gerechte Entrüstung des Volkes und seine noch nicht erdrückte Kraft in den Kampf zu führen. Drei Wochen später stand Wien auf.

Im Laufe des darauf folgenden Winters brachte mir eines Tages ein junger Dichter, Adolph Strodtmann, ein Trauerspiel im Manuscript: „Robert Blum." Das Stück begann und endete in Wien. Ich sagte dem Dichter, daß das Trauerspiel, das Robert Blum zum Helden hatte, in Frankfurt und zwar in den Septembertagen beginnen müsse, wenn es ein Trauerspiel mit echter tragischer Schuld sein

ſolle, denn in dieſen Tagen liege die tragiſche Schuld Robert Blum's. In Wien ging er an der und für die Idee zu Grunde, die er in Frankfurt aus Mangel an Vertrauen in die Kraft ſeines Volkes und in der zu großen Zuverſicht in formales Weſen, in einem Augenblick, aber in einem entſcheidenden Augenblicke, hatte fallen laſſen. Dies iſt die Vernunft, die Tragik in Robert Blum's Schickſal. Das war damals meine Meinung; ſie iſt es noch heute.

III.

Wiener Octobertage.

Die unglückſelige Veranlaſſung zur Wiener Deputation der Frankfurter Linken, war leider ich. Als die Nachricht vom Ausbruch der Wiener Revolution des 6. October in Frankfurt ankam, beſchloß ich nach Wien zu gehen. Offenherzig geſtanden, hoffte ich ſeit der Wahl des Reichsverweſers vom Parlament nicht viel und ſeit der Annahme des Waffenſtillſtandes von Malmoe und dem 18. September gar nichts mehr. Der Drang, etwas für die Sache zu thun, wie der Wunſch, eine thatkräftige und ſchöne Bewegung zu ſehen, war nach den niederdrückenden Prager Erlebniſſen und nach viermonatlichem Tagen in einer vertrauensſeligen Verſammlung nur natürlich. Man ſtrebte die Wahrheit über die Wiener Ereigniſſe ſo wenig als möglich aufkommen zu laſſen; Herr von Schmerling gab ausweichende Antworten, aber ſein Leichenbittergeſicht wie die tiefe Niedergeſchlagenheit des Herrn von Sommaruga verriethen, daß die populäre Sache geſiegt haben müſſe. Ich theilte meinen Clubcollegen des Donnersberges meinen Entſchluß mit; ſie billigten ihn, erſuchten mich aber einen Tag

zu warten; vielleicht daß man mir Aufträge zu geben hätte. Man verſammelte ſich zu dieſem Zwecke und beſchloß meiner Reiſe den Charakter der Abordnung des Donnersberges beizulegen und im Laufe der Discuſſion dieſer Abordnung größere Ausdehnung zu geben, indem man noch einen Deputirten wählte. Die Wahl fiel auf Julius Fröbel, der mehrere Wochen des vergangenen Sommers in Wien zugebracht und daſelbſt viele Verbindungen mit der Demokratie angeknüpft hatte. Wir theilten unſeren Beſchluß der älteren Fraction der Linken, dem Club des deutſchen Hofes mit; dieſer fand ihn gut und wünſchte ſich bei der Deputation zu betheiligen. Robert Blum wurde einſtimmig gewählt. Der Abgeordnete Trampuſch, der verſicherte, daß er in Wien viele Bekannte und in der Beamtenwelt viele einflußreiche Verbindungen und Verwandtſchaften hätte und daß er uns in vieler Beziehung als Führer und Rather dienen könne, wurde Robert Blum beigegeben. Ich will hier gleich bemerken, daß der Abgeordnete Trampuſch vom Augenblick unſerer Ankunft in Wien für uns gar nicht mehr exiſtirte und daß er uns endlich ganz aus dem Geſicht verſchwand. Wir lernten ihn, der in der Linken eine vollkommen unbekannte Größe war, erſt während der Reiſe kennen und waren nicht wenig erſtaunt, in ihm einen vollkommenen öſterreichiſchen Beamten, ja bis zu einem gewiſſen Grade einen Ultramontanen, jedenfalls einen Reactionär zu entdecken. Weiß der Himmel, welche Naivität ihn zum Mitgliede der Linken gemacht hatte. Er ſcheint es während der Reiſe eben ſo gut eingeſehen zu haben, wie wenig er zu uns gehöre, und kurz nach unſerer Ankunft war er — wie geſagt — aus unſerem Geſichtskreiſe entſchwunden und lebte er nur mit Beamten und Anverwandten, die ſämmtlich antirevolutionär geſinnt waren. Ich mache dieſe ausführliche Bemerkung über den Abgeordneten Trampuſch, um zu

erklären, warum ich ihn wahrſcheinlich nicht mehr nennen werde, und um die andere daran zu knüpfen, wie ungerecht und wie ſchlecht unterrichtet ſich die öſterreichiſche Regierung zeigte, als ſie ihn ſpäter, nur weil er mit uns geweſen und weil ſein Name mit auf unſerer Proclamation ſtand, zu vieljähriger Kerkerſtrafe verurtheilte, in welcher dieſer gute Unterthan vielleicht noch jetzt ſchmachtet.

Wir reiſten guten Muthes ab, wohl wiſſend, daß wir uns, wie Herr von Schmerling ſagte, in Gefahr begaben, in der wir umkommen konnten, aber froh, den Wienern ſagen zu können, daß die deutſche Demokratie ſie nicht vergeſſen und glücklich in der Hoffnung, die Revolution, die ſo großmüthig zu Gunſten der Magyaren begonnen worden, für die deutſche Demokratie benützen und im Kampfe, der bevorſtand, das Unſere thun zu können. In Breslau machten wir einen kurzen Aufenthalt, da es nützlich ſein konnte, mit den Geſinnungsgenoſſen dieſer Hauptſtadt der Provinz, die an der öſterreichiſchen Gränze liegt, ſich beſprochen zu haben. Als wir unſere Reiſe fortſetzten, wurden wir im Bahnhof auf ein verrottetes Schnapsgeſicht, das auf einem ziemlich grobkernigen Körper ſaß, aufmerkſam gemacht und wurde uns dieſes nichts weniger als Sympathie einflößende Geſicht als dem Herrn Witt-Döring gehörig bezeichnet, deſſelben Witt-Döring, der ſchon allen Polizeien diente und der im Jahre des Heiles, in dem ich dieſes ſchreibe, der öſterreichiſchen Polizei dient. Im Jahre Achtundvierzig war er in Schleſien anſäßig, hatte daſelbſt, wie man uns ſagte, eine Branntweinbrennerei und machte den Agenten der Junker-, vielleicht auch der Jeſuitenpartei. Robert Blum ſagte, als er uns gezeigt wurde: Es ſollte mich wundern, wenn es der Edle nicht verſuchte, uns irgend welche Unannehmlichkeit zu bereiten.

Im Coupé trafen wir mit dem Geſandten der Ver-

einigten-Staaten von Nordamerika und mit Herrn Bernays, einem in Frankreich nationaliſirten Deutſchen und jetzigen Secretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Wien, zuſammen. Er hatte ſeiner republikaniſchen Regierung auf den 6. October und die Lage Oeſterreichs bezügliche Depeſchen als Kourier überbracht und kehrte jetzt auf ſeinen Poſten zurück. Er erzählte uns als Augenzeuge mit Begeiſterung von der Art und Weiſe, wie ſich Volk und Studenten am 6. October geſchlagen hatten. So etwas, meinte er, ſei in keiner der Pariſer Revolutionen vorgekommen. Die Aufnahme des Kampfes auf dem Eiſenbahndamme, im offenen Felde, auf ungünſtigſtem Terrain, gegen reguläre Truppen ꝛc. ſei eine That höchſter Kühnheit geweſen. Im Straßenkampfe verſchmähte man die Barrikade; man ſchlug ſich auf den Plätzen beinahe Mann an Mann mit den Truppen. Nur die Nationalgarde des Kärntnerthorviertels, die gegen die Revolution auftrat, habe ſich hinter Mauern zu ſchützen geſucht, indem ſie ſich der Stephanskirche bemächtigte und aus den Fenſtern auf Volk und Studenten ſchoß. Der Kampf um das Zeughaus, in der Nacht und während banger Stunden, habe mehr Muth von Seiten des Volkes bedurft, als die alten Baſtillenſtürmer zu beweiſen brauchten, da nur ein enger Zugang in's Zeughaus führte und dieſer von Artillerie ſehr lebhaft vertheidigt wurde. Wir freuten uns ein ſo tapferes Volk am Werke zu ſehen, denn wir wußten, daß Wien ſchon halb und halb von Windiſchgrätz cernirt wurde. — Im Laufe des Geſpräches auf franzöſiſche Politik kommend, fragten wir Herrn Bernays, wer, nach ſeiner Meinung, im Dezember zum Präſidenten der Republik gewählt werde, und wir erhielten die überraſchende Antwort: Louis Napoleon. Dieſe Antwort ſchien uns paradox. Man erinnere ſich, daß Louis Napoleon damals den Augen der ganzen Welt lächerlich war und daß er bei Jedermann für idiot galt. Herr Bernays

ſagte uns noch Manches voraus, was uns paradox ſchien und was ſich im Laufe der Tage doch verwirklichte. Ich habe bis auf den heutigen Tag noch keinen ſo exacten politiſchen Propheten kennen gelernt. Er prophezeihte auch, daß es nach der Wahl Louis Napoleon's in Frankreich nicht zu leben ſei, und daß er, Herr Bernays, ſich nach Amerika zurückziehen werde. So viel ich weiß, hat ſich auch dieſe Vorherſagung in beiden Theilen verwirklicht.

In Ratibor angekommen, war uns die Unannehmlichkeit, die Robert Blum vorhergeſagt hatte, durch Herrn Witt-Döring ſchon bereitet. Auf den Mittelſtationen war er regelmäßig, ſo oft der Zug Halt machte, vor unſerem Coupé auf und ab gegangen, um uns nicht aus den Augen zu laſſen, wie ein Sbirre vor der Zelle des Gefangenen, wie er es bei Ueberwachungsgeſchäften wahrſcheinlich ſeit lange zu thun gewohnt war. In Ratibor, dem Wahlort des Fürſten Lichnowsky, wo der Zug ſich lange zu verweilen hatte, ſahen wir ihn raſch aus dem Waggon ſpringen und in die Säle des Bahnhofgebäudes eilen, die von Beſuchern ſtark beſetzt waren. Auch wir ſtiegen aus, um Etwas einzunehmen, kaum wenige Minuten nach ihm, und ſchon hörten wir im Publikum hie und da unſere Namen flüſtern, und ſahen wir mit Fingern auf uns deuten. Als wir wieder einſtiegen, hatte ſich ſchon das Gerücht verbreitet, „die Mörder Lichnowsky's" ſeien da. Der Bahnhof wurde von Herbeiſtrömenden überfüllt und durch die Menge drängten ſich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch. Wir hörten wohl manches Wort, das uns galt, und bemerkten auch die Aufregung, die in der Maſſe von Minute zu Minute wuchs. — Nur ruhig bleiben, ſagte Blum, ich ſchlafe. — So ſprechend zog er den Mantel über den Mund, legte ſich in die Ecke und ſchlief. Ich beobachtete, was vor unſerm Wagenfenſter vorging. Ein Offizier nach dem andern kam heran, ſtarrte

herein, betrachtete uns wie wilde Thiere, murmelte oder ſchimpfte etwas und ging weiter, um einem andern Platz zu machen. Aber hinter dieſen Offizieren ſtand eine bürgerliche Menge, die ruhig und beobachtend aus einiger Entfernung auf unſer Fenſter und auf die Offiziere ſah. Ich glaube, daß dort unſere Freunde ſtanden; vielleicht wußten das auch die Offiziere — es blieb beim Gemurmel, beim Hin- und Hergehn, beim Hereinſtarren, bis ſich der Zug, nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung ſetzte. Jetzt erſt erhob ſich ein hörbares Schimpfen, das uns aber beim Lärm der Lokomotive unarticulirt blieb.

Am nächſten Morgen hielten wir auf einer kleinen Station, dieſſeits der Donau, in der Nähe Wiens. Der Zug konnte in Folge von Befeſtigungen, welche die Wiener auf einer der Eiſenbahnbrücken angelegt hatten, nicht weitergehn. Vor dem Bahnhofe ſtand ein junger Proletarier mit einem friſchen, neuen Gewehr im Arm. Es war der äußerſte Vorpoſten der Revolution. Ein Fiaker brachte uns in die etwas neblichen Straßen und in das Gaſthaus zur Stadt London in der Fleiſchergaſſe.

Wir machten uns ſofort auf, um das Studentencomité, das in dem an die Aula ſtoßenden Dominikanerkloſter ſaß, zu beſuchen. Blum ſetzte den Zweck unſerer Reiſe auseinander und wir wurden mit Begeiſterung aufgenommen. Noch während wir da waren, kamen viele Studenten an, die von verſchiedenſten Sendungen, vom Lande, von den Linien, von den verſchiedenſten Poſten zurückkehrten und ihre Berichte erſtatteten. Wir ſahen ſogleich, daß die Revolution, die Energie, der gute Wille hier zu Hauſe waren und wir waren davon nach dem Beſuche des Reichstages noch mehr überzeugt. Daſelbſt erhuben ſich ſogleich im Ausſchuſſe Zweifel, ob wir nur von dieſem Ausſchuſſe oder vom Reichstage ſelbſt ſollten empfangen werden und erhoben ſich

sogleich Discussionen, welche Reden an uns zu halten, welche Antworten uns zu geben seien. Der Reichstag war offenbar fern von aller Revolution, trotz dem 6. October, er war in Unterhandlung mit dem flüchtigen Hofe, den er gerne nach Wien zurückgebracht hätte; wäre gerne selbst mit Windischgrätz in Unterhandlung getreten und freute sich mit der fortwährenden Gegenwart des Ministers Kraus, weil er sich einbildete, daß zwischen ihm und dem Hofe kein Bruch existire, so lange ein Minister da sei und daß er auch den s. g. Rechtsboden nicht verlassen habe und verlassen werde. Dies Alles, während die Studenten, die man nicht entwaffnen konnte, in ihren revolutionären Bestrebungen fortfuhren und während das ganze Volk auf Seiten der Aula stand, fest entschlossen, sich die Früchte des 6. Octobers, des heldenmüthigen Kampfes, nicht entreißen zu lassen. Indessen hörte uns der Ausschuß des Reichstages an und lud uns ein als Gäste der Sitzung beizuwohnen. Lehner kam eben von seiner Sendung an den Hof von Olmütz zurück und erstattete einen Bericht, der den Reichstag eigentlich zu entschiedenem Handeln hätte bewegen müssen; Lehner war in Olmütz, obwohl er Frieden und Versöhnung anbot, förmlich mißhandelt worden. Aber der Reichstag war zerfahren; er sah aus wie ein Bruchstück. Die Czechen hatten ihn sämmtlich verlassen, um loyal zu bleiben und um in Böhmen gegen die Wiener Revolution zu wirken; auch viele Deutsche waren davon gegangen; die galizischen Bauern ließen sich vom Minister Kraus leiten; so blieben nur einige entschiedene Polen mit dem Präsidenten Smolka an der Spitze und einige Deutsche, von denen die Einen aufrichtig revolutionär sein, die andern vermitteln, die dritten den Rechtsboden wahren wollten. Bei diesem Stand der Dinge ist Messenhauser's, des Wiener Commandanten, Unentschiedenheit, da er vom Reichstage abhing, eben so sehr durch die

Verhältniſſe wie durch ſeinen Charakter zu erklären. Wir fanden ihn, den wir auch beſuchten, kopflos. Viele ſeiner Adjutanten, die ihn fortwährend umgaben, wurden uns von wohlunterrichteten Leuten, die die Perſonen genau kannten, als treueſte, ſchwarz-gelbſte Anhänger des Hauſes Habsburg-Lothringen bezeichnet. Er hatte dieſe Adjutanten aus dem früheren Generalſtabe überkommen und hatte nicht den Muth, auch nicht das formelle Recht, ſie abzuſchaffen. So hatte Windiſchgrätz ſehr intime Freunde in der nächſten Nähe des feindlichen Commandanten.

Allein es iſt um ſo weniger meine Sache, dieſe Dinge und Verhältniſſe auseinander zu ſetzen, als ich in der fernen Fremde ſchreibe, ohne das geringſte Document vor mir, das mir als Beleg oder als Nachhülfe des Gedächtniſſes dienen könnte. Aus dieſem Grunde muß ich es auch aufgeben, die Daten der Tage zu nennen. Die wenigen Aufzeichnungen, die ich in jenen vielbewegten Tagen gemacht, mußte ich der größern Sicherheit wegen, in Wien zurücklaſſen, als ich flüchtete: ich habe heute keine andere Quelle als die Erinnerung. Auch will ich nicht eine Geſchichte der Wiener Belagerung ſchreiben, ſondern nur einen Beitrag liefern, indem ich einzelne, wenn auch nicht alle perſönlichen Erlebniſſe aufzeichne.

Nachdem wir die offizielle Welt, Reichstag und Commandantur, kennen gelernt, hatten wir alles Recht, bedenklich den Kopf zu ſchütteln und uns zu ſagen, daß wir nichts Beſſeres zu thun haben, als uns an den lebendigen Theil Wiens, an die Aula, an die Revolution anzuſchließen. Auf Aufforderung Blum's ſchrieb ich eine Proclamation an die Wiener, die er und Fröbel auch ohne Widerrede annahmen und unterſchrieben, nur daß mir Blum einen Satz „als zu poetiſch" ausſtrich. Ich ließ ihn gerne gewähren, wie ich mich gerne als untergeordneten Secretär der Deputation betrachtet

hätte. Fröbel war ich persönlich sehr geneigt; Blum hatte mir während der Reise sehr imponirt und ich war jung und der Jüngste der Gesellschaft. Ich kannte Blum schon seit mehrern Jahren. Das Schillercomité in Leipzig hatte mich einmal aufgefordert, für das Schillerfest einen Prolog zu schreiben, und Blum, als Mitglied desselben, überreichte mir später ein Geschenk des Comité's, eine schöne Ausgabe der Braut von Messina. Doch war er mir weder damals noch im Parlamente näher bekannt worden; ja er war es vorzugsweise, der mit seiner zuwartenden Politik viele Mitglieder der Linken dazu brachte, aus seinem Club, dem deutschen Hofe, auszuscheiden und einen neuen Club, den Donnersberg, zu gründen, der die republikanische Idee früher und offener bekannte: die s. g. äußerste Linke. Diesem Club angehörig, kam ich mit R. Blum selten in Berührung. Erst während der Reise, da man lange und viel allein war und sich aussprechen konnte, war es mir vergönnt einen Blick in diese dicht und häßlich verpackte Seele zu werfen. Diese Seele aber war eine schöne, scharfe, zweischneidige Waffe in einem groben Futteral. In meinem Innersten beurtheilte ich bisher Robert Blum, wie ihn die Masse seiner Gegner beurtheilte, unwillkürlich dem Eindrucke gehorchend, den seine äußere Erscheinung, seine Formen machten, und diese hatten für mich etwas Abstoßendes, etwas, von dem ich geglaubt hätte, daß es mich für immer von ihm entfernen könnte. Aber er wurde mittheilsamer und jenes Etwas verflüchtigte sich mehr und mehr und es gab Momente, da ich ihn bewunderte. Ich erkannte einen Menschen, der seit Jahren mit unendlicher Energie Einen Gedanken hegte, Einen Zweck verfolgte und sich nur mit den Mitteln und Wegen zur Erreichung dieses Zweckes beschäftigte. Ich glaube, Garibaldi ausgenommen, keinen Menschen kennen gelernt zu haben, der so ganz Einem Gedanken

angehörte, wie Robert Blum. Unwillkürlich erinnerte ich mich, da ich ihn ſo kennen lernte, an vergangene Zeiten und an den Moment, da ich den Namen Robert Blum zum erſten Male ausſprechen hörte. Es wird im Jahre 40 geweſen ſein. Ein Bekannter kam aus Leipzig und ich erkundigte mich nach einem daſelbſt lebenden Freunde. Der, war die Antwort, liegt mit Robert Blum im Kornfeld und läßt ſich von ihm von der Freiheit und Einheit Deutſchlands vorreden. Nun aber zählten wir das Jahr 1848 und dieſe Gedanken von der Freiheit und Einheit Deutſchlands waren mit dieſem Robert Blum Eins geworden. Ich hörte einen Mann ſprechen, der nicht mehr träumte und ſchwärmte und Luftſchlöſſer baute; poſitive, beſtimmte Pläne lagen fertig und ausgebreitet vor ſeinem Blicke; Alles, was er ſeit Jahren und Jahren gethan, unternommen und unterlaſſen, war mit Hinblick auf ein einziges gewiſſes, beſtimmtes Ziel unternommen und unterlaſſen worden: aber alles Bisherige war nur Vorbereitung geweſen; ein Arſenal von Hülfsmitteln lag noch in dieſem Kopfe bereit. Er hatte an Alles gedacht; er beſaß überall Verbindungen und er hielt Fäden in der Hand, die nach den verborgenſten und entfernteſten Winkeln Deutſchlands, ja Europa's ausliefen. Windiſchgrätz wußte ſchwerlich, was er that, als er Robert Blum erſchießen ließ; vielleicht wollte er nur ein banales, brutales ſ. g. abſchreckendes Beiſpiel geben, oder, was wahrſcheinlicher, dem Frankfurter Parlament in's Geſicht ſchlagen: die Robert Blum kannten, können ihm die Verſicherung geben, daß er mehr gethan, daß er ſeiner Partei, wenigſtens für den Moment, einen großen Dienſt erwieſen.

Ich ſah ein, daß es am Beſten ſei, Robert Blum in Wien gewähren zu laſſen und ihm zu folgen, ihm und Fröbel, der in Wien ſehr beliebt war, den ſo zu ſagen theoretiſchen Theil unſerer Sendung gänzlich zu überlaſſen, was übrigens

meinem ganzen Weſen, das damals noch jünger war als meine Jahre und dem erſten Zwecke meiner Reiſe ganz angemeſſen war. Ich wollte vor Allem an der activen Revolution Theil nehmen. Bei der Lage der Dinge waren auch Blum und Fröbel bald mehr auf die Barrikade als auf Politik und Agitation angewieſen.

Unſre Proclamation klebte an allen Straßenecken neben den Proclamationen und Decreten Windiſchgrätz', Meſſenhauſer's, des Reichstags, des Miniſters Kraus; unſere Beſuche bei den conſtituirten Körperſchaften waren gemacht, wir hatten uns ein wenig in der Wirrniß orientirt — aber nunmehr wußte ich nicht, was mit mir anzufangen. Als Deputation hatten wir nichts mehr zu thun. Die Aula hatte uns Ehrendegen geſchenkt; ich trug den meinigen an der Seite und den Calabreſer auf dem Kopfe, und war ein Müſſiggänger. Es iſt in einer großen, revolutionirten Stadt, beſonders wenn die Revolution ſchon einregimentirt iſt, nicht ſo leicht ſeinen Wirkungskreis zu finden; man ſieht fortwährend Bewaffnete hin und her ziehen, man hört von Kämpfen da und dort, die Kanonen donnern aus den verſchiedenſten Weltgegenden und ſiehe da, das Individuum, das nicht ein Theil eines Ganzen iſt, iſt Nichts. Ich zog auf Abenteuer aus. Ein Freund, der ſeine ärztliche Kunſt der Revolution zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung geſtellt hatte, und den ich zufällig traf, bewog mich, ihn in die Alſter-Vorſtadt, in die Gegend des Hospitals zu begleiten. Am Eingange dieſer Vorſtadt hörten wir plötzlich die Sturmglocke und im Augenblicke eilten die Bewaffneten aus allen Häuſern herbei und der Linie (ſo heißen in Wien die Barrièren) zu. Ich beſchleunigte meinen Schritt und erfuhr, daß die Oeſterreicher, d. i. die kaiſerlichen Truppen vorgerückt ſeien und ſich in der Nähe der letzten Barrikade befänden. An der Barrikade, welche die Linie ſchloß, konnte ich ſelber ſehen,

beizuwohnen, die in der Aula gehalten wurde und in der die Frankfurter ſprechen ſollten. Aber die Aula war ſo gedrängt voll, daß es mir unmöglich war hinein zu gelangen und daß ich ſo die Rede Blum's nicht hören konnte, mit der man ſpäter zum Theil ſein Todesurtheil motivirte.

Mittlerweile ging man daran, ein ſ. g. Corps d' élite zu errichten. Es ſollte aus erprobten Menſchen und aus Intelligenzen beſtehen und kleine Abtheilungen deſſelben ſollten überall den Poſten beigegeben werden, um auf Geiſt und Stimmung der Combattanten zu wirken: Das Commando wurde einem ehemaligen öſterreichiſchen Offizier, Major Haugk übertragen, der ſeinen Patriotismus und ſeine Tapferkeit ſpäter an einem ungariſchen Galgen büßte, zugleich mit den ungariſchen Generälen, die in Arad hingerichtet wurden. Die Frankfurter Deputirten wurden in das Corps d' élite aufgenommen; Blum und Fröbel bekamen Offiziersſtellen; auch mir, um mich als Abgeordneten zu ehren, trug man eine ſolche Stelle an, aber ich dankte. Was verſtand ich von den Pflichten eines Offiziers? von der Kunſt des Commandirens? Auch wollte ich mein in langen Jugendjahren gehegtes Ideal, einmal als gemeiner Soldat der Revolution zu dienen, verwirklicht ſehen: und ſo blieb ich ſimpler Soldat des Corps d' élite. Doch ſollte ich unerwarteter Weiſe wenigſtens während einer Stunde zum Commando berufen werden. Mit den Abenteuern war es aus. Ich gehörte nun zu einem organiſirten Corps und hatte weniger zu thun als vorher. Ich ſaß in der Aula, unſerm Verſammlungsorte und wartete da, es war ungefähr zwei Uhr Mittags, der Tag war ſehr milde, aber herbſtlich ſanft umhüllt, als Major Haugk mit einer ganzen Schaar junger Leute aufgeregt, höchſt erhitzt, zum Theil von Pulver geſchwärzt hereinſtürzte. Sie kamen von der Dampfmühle am Schüttel. Dieſe war von Kroaten umgeben, ſtand in Flammen und es hieß, daß ſich viele Studenten darin verſpätet und

nun von den Kroaten eingeschlossen, eines elenden Todes im Feuer sterben müssen. Haugk mit der eben heimgekehrten Schaar hatte es versucht, die Kroaten zu verdrängen und die Dampfmühle zu nehmen, war aber zurückgeschlagen worden. Er saß traurig und nachdenkend da, während die Studenten wegen des Schicksals ihrer Collegen in große Aufregung kamen. Plötzlich sprang er auf und rief: Freiwillige vor! Sogleich stand eine Schaar Freiwilliger bereit. Ich war auch unter ihnen, aber ich muß sogleich hinzufügen, daß mich weder übersprudelnder Muth, noch die Rücksicht auf das Schicksal der Unglücklichen, noch irgend ein Motiv größerer Allgemeinheit zum Anschlusse an die Freiwilligen bewogen. Es war ein rein persönliches Motiv. Unter der Schaar, die eben vom Sturm auf die Dampfmühle zurückgekehrt war, befand sich auch ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der mir nahe stand und meinem Herzen sehr theuer war. Sein Auge flammte, wie er mir von dem bestandenen Kampfe erzählte; er sah da aus wie ein Heldenjüngling. Jetzt, da der Major rief: Freiwillige hervor! war er, der noch vom Schweiße trof, der Erste, der hervortrat. Ich konnte ihn nicht allein gehen lassen. Noch diesen Morgen als er mit mir vom Hause weggegangen, hatte mir die Mutter nachgerufen: Geben Sie mir auf den Jungen Acht! — Es war nicht möglich, ihn von diesem gefährlichen Gange abzuhalten, ich sah auch ein, daß die Erwartung, in der ich die Zeit bis zu seiner Rückkehr zubringen würde, schwerer zu tragen wäre als die Gefahr — darum schloß ich mich den Freiwilligen an. Ein Studentenlieutenant, der sich einen guten Namen gemacht hatte, führte uns.

Wir marschirten über die Leopoldstädter Brücke, den Donauarm entlang bis an die Franzensbrücke, wo eine Barrikade uns den Weg abschnitt. Unser Führer ließ uns Halt machen und bestieg die Barrikade, um das Terrain zu

überblicken. Unſer Weg führte, an dem einen Ende der Franzensbrücke vorbei, über eine Straße, die vom Bahnhof her fortwährend mit Mitraille beſtrichen wurde; dann mußten wir, um zum Schüttelbade und zur Dampfmühle zu gelangen, einen viele hundert Schritte langen Dammweg paſſiren, von dem rechts und links kein Ausweichen war, da rechts die Donau fließt, links eine ununterbrochene Reihe von Häuſern ſteht, die alle geſchloſſen waren. Bei der Dampfmühle, die in lichten Flammen ſtand, wurde der Damm von einer Barrikade abgeſchnitten, die ſich die Kroaten aufgeführt hatten und hinter welcher ſie ein lebhaftes Feuer unterhielten, das den ganzen Damm beſtrich. Unſerm Führer ſchien es unmöglich, uns dieſen Weg entlang zu führen, auf dem wir nur auf's Aergſte dezimirt, an unſerm Ziele anlangen konnten, um dann gegen eine Barrikade und ein gewaltiges, brennendes, vom Feinde beſetztes Haus einen vergeblichen Kampf zu verſuchen. Viele Nationalgarden, welche die Beſatzung der Barrikade bildeten, ſtimmten ihm bei, und ich glaube heute, daß kein gewiſſenhafter Offizier einer ſtehenden Armee ſeine Leute dieſen Weg geführt hätte. Unſer Lieutenant erklärte, daß er auf keinen Fall weiter marſchiren werde. Ein Schrei der Entrüſtung erhob ſich aus unſerer Schaar; das Schickſal der Collegen, die dort eingeſchloſſen ſein ſollten, ließ ihnen das Aufgeben der Unternehmung als unverzeihlich und feige erſcheinen. Sie überhäuften den Lieutenant mit Vorwürfen und da er auf ſeiner Weigerung beharrte, empörten ſie ſich und ehe ich mich deſſen verſah, wurde ich, wie ein Cäſar von römiſchen Truppen, als Führer proclamirt. Der brave Junge, den zu behüten, ich mitgezogen war, der mir nichts unmöglich glaubte, hat mir den ſchlechten Dienſt erwieſen, indem er meinen Namen nannte und die Wahl auf mein Haupt lenkte. Die Schaar ſtimmte ſofort mit ein. Doch blieb ein

Theil bei unserem bisherigen Lieutenant, dafür aber zogen einige Männer von der Barrikadenbesatzung, ein alter Nationalgardist und mehrere Arbeiter mit uns.

Während wir rasch, aber doch einzeln, einer nach dem andern, je nachdem wir die Barrikade verließen, die Straße kreuzten, fingen die Oesterreicher, aus ihrem Verstecke am Bahnhofe an, sie lebhafter mit Mitraille zu bestreichen. Doch kamen wir unversehrt hinüber, wo wir hinter den Häusern vor ihnen geborgen waren. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn nunmehr befanden wir uns auf dem Damme, den die Kroaten von ihrer Barrikade aus beherrschten und wir hatten auf einem verhältnißmäßig schmalen Wege ihren Kugeln gradezu entgegen zu gehen. Das Beste, was wir thun konnten, war laufen, um diesen bösen Weg so rasch als möglich hinter uns zu haben. Und in der That, wir wählten nicht den Paradeschritt, mit dem die Engländer an der Alma der dreifachen Redoute entgegenmarschirten. Wir liefen bis zur Athemlosigkeit. Es fiel nicht ein einziger Mann, doch begegnete uns etwas Schreckliches, das mir noch immer, so oft ich daran denke, wie ein gräuliches Traumgebilde vorschwebt. Ein alter Mann in Hemdärmeln, mit einem zerlöcherten, schwarzen Hut auf dem Kopfe, kam uns blaß, mit weit aufgerissenen Augen, Todesangst im ganzen Gesichte und in der ganzen Gestalt, entgegengelaufen, ohne, wie es schien, etwas vor sich zu sehen oder auf etwas zu achten. Er rannte fort, als wollte er einem Ungeheuer entrinnen. Sage ich es nur in einem Worte: Er trug seine Gedärme in seinen Händen. Am Rande der Donau, uns gegenüber am andern Ufer lag ein Todter in bürgerlicher Kleidung auf dem Gesichte. Aber wir liefen weiter und fanden uns im Garten des Schüttelbades, oder dessen Hofe zusammen. Die Gartenwand zwischen diesem und dem Garten der Dampfmühle war nie-

dergeriſſen und brannte, beinahe alle Bäume brannten; aus dem Dache der Dampfmühle und aus den Fenſtern der beiden höchſten Geſchoſſe ſchlug die Lohe in dicken Säulen. Dort waren wir außer dem Schuſſe der Barrikade, aber nicht ſehr fern von ihr. Sie war nicht hoch und wir ſahen die Kroaten bis unter die Bruſt. Um ſie zu beſchäftigen, ließ ich auf ſie ſchießen; nach jedem Schuſſe trat der Schütze in den Hof zurück, wo er gedeckt war. Aber bald erſchienen die Kroaten in den Fenſtern der Dampfmühle und beſchoſſen uns von der Höhe herab. Wir antworteten. Mir geſchah bei meinem erſten Schuſſe etwas Lächerliches. Ich ſchoß aus einem ganz neuen, leichten Gewehre, das beim Zeughausſturme genommen worden war. Kaum war der Schuß gefallen, als ich mich ſelbſt getroffen glaubte; ich hatte einen gewaltigen Stoß bekommen, taumelte und wäre hingeſtürzt, wenn mich mein Nebenmann, der alte Nationalgardiſt, nicht aufgefangen hätte. Als ich wieder zu mir kam, ſah ich ihn herzlich lachen. Mein Gewehr war nämlich nicht geputzt und im Laufe verroſtet. Daher der Stoß. Der Nationalgardiſt nahm es mir ab und gab mir das ſeinige. Indeſſen zogen ſich die Kroaten aus der Dampfmühle zurück. Ein junger Mann mit grün und weißem Federbuſche auf dem Calabreſer hatte ſich hinter einen brennenden Baum geſtellt und mit größter Gemüthsruhe geladen, gezielt und geſchoſſen; er ſcheint ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben, vielleicht hatte er einen oder den andern getödtet, und ſie richteten ihre Schüſſe beinahe ausſchließlich auf ihn, der ſich darum aus ſeiner Poſition hinter dem Baume doch nicht vertreiben ließ. Als ſie in den Fenſtern erſchienen waren, ſtellte ich meine Leute hinter einen Reſt der Gartenwand und ſie waren unſerm Feuer mehr ausgeſetzt, als wir dem ihrigen. Es mochte ihnen auch in dem brennenden Hauſe zu heiß geworden ſein; ge-

nug, ſie zogen ſich zurück. Ich ſchickte einen Theil meiner Leute in die Dampfmühle, um nachzuſehen, ob wirklich Studenten darin ſeien, oder ob ſie von dorther etwas hinter der Barrikade entdecken könnten, während ich der andern Hälfte befahl, die Barrikade zu beſchäftigen. Das thaten dieſe auf's Gewiſſenhafteſte; einige eilten ſogar mehrere Schritte vorwärts, als ob ſie die Barrikade ſtürmen wollten. Mittlerweile aber kamen die andern nicht in's Haus; jener junge Mann mit dem grün und weißen Federbuſche hielt ſie hinter dem Hauſe zurück und ging allein durch eine Hinterthür hinein. Nach einiger Zeit kam er zurück und berichtete, daß er darin weder ein Spur von Studenten, noch von Kroaten gefunden habe, daß auch jenſeits der Barrikade von Studenten nichts zu entdecken ſei. Darauf ſtürmten mehrere das Haus, unterſuchten es in allen Winkeln, in die ſie noch gelangen konnten und kamen ſchweißtriefend, einige den ſtürzenden Balken kaum entronnen, mit demſelben Berichte zurück. Das waren gute Nachrichten und gut war es auch, daß es jetzt hinter den Kroaten zu donnern begann, ſo daß ſie ſichtbar unruhig wurden und ſich oft umſahen. Es war Robert Blum, der die Raſumovsky-Brücke beſetzt hatte, ſeine Kanonen donnern ließ, einen Scheinübergang machte und uns ſo Luft verſchaffte. Ich benutzte dieſen günſtigen Moment zu unſerem Rückzuge. Wir liefen wieder auf dem böſen Wege, der uns jetzt verderblich werden ſollte. Hageldicht flogen uns die Kugeln nach. Die Kroaten ſchoſſen jetzt energiſcher, als da wir gekommen und als da wir ihnen gegenüber geſtanden hatten. Vielleicht war ihre Zahl indeſſen vergrößert worden. Ich lief neben einem Schneider, der in Hemdärmeln war, aber eine Nationalgardenmütze trug; ein guter, kleiner, magerer Kumpan, der an der Dampfmühle viel Muth gezeigt hatte. Plötzlich rief er im Laufen: Jeſus Maria, ich bin weg, ich bin weg, ich bin weg! — Es wird nichts ſein, ſagte ich,

nur eine leichte Verwundung, Sie laufen ja noch ſo gut! — Aber kaum hatte ich die Worte geſprochen, als er neben mir zuſammenbrach. Ich bückte mich zu ihm hinab, um ihm hülfreich zu ſein; in demſelben Augenblicke ſtreifte eine Kugel meinen Hut. Sie hätte mich, wäre ich aufrecht geweſen, in der Mitte des Leibes erreicht. Die Thüre eines Hauſes öffnete ſich, um mich und den Schneider, den ich nach mir ſchleppte, aufzunehmen. Frauen hatten ihn fallen ſehen und wollten uns barmherzig aufnehmen. Sie beſchäftigten ſich auch ſogleich mit dem armen, tödtlich Verwundeten. Ich rief meinen Leuten zu und ſammelte ſie alle — ach, es waren nur noch zwölf — in dem Hauſe. Schon waren mehrere Verwundete in den Häuſern, an denen wir bereits vorbeigelaufen waren. Die Bewohner hatten ſich nur vor den Kroaten abgeſchloſſen, aber ſie thaten ihre Thüren auf, um die Verwundeten aufzunehmen und ſie pflegten ſie überall mit Liebe. Die guten Wiener!

Wir beriethen uns, was weiter zu thun? Der Gardiſt ſchlug vor, den Rückzug durch die Gärten fortzuſetzen, die ſich hinter den Häuſern in ununterbrochener Reihe fortzogen, da der Weg am Donauarm zu mörderiſch war. Der Vorſchlag wurde angenommen und ausgeführt. Aber die Gärten waren nur von geringer Ausdehnung und durch Plankenwände oder Paliſaden von einander getrennt. Die Kroaten, die ſeit unſerer Flucht wieder das Schüttelbad einnahmen, bemerkten uns von dort aus und begannen uns nachzuſchießen, eine Schaar machte ſich ſogar auf, um uns durch die Gärten zu verfolgen. Eine Gartenwand nach der andern ſchnitt uns den Weg ab; wir mußten eine nach der andern überklettern; oben angekommen, waren wir wie ausgeſteckte Ziele, wenn wir auch ſicher waren, ſo lange wir uns in der Ebene befanden. Während wir oben waren, flogen die Kugeln in Menge um unſere Köpfe; dabei hörten

wir das Geheul der Verfolger immer näher kommen. Wir hatten höchste Eile. Da erlebten wir wieder einen jener Züge der Aufopferung, die während dieser Wochen so oft vorkamen. Ein Proletarier war immer der letzte, der über die Wände kletterte. Er hielt ruhig Stand, so lange noch ein Einziger von uns diesseits war und half mit Arm und Schultern Einem nach dem Andern über das Hinderniß. Er selbst hatte dann Niemand, der ihm geholfen hätte, und mußte sich oft mit arger Mühe, allein, auf die manchmal hohe Wand hinaufhelfen, immer in Gefahr, von den Verfolgern erreicht zu werden. Dieses Werk der Hülfe und der Aufopferung führte er mit Consequenz bei allen Wänden durch, deren vielleicht zwölf oder vierzehn waren. Endlich kamen wir an der Franzensstraße und hinter der Barrikade an. Es fehlte Mancher und unter den Fehlenden war auch der Junge, für den ich mitgezogen war. Glücklicherweise kam er nach einer halben Stunde zum Vorschein und zwar frisch und wohlbehalten. Er hatte einen Freund, einen Studiosus Juris, der in's Knie geschossen war und sich nicht regen konnte, zuerst in Sicherheit, dann zu einem Arzte gebracht. Wie traurig auch die Expedition ausgefallen war, so hatten wir doch beinahe die Gewißheit erlangt, daß die Studenten nicht in den Flammen der Dampfmühle zu Grunde gegangen seien. Auch erfuhren wir später, daß sie sich in der That, als die Kroaten die Dampfmühle, die sie besetzt gehalten, angesteckt hatten, rückwärts, durch den Prater bis an die Jägerzeile durchgeschlagen hatten, obwohl der Prater in der Gewalt der Oesterreicher gewesen.

Von dieser Expedition weiß ich, daß sie meine erste, thätige Theilnahme am Kampfe gewesen, denn die Gefühle des ersten Kampfes vergessen sich nicht. Was darauf folgte, kann ich nicht mehr in chronologischer Ordnung erzählen; es sind abgerissene, bruchstückweise Erinnerungen.

Eines Abends zogen wir, an hundert Mann, Corps d'élite und Proletarier, unter Anführung des Majors Haugk an die Mariahilfer Linie, die allem Anschein nach diese Nacht angegriffen werden sollte. Das Burgthor wurde uns von einem polnischen Offizier geöffnet, der bei dieser Gelegenheit allerlei Unsinn sprach und viele schlechte Witze machte. Er war arg betrunken und gab uns einen bösen Eindruck mit auf den Weg. Es stand schlecht um eine Stadt, deren Thore so bewacht waren. Von der Mariahilfer Vorstadt kam uns rother Feuerschein entgegen, der den hellen Himmel purpurn färbte; sonst war die Nacht schwarzdunkel. Auf dem Marsche durch die unendlich lange Hauptstraße der Vorstadt flogen uns ununterbrochen, langsam, zischend und raschelnd, in großen Bogen glühende Bomben entgegen, die bald auf einem Dache in unserer Nähe, bald auf unserem Wege platzten. In den Thüren standen die Bewohner und sahen dem Schauspiele zu. Jeden Augenblick rief man uns eine Warnung entgegen: Mein Herrn, ziehen Sie sich links, die Schußlinie ist rechts! — Wir bogen nach links. — Meine Herrn, ziehen Sie sich rechts, die Schußlinie ist links! Wir bogen nach der rechten Seite. Die wiederholten Warnungen und die mehrfache Veränderung des Marsches, dabei der beständige Anblick der Kugeln, die uns langsam entgegenkamen, brachte eine große Unruhe in die Schaar und demoralisirte sie endlich ganz. Einzelne sprangen beim Fall und Platzen der Bomben aus den Reihen, die einen rechts, die andern links — man fluchte, man schrie — Viele wollten umkehren. Es war eine gräuliche Unordnung. Haugk ließ uns halten und sprach den Furchtsamen Muth ein. Bald aber war dieselbe Unordnung und in einem erhöhten Grade wieder da. Da befahl er das Bajonett zu fällen und jedem, seinen Vordermann niederzustoßen, sobald er Miene mache, aus der Reihe zu treten.

So kamen wir in ſchönſter Ordnung, trotz Bomben und Granaten, an der Mariahilfer Linie an.

Wir löſten die Beſatzung ab und beſetzten ſelbſt die Barrikade, von welcher aus wir bei einem Wachtfeuer die Oeſterreicher wie Schatten hin und her gehen ſehen konnten; von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Kanonenſchuß ganze Gruppen und wir mochten uns überzeugen, daß wir eine ziemlich ſtarke Macht uns gegenüber hatten. Die Bomben aber ließen uns unbehelligt; ſie flogen in großen Bogen über unſere Köpfe weg in die Vorſtadt. Nur von Zeit zu Zeit ſchlug eine Voll-Kugel in unſerer Nähe ein, ohne uns den geringſten Schaden zu thun. — Ungefähr um Mitternacht regte ſich etwas in nächſter Nähe außerhalb der Barrikade; wir kamen in Alarm. Aber es war ein Proletarier, der ſich ſogleich als Freund zu erkennen gab, zu uns herein kam und uns verſicherte, daß ſich die Oeſterreicher regen und daß gewiß etwas bevorſtehe. Die Barrikade wurde doppelt beſetzt und die Leute, die nebenan in einem kleinen Häuschen beim Weine geſeſſen hatten, kamen hervor, nahmen ihre Gewehre und ſtanden in der Nähe bereit. In der That kamen nach weniger als einer Viertelſtunde plötzlich die Oeſterreicher hinter einem Hauſe der Vor-Vorſtadt in Menge hervor und ſtürmten plötzlich auf unſere Barrikade los. Wir empfingen ſie mit einer guten Salve und gleich darauf mit einer zweiten, da uns die Hintermänner augenblicklich unſere Gewehre abnahmen und ihre geladenen reichten. Sogleich zogen ſich die Oeſterreicher zurück, ohne einen Schuß gethan zu haben, und während dieſes Rückzuges hörten wir einen Schrei, der die Luft auf ſchauerliche, auf jämmerliche Weiſe zerriß. Offenbar war es auf eine Ueberrumpelung abgeſehen, die ſie aber aufgaben, da ſie uns ſo wachſam fanden. Bei dieſer Gelegenheit wurde ich ſehr leicht am Fuße verwundet und zwar von befreundeter Seite,

durch das Bajonett eines Nationalgardisten, als er auf die Barrikade stürmte, um uns zu Hülfe zu kommen.

Hierauf wurde es stille. Nur die Bomben fuhren fort von Zeit zu Zeit die dunkle Nacht mit einem feurigen Bogen zu durchkreisen. Ich saß in dem kleinen Häuschen, links von der Linie, und trank mit den Andern, als eine solche Bombe eine ganze Ecke des Daches abriß. Man ging hinaus, um den Schaden zu besehen, und ging dann wieder zurück, um weiter zu trinken und zu plaudern. Nach wenigen Tagen des Kampfes konnte ich an unzähligen Bürgern, Studenten und Proletariern jene Kaltblütigkeit beobachten, die man selbst an alten, berühmten Kriegern zu bewundern gewohnt ist. Wäre die Kraft und der Muth des Wiener Volkes gehörig gebraucht, wäre ein Commando, irgend ein Plan da gewesen, man hätte Wunder thun können. Aber im Commando war Anarchie, oder vielmehr, es gab gar kein Commando. Auf seinem Posten, auf dem er sich oft zufällig befand, that Jeder seine Schuldigkeit und mehr als das — aber Jeder auf eigene Faust; von einem Zusammenhange war nicht die Rede, Ein Plan, Ein Wille war nirgends sichtbar.

Ein anderes Mal wurde ich mit einem Theil des Corps d'élite zu einer polizeilichen Haussuchung verwendet. Es war eine Anzeige eingelaufen, daß sich in irgend einem der Häuser am Ende der Fuhrmannsgasse in der Leopoldstadt ein Waffendepot der Contrerevolution befinde. Das Haus sollte ausfindig gemacht werden und zwar sogleich, da Gefahr da war, daß dieser Theil der Stadt dem Feinde in die Hände falle. Schon schlug man sich auf's hartnäckigste im Augarten und schon wurde die Gegend der Fuhrmannsgasse beschossen. Ein Student, der bereits in Schleswig-Holstein als Offizier gedient hatte, führte uns. In der genannten Gasse standen die Einwohner, meist Weiber und Kinder, in den Hauseingängen, um sich vor den fallenden Kugeln und

den herabstürzenden Dachtrümmern zu schützen. Wie sehr sie zitterten und bebten, hatten sie für uns doch ein freundliches Lächeln. „Da kommen ja die Studenten!“ hörte man, „ach die braven Studenten!“ — Aber unter diesen braven Studenten war einer, der beim Anblick des Unheils, das die Kanonenkugeln anrichteten, allen Muth verlor. Er fing förmlich zu heulen an, sagte, das sei unmenschlich, ordentliche Menschen solche Wege zu führen, was die ganze Geschichte überhaupt zu bedeuten habe u. s. w., und behauptete am Ende, er sei ein Vater, der fünf Kinder zu ernähren habe und dessen Pflicht es sei, sein Leben zu schonen. Es war ein Mensch von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, ein Kaufmann oder Commis, der sich in die Studentenlegion hatte aufnehmen lassen. Der Lieutenant verwies ihm sein Geschwätz und seine Feigheit, da er aber immer lauter zu klagen anfing, wandte sich jener zähneknirschend um, faßte ihn am Kragen und warf ihn einer Gruppe von Weibern zu. „Verhaftet ihn und führt ihn auf den nächsten Posten, die feige Memme!“ rief der Lieutenant. Die Weiber umringten ihn lachend und führten ihn in der That an Arm und Rockschößen, trotz aller herabfallenden Kugeln, auf die Hauptwache in die Jägerzeile, wo man ihm nach drei Tagen auf unangenehme Weise den Abschied gab, nachdem er sich mit dem Gedanken an ein Kriegsgericht auf's Grausamste abgequält hatte.

Von Waffenvorräthen fanden wir in den Häusern, die wir vom Keller bis unter's Dach untersuchten, keine Spur. Die Einwohner, wo solche zugegen waren, lächelten gutmüthig über die Verkennung und daß man bei ihnen nach gegenrevolutionären Waffen suchte. „Ach nein,“ versicherte man uns von allen Seiten, „wir sein nicht gegen die Studenten; die sein ja so gut!“ In einem Hause fanden wir ein junges, schönes Mädchen, das uns mit Thränen in den Augen beschwor, doch abzulassen, „wir setzten es ja doch nicht

durch.“ Doch von diesem Mädchen habe ich schon an einem andern Orte erzählt*).

Bald nach dieser Haussuchung sollte ich wieder in dieser Vorstadtgegend beschäftigt sein.

Eines Abends marschirte ich mit noch ungefähr fünfzig Mann unter Anführung Fröbel's in die Leopoldstadt und in ein gewaltiges, ausgedehntes, sehr solid gebautes Haus in der Nähe der Jägerzeile. Unsere Bestimmung war, dieses Haus so schnell als möglich und so stark als möglich zu befestigen, da es mehrere Straßen beherrschte und von dieser Seite her bald ein Angriff auf die Leopoldstadt zu befürchten war. Die Kaiserlichen hatten schon den ganzen Prater und den Bahnhof besetzt und waren auch im Besitze des Augartens, den sie nach langem und hartnäckigem Kampfe eingenommen hatten. In dem Hause fanden wir schon eine kleine Besatzung und mit dieser vereinigt gingen wir sogleich an die Arbeit. Ich hatte den besten Willen mich nützlich zu machen, aber wo ich zugriff, war gleich ein Proletarier bei der Hand, der mich lächelnd zurückdrängte. „Das ist nicht für Sie“, „das verstehen wir besser.“ So gutmüthig zeigte sich das Volk überall; nirgends eine Spur von jenem proletarischen Hohn, der sich mit Schadenfreude am Schweiße der an körperliche Arbeit nicht gewöhnten „Aristokraten“ oder an der Ungeschicklichkeit der Hände ohne Schwielen erfreut. In der That konnte ich mit Hacke und Spaten nirgends an's Werk gelangen und wo ich einen Stein anfaßte, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu tragen, wurde er mir sofort aus der Hand genommen. Selbst als Handlanger konnte ich nicht dienen. Ich ergab mich in mein Schicksal, legte mich auf einen Strohsack und schlief vortrefflich bis zum Morgen, während man um mich herum wie in einem Bie-

*) Erzählungen eines Unstäten. 1. Thl. S. 72.

nenkorbe arbeitete. Als ich erwachte, war das Haus eine Feſtung, in der man ſich ganz ſicher und behaglich fühlte. Aber wir ſollten uns nicht lange ſo fühlen.

Gegen ſechs Uhr Morgens erſchien General Bem vor dem Hauſe. Er warf einen raſchen Blick auf daſſelbe und in den Hof, fand, daß es gut war und befahl, daß wir nun weiter marſchiren ſollen. Er wartete nur, bis wir uns vor dem Hauſe verſammelt hatten, gab Fröbel ſeine Befehle und ritt dann weiter. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich den merkwürdigen Mann zum erſten Male, jenen Mann, der, wenn er mit dem Oberbefehl betraut geweſen wäre, der Belagerung Wiens und der ganzen Bewegung wohl einen andern Ausgang gegeben haben würde. Er trug weiße Reithoſen, die in hohen Stiefeln ſtacken, einen dunkelblauen, bis unter's Kinn zugeknöpften Rock und einen Calabreſer mit weißer Feder: eine ſchmächtige, magere Geſtalt, der man es nicht angeſehen hätte, daß ſie allen erdenklichen Mühſalen und Kriegsarbeiten gewachſen war. Auch das magere, gelbe, oder vielmehr graue Geſicht hätte wenig Kraft verrathen, wenn es nicht von einem energiſchen, geiſt- und kraftvollen Auge beleuchtet worden wäre. Nicht eines der Bilder, die von General Bem bekannt ſind, finde ich ähnlich; ſie geben ihm meiſt ein rundes und ziemlich freundliches Geſicht; das ſeine aber war länglich und erſchien um ſo länger, als die Wangen ſo eingefallen waren, daß ſie bereits Gruben bildeten und als es von einer hohen und ſchmalen Stirne überwölbt war. Freundlich war er nur, wenn er ſprach und ſich wohlmeinend über die jungen Soldaten und über den gefährlichen Poſten, auf den er ſie ſchickte, luſtig machte; ſonſt war ſein Geſicht gedankenvoll und nichts weniger als anziehend. Der Poſten, auf den er einen Theil der Beſatzung des Hauſes und mit ihr eine Abtheilung Steierer, vom ſteieriſchen Zuzuge, ſämmtlich unter Fröbel's Führung,

schickte, lag in der Nähe der Fuhrmannsgasse und war in der That nichts weniger als angenehm. Wir hatten eine lange Gartenmauer, eine Barrikade, und ein kleines, einstöckiges Haus, die zusammen eine Linie bildeten, zu bewachen und nöthigenfalls zu vertheidigen. Vom Feinde waren wir eigentlich nur durch die Chaussee getrennt, die zum Nordbahnhof führt. Jenseits dieser Chaussee beginnt der Prater mit einem grünen Platze geringer Ausdehnung und jenseits dieses grünen Platzes beginnt der Praterwald, in welchem, ebenso wie im nahen Bahnhofe die Kaiserlichen standen. Sie waren durch das weitläufige Gebäude wie durch die Bäume unsern Blicken entzogen, konnten sich, ungesehen von uns, sammeln und uns binnen einer halben Minute überfallen. Da galt es wachsam sein. Auf Fröbel's Anordnung brach man Schießscharten in die Gartenmauer und stellte man das Haus so gut als möglich wieder her. Die Kaiserlichen hatten es nämlich Tags vorher in Brand gesteckt, die Wiener hatten den Brand wieder gelöscht; so war es zur Hälfte von Feuer und Wasser zu Grunde gerichtet und in einem jämmerlichen Zustande. Die Möbel waren gerettet worden, nur die Strohsäcke, vom Wasser getränkt, lagen in und außer dem Hause. An der Barrikade, an den Fenstern und an den Schießscharten mußte fortwährend ungefähr die Hälfte der Besatzung stehen, um den Prater und den Bahnhof zu beobachten. Das war ein sehr ermüdender Dienst. Von Zeit zu Zeit näherten sich die kaiserlichen Vorposten; man trieb sie mit Flintenschüssen zurück. Ein alter Soldat, ein Jäger, der noch seine Uniform trug, besuchte uns und leistete uns treffliche Dienste. An einem Fenster stehend entdeckte er, wo sich ein Oesterreicher zeigte, seine Beute im dichtesten Gebüsche; er schoß und traf beinahe immer. Nachdem er diese Jagd eine Zeitlang getrieben hatte, zogen sich die Vorposten weit zurück. Ein Steierer schlich nun in den

Prater, wie ein Gemsenjäger. Er sprang von Baum zu Baum; hinter den Stämmen lud er, schlich dann hervor, suchte sich ein Ziel und schoß. Kaum geschossen, war er zwanzig Schritte weiter und die Kugel, die ihm antwortete, flog fern von ihm in's Leere. Oft verschwand er uns auf halbe Stunden aus den Augen, aber mit dem Horn, das er an der Seite trug, schickte er uns nach jedem dritten Schusse Grüße zu, die uns über sein Wohlergehen beruhigten. Ein Schneider, der mit uns war, ließ sich durch dieses Beispiel zu gleichen Thaten anfeuern und so zogen die Zwei wie Jäger durch den Wald. Den Muth der Schneider habe ich während der Wiener Belagerung überhaupt anders kennen gelernt, als ihn die populäre Tradition darzustellen liebt. Ich fand, daß es den Schneidern eigen ist, überall dabei sein zu wollen, besonders wo es gilt, etwas Keckes oder Kühnes auszuführen.

In der Nacht mußte es natürlich auf einem solchen Posten unheimlich sein und war doppelte Wachsamkeit geboten. Ich sehe immer noch einen gewissen jungen Poeten, der heute in Oesterreich lebt und den ich darum nicht nenne, wie er gleich einer Tigerkatze die ganze Nacht auf der Barrikade lag und unbeweglich in die Dunkelheit hineinstarrte, für Viele wachend, die indessen auf den durchnäßten Strohsäcken, unter freiem Himmel und in der Octoberfeuchtigkeit und Kälte ein Auge voll Schlaf zu erhaschen suchten. Gegen Morgen erschien eine gute, arme Frau aus der sonst verödeten Nachbarschaft und brachte uns, was sie vermochte, Suppe und Kaffee. Die gütige Samaritanerin sorgte auf's mütterlichste für uns, so lange wir auf diesem Posten verblieben. Als der zweite Abend kam, brachte sie Kleider und Decken, um uns gegen die Kälte zu schützen, und lud die Unbeschäftigten ein, wenigstens unter ihrem Dache zu schlafen. Am zweiten Tage war sie wieder mit Brod, Suppe und Kaffee da,

und unmöglich war es, sie, die arme, bedürftige Frau, zur Annahme einer Vergütung zu bewegen. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner damaligen Kameraden das gute, von Wohlwollen durchstrahlte Gesicht der armen Frau vergessen hat, oder je vergessen werde. Wie oft haben wir, ich und Sigmund Kolisch, der mit auf dem Posten war, in ferner Fremde von der guten Frau gesprochen und erzählt. Möge es ihr wohl ergehen bis an ihr seliges Ende. Amen!

Am dritten Tage (wenn ich nicht irre), Vormittags wurden wir Müden abgelöst und in die Aula zurückgeschickt. Auf dem Wege begegneten wir großen Schaaren, die sämmtlich in die Leopoldstadt und meist nach der Jägerzeile zogen. In dieser waren zwei große Barrikaden aufgeführt; hinter einer derselben, vor einem kleinen Tischchen saß General Bem. Es sah aus, als sollte es bald zu etwas Ernstem kommen. In der That griffen die Oesterreicher an und noch selbigen Abend war die Leopoldstadt nach hartem Kampfe in ihrer Gewalt.

Aber die Tage wurden trüber; der Feind zog seine Kreise immer enger um die Stadt; Nichts geschah, um die Hülfe zu benutzen, die überall im Lande bereit war, oder nur sie heranzuziehen. Man wußte, daß noch starker Zuzug aus Oberösterreich und Steiermark gekommen war und daß er, nachdem er Tage lang in den Gebirgen gewartet hatte, wieder zurückging, da man sich mit ihm nicht in Verbindung setzte, um ihn im Rücken des Feindes agiren zu lassen, und nichts that, um ihm einen Weg in die Stadt zu öffnen. Bei der Annäherung des Feindes einerseits, bei der Anarchie im Oberbefehl andererseits sank die Hoffnung immer tiefer. Die erhebenden Momente wurden von niederdrückenden überwuchert. Einen solchen erhebenden und einen solchen niederdrückenden Moment erlebte ich eines Tages rasch nach einander. Ich kam aus der Singerstraße. Am Fuße des

Stephansthurmes ſtand eine Schaar ſteieriſcher Schützen unter Anführung des trefflichen Dr. Effenberger, der ſpäter ſein Leben in Kufſtein vertrauerte. Sie ſangen begeiſtert: Was iſt des Deutſchen Vaterland! und machten ſich froh und glücklich zu einem Kampfe bereit. — Was iſt? fragte ich. — Die Ungarn ſind im Anzug. Ich eilte in die Aula. In der That ließ man uns und viele bewaffnete Proletarier auf dem Platze in Reihe und Glied treten und man flüſterte ſich zu, daß wir einen Ausfall machen werden. Major Haugk ging, die Hände über den Rücken gelegt, vor uns auf und ab. Aber wir ſtanden und ſtanden; es kam kein Befehl; der Major ſchickte einen Boten nach dem andern ab; es veränderte ſich nichts. Meſſenhauſer ſtand auf dem Stephansthurm, beobachtete das Gefecht zwiſchen Oeſterreichern und Ungarn und hatte nicht den Muth, einen gewaltigen Ausfall zu machen, der die Oeſterreicher zwiſchen zwei Feuer genommen hätte. Er ſtand noch immer auf dem Rechtsboden. Doch war dies der entſcheidende Moment. In unſerer Mitte wie im Volke, das uns umgab, fühlte man das; die Bewaffneten wurden ungeduldig, im Volke gerieth man beinahe in Wuth. Damals ſah ich, wie ein Volk wird, wenn es die Hoffnung verliert und Alles an Alles ſetzen möchte. Da die Stunden vergingen und immer nichts geſchah und dabei noch die Ungewißheit obwaltete, ob wirklich die Ungarn gekommen ſeien, ob, wenn ſie gekommen, ſie Sieger oder beſiegt ſeien, kam das Volk in eine Art von Verzückung. Ich ſah Weiber, die ihre Kleider abriſſen, das Haar loslöſten und zu predigen und zu prophezeihen anfingen, als befänden wir uns in einer bibliſchen Stadt, vor deren Thoren Babylonier oder die Schaaren Aſſurs lägen. Ich begriff die Prediger und Propheten der Camiſarden. Die Weiber waren ekſtatiſch. Wären wir es doch auch geweſen! aber wir waren Theile eines Ganzen, wir waren ſchon disciplinirt — und warteten. So wurde

es drei Uhr Nachmittags und wahrscheinlich nur um uns zu beschäftigen, führte man uns auf die Bastei. Von da aus sahen wir denn, daß die Vorstadt Landstraße schon genommen war. Von dort und vom Glacis aus beschoß man uns. Wir setzten uns mit dem Rücken an das Parapet und sahen, wie die Kugeln in die Häuser vor uns flogen; eine Bombe platzte im Dache des Dominikanerklosters; das Haus, das die Fürstin Schwarzenberg, die Frau des Marschalls von Leipzig, bewohnte, wurde von den Kugeln der Kroaten arg mitgenommen. Man antwortete von der Bastei aus, aber welche Wirkung konnte das haben?

So wurde es von Tag zu Tage schlimmer. Jede Nacht sah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke gestellt; der Himmel glühte von Feuersbrünsten. Im Volke nahmen Entmuthigung und Verzweiflung zu und die schöne Stimmung der ersten Tage war dahin. Da sah ich Manches, was in den ersten Tagen unmöglich gewesen wäre. Vor der Aula erhob sich ein Streit zwischen zwei Leuten; in dem Streit zog der Eine eine Pistole und legte auf seinen Gegner an. In dem Augenblicke fiel das Wort: Ein Schwarzgelber! Auf dieses Wort hin zog einer aus dem Volke einen Strick aus der Tasche und näherte sich dem als Schwarzgelben Bezeichneten, mit der größten Gemüthsruhe, um ihn aufzuknüpfen. Wir retteten ihn nur, indem wir ihn verhafteten. Es zeigte sich später, daß der Gerettete den Strick wohl verdient hätte; es war ein Spion.

An der Aula hörte ich auch zwei übergegangene Grenadiere sich besprechen, wie sie sich, wenn Wien falle, erschießen wollten.

In dieser letzten Zeit begegnete ich zu wiederholten Malen dem durch seinen Tod bekannt gewordenen Jellineck, der, im Gegensatz zu seiner ganzen Umgebung, immer voll Hoffnung war; er gehörte nicht zu jenen Köpfen, die überall

gleich das Ende ſehen, wo ſie keinen Ausgang finden. Er konnte im Gegentheil kein Ende ſehen, wo er keinen Abſchluß ſah; hätte man ihm noch zwölf Lebensjahre gegönnt, er hätte Recht behalten. Wir ſehen heute, daß der Fall Wiens kein Ende war und dieſe ſelbſt, die ihn herbeiführten, ſind gezwungen, daran wieder anzuknüpfen. Was heute in Ungarn, in Wien, in ganz Oeſterreich vor ſich geht, iſt nur eine directe Fortſetzung jener Zeit. Es zeigt ſich, daß Alles, was dazwiſchen liegt und was man für ſo klug gehalten, nichts zu bedeuten hatte: handle es ſich um Männer, oder Dinge, oder Inſtitutionen. Wie hoffnungsvoll er war, ſo furchtlos war er auch, der arme Jellineck, der philoſophiſche Kopf. Was in ihm zum Begriffe geworden war, war ewig; was hatte er zu fürchten? Als man ihn nach dem Falle Wiens warnte und ihm rieth, doch auch, wie viele Andere, die Flucht zu ergreifen, ſagte er lachend: „Was kann er mir thun, der Windiſchgrätz? dieſer ungebildete Menſch!“ Der ungebildete Menſch hat ihn für einen Zeitungsartikel erſchießen laſſen.

Noch ein anderes Opfer Windiſchgrätz's ſah ich oft: den Muſikus Becher, damals mit Koliſch Redakteur des „Radikalen.“ Ich kannte ihn aus alter Zeit und hatte ihn oft in Neurer's Kaffeehaus, dem Stelldichein der höhern Wiener Literatur, und bei Lenau geſehen. Ich war erſtaunt, ihn nach Jahren ſo jung zu finden; die Revolution hatte ihn verjüngt und alle ſeine Kräfte neu aufgefriſcht. Er war der letzte Wiener Kämpfer, und daß und wie er es war, habe ich mit meinen Augen geſehen.

Meſſenhauſer hatte ſchon ſeit mehreren Tagen capitulirt und das Commando niedergelegt. Das will ſo viel ſagen, daß es nunmehr ſelbſt dem Namen nach keinen Oberbefehl mehr gab; auch Blum und Fröbel hatten als Offiziere in Folge der Capitulation die Waffen niedergelegt. Aber das Volk hatte nicht capitulirt und es wollte den Kampf noch

fortſetzen, als es ſchon auf den engen Raum der kleinen, innern Stadt Wien beſchränkt war. Am letzten Kampftage ging ich in Geſellſchaft Koliſch's auf die Kärntner-Thor-Baſtei; uns gegenüber, auf der Wiedner Brücke war eine Batterie aufgeführt, die uns beſchoß. Die Schaar der Vertheidiger war nur noch eine geringe; ſie ſchleppte eine elende, alte Kanone herbei, um auch mit Artillerie zu antworten. Es ſah ganz aus wie ein Ende. Als wir der Baſtei zugingen, begegneten wir am Eingange der Spiegelgaſſe zweien Geſichtern, wie man ſie in den letzten drei Wochen nicht geſehen hatte: alte, lächelnde, geſchniegelte Hof- und Beamtengeſichter. Wie ſie uns mit unſern Gewehren hingehn ſahen, begrüßten ſie uns, redeten uns an und meinten, es ſei ein ſchöner Tag. — Merken Sie was? ſagte K. zu mir — dieſe Vögel kommen hervor; das ſind unſere Todtenvögel ... Auf der Baſtei ſahen wir, was dieſe Vögel augurirten. Nachdem wir einige Schüſſe auf die Batterie gethan, die übrigens außer Schußweite ſtand, verließen wir die Baſtei wieder und kehrten in die Stadt zurück, deren Straßen ſchon vielfach von den Bomben aufgeriſſen und von dem Schutte, der von den Dächern fiel, bedeckt waren. Die Kugeln fielen überall. Bei dieſer Gelegenheit will ich bemerken, daß wir im Muſeum die Kugel einſchlagen ſahen, welche dort einen Brand entzündete. Ich halte dieſe Bemerkung für nothwendig, da man unter andern Verleumdungen auch die vorbrachte, daß die Revolutionäre Muſeum und Bibliothek haben in Brand ſtecken wollen. Sprach man doch auch von Plünderungen, zu einer Zeit, da die ganze Stadt dem Volke angehörte und ein einziger Mann, wie in tiefſten Friedenszeiten, vor der Bank Wache hielt, und vor dem Palaſte Windiſchgrätz' auch nicht ein einziger Mann. So wenig hielt man es für nothwendig, das Eigenthum des feindlichen Feldherrn vor dieſem Volke zu ſchützen, und

in der That wurde an diesem Hause nicht ein Nagel geschädigt. Nur einmal sah ich für einen Augenblick eine tendenziöse Zerstörungslust im Volke erwachen. Es wollte eines Abends die Statue des Kaiser Franz niederreißen; wenige Worte reichten hin, es von dem Vorhaben abzubringen, ein Vorhaben, das übrigens Wien von einer scheußlich-häßlichen Bildsäule befreit haben würde. Die sie stehen lassen, sind die Vandalen.

Nachdem wir auf dem Graben noch eine Zeit lang dem Bombardement zugesehen, gingen wir um eine befreundete Familie zu besuchen und ihr im Nothfalle beizustehen. Auf dem Bauernmarkt hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich sehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt sahen wir, woher der Ton kam. Dieser Platz war leer und öde, wie um diese Zeit alle Gassen und Plätze; die Einwohner hatten sich in die Keller geflüchtet oder hielten sich in den innersten Räumen der Häuser, wo sie sich vor den Kugeln sicherer wähnten. Ueber den großen menschenleeren Platz schritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Proletarierjunge. Der Junge trug eine große schwarz-roth-goldene Fahne; der Alte schlug die Trommel. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; die Bomben flogen über seinen Kopf, sie platzten vor ihm, hinter ihm: er schritt vorwärts, gemessenen Ganges und schlug den Generalmarsch — und er schlug, als wollte er eine gestorbene Welt aus dem Todesschlafe wecken. Und der Junge mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Und der Alte schritt und schlug. — Wir blieben starr bei diesem Schauspiel und die Thränen traten uns in die Augen. — Lieber Freund, sagten wir ihm endlich, lassen Sie das; es ist Alles aus. — Nein, antwortete der Alte, sie

müſſen heraus, ſie müſſen noch einmal heraus. Die Sache darf nicht verloren ſein. So ſprechend ging er immer weiter und ſchlug die Trommel, daß ſie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig ſeine Fahne und ſah nach allen Seiten, ob ſie nicht kommen? Sie kamen nicht.

Die Abenddämmerung ſenkte ſich ſchon leiſe herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da ſchwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz ſtille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an dreißig Studenten und Proletarier. Laufend ſahen ſie rückwärts, als ob ſie beſorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher, mit dem Degen in der Hand, deſſelben Weges, gefolgt von einer noch kleinern Schaar. Auch ſie ſahen ſich um, während ſie raſchen Schrittes über den Graben gingen. Sie konnten nur vor den Oeſterreichern fliehen. In der That hatten einige Nationalgardiſten den Kaiſerlichen das Burgthor geöffnet; die Schaar Becher's ſtand auf der Baſtei; hätte ſie ſich nicht raſch zurückgezogen, wäre ſie leicht abgeſchnitten und umringt worden. Nicht zwei Minuten nach Becher erſchienen denn auch die Oeſterreicher auf dem Platze des Grabens. Zuerſt kam eine kleine Abtheilung von vielleicht zwölf Mann mit gefälltem Bajonett; aber in der That war es ſchwer zu erkennen, in welcher Poſition ſie das Gewehr zu halten beabſichtigten. Sie zitterten ſo ſehr am ganzen Leibe und an den Armen, daß das Bajonett fortwährend auf und nieder ging. Dabei blickten ſie ängſtlich rechts und links nach den Fenſtern und riefen fortwährend: Gut Freund! Gut Freund! Daſſelbe that die ganze Compagnie, die ihnen auf dem Fuße folgte, die Gemeinen wie die Offiziere. Dieſe Letzteren ſchwenkten ihre Degen grüßend den Fenſtern zu und riefen ebenfalls: Gut Freund! Gut Freund! Man konnte mit den armen Soldaten, die jetzt

noch einen Angriff fürchteten, nur Mitleid haben. Das Volk, das sie plötzlich überall umgab, verhielt sich stille. Da aber geschah etwas Ueberraschendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich hundert Fenster, die seit drei Wochen verschlossen und verhüllt gewesen, als gehörten sie ausgestorbenen Wohnungen an, sie füllten sich — hunderte von Taschentüchern wehten den Soldaten entgegen und „Vivat der Kaiser!“ erscholl es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erstickte die loyalen Rufe in Gegenwart, selbst in der Mitte der bewaffneten Sieger, die eben, freilich sehr schüchtern, ihren Siegereinzug hielten. Und das pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eisenplatz. Von dort her kamen noch einige Schüsse. Sie kamen von Becher. Noch einmal hatte er sich aufgestellt und empfing die Sieger mitten in der besiegten Stadt mit einer Salve. Dann war es stille. Die Nacht sank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama und die Orgie der Monarchie begann.

Was folgt: meiner Collegen wirkliche Verhaftung und Aburtheilung, die Vereitlung der meinigen, meine Flucht und mein Dank denen, welchen ich Freiheit und Leben schulde — Alles das gehört in ein anderes Kapitel und in eine andere Zeit — in eine Zeit, da ich nicht mehr zu fürchten haben werde, daß ich Freunde und daß ich Männer in hohen Würden bloßstellen könnte und in den Augen ihrer Collegen compromittiren als zu menschlich, als zu sparsam mit Menschenblut.

Die Franzöſelei am Rhein,

wie ſie kam, und wie ſie ging

(1790 bis heute).

Von

Ludwig Bamberger.

Die Erscheinungen in ihrer allgemeinen Bedeutung zu erfassen, das ist, worauf die Sehnsucht des Gedankens geht. Allein das Problem, um das er wirbt, gleicht der Prinzessin im Märchen. Es sendet ihn erst weit hinweg nach mühsamen Arbeiten, ehe daß ihm bei der Rückkehr sein Lohn werde. Ins Einzelne sich zu vertiefen, um das Zusammenwirkende zu begreifen, das ist der Weg des Erkennens.

Um ein volks-psychologisches Räthsel zu entziffern, welches sich ein halbes Jahrhundert hindurch den ganzen Rhein entlang abspielt, vom Elsaß bis nach Holland hinunter, hab' ich einen einzigen Punkt — allerdings den interessantesten — des Stromgebietes fixirt, und hoffe, was ich an Umfassung aufgegeben, vielfach an Sicherheit gewonnen zu haben. Beiläufige Schattirungen abgerechnet, entwickelt sich der nämliche Prozeß auf der ganzen Strecke, und der Theil ist der Spiegel des Ganzen.

Mein Vorsatz ist, zu zeigen: wie der deutsche Sinn am Rhein, indem er zu Falle kam, ein Opfer des Feudalismus war. Feudalistisch nenne ich schlechthin diejenige Staatsverfassung, welche Herrschafts- oder Regierungsgewalten auf etwas Anderes zurückführt, als auf die vernunftgemäß erkannten Bedingungen des Gemeinwohls; welche vielmehr Machtverhältnisse aus Privatrechten ableitet und ein politisches Eigenthum bevorzugter Familien anerkennt. Auch heute noch ist Deutschland ein Feudalstaat, und Der-

jenige, welcher, zu Häupten ihrer Geschicke stehend, die Einigung der Nation nicht anders zu begreifen vermag als unter Schonung jener sogenannten Rechte Dritter, der macht uns jede Täuschung über die Nichtigkeit seines Strebens unmöglich. Nur auf den Trümmern der Feudalherrschaft kann Deutschland die Geistesgröße finden, in der seine, wie jede Kraft ruht. Wer das Recht der Nation auf Selbsterhaltung und Wiedergeburt in eine Linie stellt mit dem Rechte Dritter, wer Deutschlands Sicherheit und Zukunft nicht heiliger hält als das longobardische Lehnrecht und das Instrumentum des osnabrückischen Friedens, der mag sich des Beifalls seiner hochgeborenen Standesgenossen freuen. An Deutschlands Zukunft hat er keinen Theil.

Das blutige Spiel des Kriegs besitzt eine tiefe Gewalt über die Gemüthsart des Franzosen. Diesem Zug von Barbarei vermochte sogar die große Revolution nicht beizukommen. Im Gegentheil sie hat ihm — einzig in seiner Art — vielleicht neue Kraft und Nahrung eingegeben. Jede Kampfbegierde braucht aber ein Länderziel, wie jeder Roman eine Heirath braucht, zum guten Ende. Das Liebchen der französischen Schlachtenphantasieen alle ist und bleibt der Rhein. Die Kanonen, welche in den Zeughäusern schlafen, von Bayonne bis Metz, träumen Jahr aus Jahr ein vom Wiedersehen mit unseren grünen Rebenhügeln. Und wie sie träumen, so denken von hundert Menschen neunzig in diesem Lande. Unter den zehn übrigen aber sind fünfe, welche nur mit Hülfe angestrengter Reflexion die gleiche Sinnesart überwinden. Sonderbar, daß man diesem Volke Beweglichkeit zum Vorwurf macht. Von allen Kultur tragenden ist keines so in Charaktereinförmigkeit ge-

bannt. Bei keinem gilt mehr Erblichkeit, mehr Allgewalt landläufiger Anschauungen. Zu letztern gehört der Glaube an die Berechtigung des Wunsches nach dem Besitz der Rheinlande. Darin eben unterscheidet sich dies Kriegsgelüste von ähnlichen. Der Gedanke an eine Fehde mit England bringt das französische Blut in viel heftigere Wallung, aber es sitzt auf dessen Grund viel mehr blinde Leidenschaftlichkeit als politische Ansicht. Die Antipathie gegen England ist so zu sagen bestialischer Natur. Es ist nicht mehr Rechtsbewußtsein in ihr, als in einem mit der Muttermilch eingesogenen Hasse sein kann. Noch weniger knüpft sich an sie die Vorstellung des dauernden Besitzes irgend eines Theils der britischen Inseln. Selbst an die Einbürgerung im katholischen Irland denkt Niemand ernstlich. Ganz umgekehrt verhält es sich mit dem Appetit nach einem Stück Deutschland, für welchen in den verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft verschiedene Legitimitätsrechnungen den Ausgangspunkt bilden. Jede derselben hat sich in ihrem betreffenden Kreise die Geltung einer notorischen Wahrheit verschafft. Die Massen, und dazu gehört auch der Soldat aller Grade (dies zu beider Ehre), knüpfen an den Besitzstand des Kaiserthums und der Revolution an und leben in der naiven Entrüstung fort, daß die Verträge von 1815 einen schändlichen Raub an Frankreich begangen hätten. Die Leute von der Presse und der Politik bearbeiten die Theorie der natürlichen Grenzen und der Abrundung in allen möglichen Tonarten; der profundeste Gelehrtenstand endlich, der sich mit dem Cultus des alten Gallierthums ein Steckenpferd nach Art unserer Jahne und Arndte aufgezäumt hat, beweist Euch, daß die ganze Bevölkerung des linken Rheinufers (geschweige denn die von Belgien bis an's Meer hinauf) ächt gallischen Blutes und nur durch oberflächliche Verfälschung etwas deutsch übertüncht worden

ſei! Die Mehrzahl der Anhänger dieſer drei verſchiedenen Anſchauungen ſtimmen dahin überein, daß die Franzoſen am Rhein willkommene Gäſte ſein würden*).

Früher wurde der Deutſche kaum über die Richtigkeit dieſer Vorausſetzung befragt, heute thut man ihm wenigſtens die Ehre an, ihn um Beſtätigung derſelben einigermaßen zweifelnd anzugehen. Immerhin bleibt es eine der demüthigendſten Mahnungen an die Schimpflichkeit unſerer heimiſchen Vergangenheit und Gegenwart, ſolchen Interpellationen Rede ſtehen zu müſſen, und rührten ſie auch von dem Oberflächlichſten und Uebermüthigſten aller Franzoſen her. Aber wenigſtens haben wir doch jetzt den Troſt, dieſen Fragen mit gutem Gewiſſen einen feierlichen Proteſt entgegenſetzen zu können, wenigſtens vermögen wir ohne die Hülfe eines frommen Betrugs zu verſichern, daß der Gedanke an einen Abfall von Deutſchland in den Rheinlanden heute gänzlich verpönt und unmöglich geworden iſt. — Iſt es immer ſo geweſen? Sind die franzöſiſchen Vorſtellungen von der Zuneigung ihrer Gränznachbarn jedes hiſtoriſchen Vorwands ledig? Dies iſt eine Frage, die heute vorzunehmen erlaubt iſt, heute, da die Spukgeſtalten der undeutſchen Geſinnung am Rhein todt und begraben ſind, eingeſargt in die Gruft der unverantwortlichen Geſchichte, ſo gut wie der Verrath des falſchen Ganelon von Mainz. Aber es iſt noch nicht ſo lange her, daß es möglich geweſen

*) Die drei obigen Theorieen in einer Perſon vereinigt, ſehe man in dem kürzlich von H. Théophile Lavallée in der Revue nationale veröffentlichten Aufſatze „Les frontières naturelles.“ Die Arbeit ſchließt mit folgenden Worten: „La Revolution de 1789 fit de l'idée des frontières naturelles une idée toute gauloise, qui devint comme on sait la passion de la foule et la pensée nationale.“ Herr Lavallée iſt bezeichnender Weiſe Profeſſor der Geſchichte an der Militärſchule von St. Cyr. Alle jungen Offiziere empfangen ihre hiſtoriſchen Anſichten aus ſeiner Hand.

wäre, dieſen Verhältniſſen zu Leibe zu gehen, ohne ſich der Gefahr beſchämender Geſtändniſſe preis zu geben. Die Wetterſcheide beider Zuſtände bildet einzig und ſcharf das Jahr 1848. So heilſam, ſo befruchtend iſt Alles, was den Namen Freiheit trägt, daß ſelbſt ein vergänglichſter Hauch, ein traumhaftes Vorüberziehen dankenswerthe Keime des Guten ausſtreut. Vom Anbeginn der neunziger Jahre bis zum erſten Erſcheinen einer deutſchen Volksvertretung treibt ſich das Gebilde der Verſchwiſterung mit Frankreich in mannigfachen Schattirungen am Rhein herum, und die geſchichtliche Unterſuchung dieſes Phänomens iſt nach unſerem Erachten mehr als jemals heutigen Tages ein anziehendes und lohnendes Studium. Wie geſagt, iſt es aber auch erſt in unſeren Tagen möglich geworden, dieſen Gegenſtand in verlautbarer Weiſe aufzugreifen, weil er, von nun an erſt aller Anfechtung entrückt, uns nicht mehr der Schmach ausſetzt, in deutſchen oder gar in fremden Augen den Anſchein zu haben, als hielten wir es für nothwendig, noch lebendige Abtrünnigkeitsgelüſte zu bekämpfen.

Die Vergangenheit iſt der Spiegel der Gegenwart. Schauen wir hinein, und wir werden gar zu oft mit Schrecken an dem, was wir waren, erkennen, was wir ſind. Der erſte Theil unſres Rückblickes wird uns ein Zerrbild deutſcher Wehrverfaſſung vorführen, welches in ſeinen gröberen Zügen uns lebhaft die Schäden entgegenhalten muß, an denen wir noch heute ſo hülflos herumflicken. Nicht blos werden Zerfahrenheit der Kräfte und Verwahrloſung der Mittel uns an die Sorgen der Gegenwart erinnern. Es werden auch die abenteuerlichſten Bilder eines unglaublich hohlen Selbſtvertrauens und eines erbärmlichen Adels-Uebermuthes uns lehren, der Siegeszuverſicht jenes dünkelhaften Junkerthums zu mißtrauen, welchem deutſche Regenten ohne Ausnahme die Führung ihrer Heere in allen Graden und damit

die Kraft des Landes überantworten. Noch weit mehr aber wird es unſerer Aufmerkſamkeit werth ſein, zu beobachten, unter welchen Umſtänden der Abfall eines Theils der Nation von ihrem eignen Ich vor ſich gehen konnte, und welcher Weiſe ſie ſpäter wieder zu ſich ſelbſt zurückgekehrt iſt. Nicht die äußerſten Gegenſätze werden dabei das Merkwürdigſte ſein, ſondern die zwiſchenliegenden Uebergänge; und dieſen mit dem Auge folgend, werden wir aus dem Prozeß des Erkrankens, mehr noch aus dem Prozeß des Geſundens, die wahren Urſachen nationalen Zerfalls und die Bedingungen nationaler Wiedergeburt mit Händen greifbar vor uns ſehen. Nur Freiheit gewährt uns Schutz und Macht. Auf Schritt und Tritt wird dieſer Gedanke ſich aufdrängen.

Wir werden ſehen, wie im Anbeginn keinerlei volksthümliche Ueberlieferung der Hinneigung zu einer fremden Nation vorgearbeitet hat, und wie die unteren Maſſen theils kalt theils heftig ſich der zugemutheten Umgeſtaltung entgegenſtemmen; wie aber die Contraſte von Freiheit, Aufſchwung und Macht einerſeits, von Botmäßigkeit, Zerfall und Fäulniß andrerſeits zuerſt die beſten Köpfe und die edelſten Gemüther der Bevölkerung zum ausländiſchen Elemente hinziehen; wie von dieſen ſodann abwärts der herrſchende Gedanke ſich ausbreitet und Wurzel faßt; wie ſpäter, da unter dem Kaiſerthum das Anziehungsmittel der Freiheit verſchwunden iſt, der Vorzug einer geläuterten und geſicherten Rechtsverfaſſung und die politiſche Gleichheit noch hinreichen, die Hineinbildung in das franzöſiſche Weſen zu befördern, und wie — abgeſehen von jeglichem Inhalte — die äußere Thatſache des Zuſammenſtehens mit einem großen und gefürchteten Reichskörper noch verführeriſch auf den Sinn ehemaliger Unterthanen eines Zwergſtaates wirken muß. Wir werden ferner wahrnehmen, nicht nur, wie nach der Wiedervereinigung mit Deutſchland dieſelben Urſachen

noch eine geraume Zeit lang in Erhaltung von Ab- und Zuneigungen weiterarbeiten, ſondern auch vornehmlich wie die undeutſche Geſinnung zuerſt unter dem Einfluß der deutſchen Kleinſtaaterei und aller Folgen des Wiener Congreſſes ihre traurigſte und abgeſchmackteſte Geſtalt annimmt, indem ſich die Mißgeburt des rechtsrheiniſchen Beamtenſervilismus mit der Mißgeburt der linksrheiniſchen Franzöſelei zum Urbild der Charakterloſigkeit zuſammenthut. Schließlich werden wir erleben, wie der Sturm von 1848 die Luft von dieſen Unreinlichkeiten ſäubert; wie ein einziges Jahr halbwegs freier Regung das Nationalgefühl in einer Bevölkerung auferweckt, die unter dem Ekel an dem erbärmlichen Weſen engerer und weiterer Vaterländer dreißig Jahre und darüber für deutſches Bewußtſein unempfänglich geblieben war; wir werden den Troſt erübrigen, daß die unerbittliche und gehäſſige Reaction der fünfziger Jahre nicht alle im kurzen Freiheitslenz empfangenen Keime zu erſticken vermocht hat, indem ein guter Anſatz deutſchen Nationalſinns zurückgeblieben iſt: ſo zwar daß — mit vereinzelten Ausnahmen — die lächerlichen Figuren verſchwunden ſind, die alle Träume von Glück und Triumph in ein franzöſiſches Departement verlegt hatten. Der Staatsſtreich und das daraus entſtandene abſolute Kaiſerthum tragen ſchließlich das Ihrige dazu bei, die alten Verirrungen auszubrennen, denn es war durchſchnittlich die Sympathie für franzöſiſches Weſen von liberalen Inſtinkten ausgegangen, die ſich nunmehr mit Entrüſtung vom Nachbarlande abwenden und damit das Bedürfniß politiſcher Exiſtenz an den natürlichen Quell deutſcher Wiedergeburt zurückweiſen. So wahr iſt es, daß Nationalität und Freiheit nur zweierlei Formen einer und derſelben Weſenheit ſind.

Um die ersten Berührungen der französischen — oder wie man damals sagte — der fränkischen Republik mit dem Kurfürstenthum Mainz erschöpfend aufzufassen, müßte man sich lebhaft versinnlichen können, wie das politische und bürgerliche Leben in einem deutschen Kleinstaate und dazu noch in einem geistlichen des achtzehnten Jahrhunderts beschaffen war. Der Rahmen gegenwärtiger Studie erlaubt nicht, sich dieser Schilderung hinzugeben, und dennoch kommt dem raschen Vorübergehen an solcher Aufgabe nicht — wie man zu glauben versucht sein könnte — die Beruhigung zu Hülfe, daß jene Zustände ihrem vorwiegenden Charakter nach als hinreichend bekannt vorausgesetzt werden dürften. Nirgends mehr als bei der Untersuchung staatlicher Mißbildungen gilt der Satz, daß nur aus der Beobachtung des Einzelnen die Erkenntniß des Allgemeinen hervorzugehen vermag. Stünde der Politik Etwas zu Gebote wie die Retorte und das Mikroskop des Physiologen, so wäre kein Streit mehr darüber, ob Freiheit die unerläßliche Bedingung der Wohlfahrt sei. Aber mit der Erwerbung dieser Erkenntniß geht es dem Unterdrückten, wie dem Kurzsichtigen, der seine Brille vermißt. Um sie zu finden, müßte er vorerst eine Brille auf der Nase haben. Genug, wer nicht in kurzen Zwischenräumen sich die ausführliche Schilderung irgend einer Episode des mittelalterlichen Europas (und dies Mittelalter dauert bis zur französischen Revolution) vor die Seele führt, der vergißt, wie rechtlos und elend in jenen Zuständen der gemeine Mann war, wie übermüthig beschränkt und pfuscherhaft die herrschenden Klassen zu Werke gingen, welche ihn bis in seine Nahrung und Kleidung hinein ausbeuteten und bevormundeten. Hat doch noch heut zu Tage Niemand den deutlichen Einblick in die Masse ökonomischer Verkehrtheiten und Verwüstungen, welche von den deutschen Kleinstaaten an sich selbst und ihren Nächsten begangen werden!

An der Spitze unſeres Kurfürſtenthums ſtand ein von den zwanzig Domcapitularen auf Lebenszeit erwählter abſoluter Herrſcher. Bei ſolcher Verfaſſung konnte die Nichterblichkeit der Allgewalt nur ihre ſchädliche Seite herauskehren. Die privilegirten Mitglieder des Wahlkörpers ſicherten ſich bei jeder neuen Ernennung neue Zugeſtändniſſe, und jeder Neuernannte benützte ſeine Herrſchaft, um ſeine Verwandten und Günſtlinge mit fetten Aemtern auszuſteuern. Es war dabei um ſo mehr Eile nöthig, als der Erkorene meiſtens ſchon alt an's Ruder kam. Wenn keine Stellen ledig waren, ſo ſchuf man das Amt für den Mann. Alles wie in Rom unter den Päpſten. Die ganze ſogenannte Verwaltung natürlich in den Händen des Adels und der zumeiſt aus ihm rekrutirten hohen Geiſtlichkeit. Beide Stände im Genuſſe von zahlreichen Privilegien, von Gerechtſamen an Land und Leuten, von Zehnten, und überdies vollſtändiger Steuerfreiheit. Zwiſchen dem Fürſten und den hohen Ständen eine Mittelſtufe von ganz oder beinahe ſouveränen Herrſchaftlichkeiten, welche das patrimoniale Zaunkönigthum in's Unendliche hinein fortſetzen und jede das Ihrige zur Plackerei und Tributpflichtigkeit des Volkes mitwirken. Bei Gelegenheit der am 18. März 1793 abgegebenen Unabhängigkeitserklärung der ephemeren Rheiniſchen Republik erfahren wir, daß auf dem Landſtreifen von Landau bis Bingen allein benebſt dem Kurfürſten von Mainz noch 24 ſelbſtändige Regierungen walteten. Beim Klang jener endloſen Namen entſteigt dem vielgeknechteten Boden vor unſern Augen das ganze Jammerbild der Feudalwirthſchaft. Da galten noch außer dem Mainziſchen, die Rechte des Fürſten von Worms, des Fürſten von Speier, der Fürſten von Naſſau-Weilburg und Uſingen, des Markgrafen von Baden, des Fürſten von Salm, des Wild- und Rheingrafen vom Stein und zu Grumbach, des Fürſten von Leiningen-

Dürkheim, der Grafen von Falkenstein, der Grafen von Leiningen-Westerburg, Dachsburg und Guntershlum, der Grafen von Löwenhaupt und Manderscheid, der Grafen von Wartenberg, Degenfeld, Sickingen, Hallberg, der Freiherren von Dahlberg u. s. w. Wie es uns bei dieser Aufzählung zu Muthe ist, so mag es dereinst kommenden Geschlechtern sein, wenn sie die Contingentenliste der heutigen deutschen Bundesmatrikel überlesen; und sie werden ihre Großeltern bedauern wie wir die unserigen.

Zu allen von älterer Zeit überlieferten Mißständen hatte das achtzehnte Jahrhundert seine curiosen Eigenthümlichkeiten hinzugefügt, Jegliches noch bunter und verderblicher gemengt. Die Genußsucht der Mächtigen hatte die Formen des Uebermuths und der Verfeinerung von den bekannten Vorbildern angenommen, Maitreffen waren bei den geistlichen Herren — den Kurfürsten nicht ausgeschlossen — eine gewöhnliche Erscheinung; Freigeisterei, Illuminaten-, Rosenkreuzer- und Freimaurerwesen durchflochten sich — manchmal in derselben Person und jedenfalls in derselben Regierung — mit Jesuitenherrschaft, Obscurantismus und Verfolgungssucht. Der vorletzte Kurfürst Emmerich Joseph (von Breitenbach) 1763 — 1774, ein Mann von guten Absichten und reinen Sitten, unterstützt von seinem wirklich strebsamen und thätigen Kanzler von Benzel hatte unter dem Einfluß der Basedow'schen Neuerungen den Grund zur Umbildung des Schulwesens gelegt, welches bis dahin in den Händen der unwissenden Mönche und Nonnen verrottet war. Aber die Nachwirkungen eines verwahrlosten Volksunterrichts sind so schnell nicht zu beseitigen. Die Massen waren bigott und roh geblieben. Die Insassen von nicht weniger als zwanzig Klöstern hatten die Einwohnerschaft gegen die Aufklärungstendenzen fanatisirt, und beim Tode Emmerich Joseph's wurde unter erbärmlichen Pöbeldemon-

ſtrationen die Strenggläubigkeit wieder eingeſetzt. Um dieſe Epoche und von ihr an fortwirkend machte ſich nämlich eine durch den Klerus von unten aufgewühlte Reaction gegen die Aufklärungsverſuche Luft, denen das Emporkommen unſerer erſten claſſiſchen Literatur, die Regſamkeit zahlreicher Gelehrten und Publiziſten, die Gönnerſchaft einzelner bildungsfreundlicher Fürſten und ſchließlich die moderniſirenden Anwandlungen des Papſtthums unter Ganganelli beträchtlichen Nachdruck verliehen hatten. Mit des Letzteren famoſem Breve Dominus ac Redemptor noster und der darin decretirten Unterdrückung der Jeſuiten (1773) waren endlich auch in Deutſchland die Pfaffenfeinde zu einem praktiſchen Erfolg, aber gleichzeitig auch zu einem Wendepunkt in ihrem Einfluß gediehen. Der Kurfürſt von Mainz war einer der Erſten, welche das Breve in Vollzug ſetzten; aber als die frommen Väter unter einer Cavalerie-Escorte abzogen, folgte ihnen das Wehegeheul der Weiber, und zu den Fenſtern des Schloſſes ſtiegen die Verwünſchungen der Dummgläubigen hinauf. Bald darauf ſtarb Emmerich Joſeph, und der Nachfolger machte Miene (er mußte es ſchon, um ſeine Wahl zu ſichern), als Werkzeug jener Reaction aufzutreten, welche von damals ab, wie im Vorgefühl der kommenden Dinge, jeden neuen Regenten ergriff, dem ein Aufklärer vorausgegangen war.

Karl Friedrich begann in Mainz als Frömmler und Verdammer ſeines Vorgängers, wie ſpäter in Baiern Karl Theodor — innerlich gleich dem Mainzer Karl ein frivoler Weltling — die unter Maximilian Joſeph beſeitigte geiſtliche Oberherrſchaft wieder einſetzte; wie Leopold von Toscana — ſogar ein ehemaliger Lichtfreund — die Erbſchaft Joſeph's II. dem Klerus und der Ariſtokratie wieder in die Hände lieferte; wie endlich Friedrich Wilhelm II. mit ſeinen Wöllner und Biſchofswerder auf dem Grabe

Friedrich's des Großen ſeinen Sabbath aufführte. Ueberall Dunkelmänner mit der unzertrennlichen Maitreſſen- und Luxuswirthſchaft als die inſtinctive Rückwirkung des Monarchismus gegen ſich ſelbſt, inſofern er in den freigeiſteriſchen Fürſten ſeiner Natur untreu geworden war.

Unſer Karl Friedrich (von Erthal) jedoch hatte zum Deſpoten und Obſcuranten kein rechtes Talent. Ob er auch damit begonnen, ſich in ſüßliche Andächtelei zu hüllen, und eine kurze Periode von Redwitziſchem Amaranthismus einzuweihen, während welcher die Hofſitte den Ton zu gottverzückter Brünſtelei zwiſchen Pfäfflein und Betſchweſtern angab, ſo dauerte es doch nicht lange und es ſchlug der Wind von oben um. Die Triebfedern des jetzigen Fürſten waren andere als die ſeines Vorgängers. Lebſucht und Politik zogen ihn aus den Armen der finſtern Orthodoxie. Er liebte Prunk, Jagd, Weiber und, zur Vervollſtändigung des Zeitbildes, freie Lectüre aller Art. Heinſe, der Verfaſſer des Ardhingello, war ſein Vorleſer. Die Favoritin, Frau von Coudenhoven recitirte ihm die Pucelle d'Orléans und die Lettres Persanes. Dies verhinderte nicht, daß in den Reihen der Geiſtlichkeit die gleichgültigſten Ketzereien blutig verfolgt wurden, während derſelben Zeit, daß der Kurfürſt den Plan in Ausführung ſetzte, Mainz zu einer impoſanten Univerſität umzuſchaffen. Der früher wegen ſeiner Freiſinnigkeit verabſchiedete Benzel ward zurückberufen und zum Curator der Hochſchule ernannt, Berühmtheiten wurden aus ganz Deutſchland herbeigezogen, darunter zahlreiche Proteſtanten. Erinnern wir nur an die Namen, welche in der deutſchen Wiſſenſchaft ſich ein bleibendes Andenken erworben haben, als da ſind: Sömmering, Johannes von Müller, Georg Forſter. Die Profeſſoren Blau (Theologie), Vogt (Mathematik — mit ſeinem noch lebenden berühmten Namensvetter nicht verwandt), Wedekind (Arznei) und Hofmann (Philoſophie), wenn auch

keine Größen ersten Ranges, doch ausgezeichnete Gelehrte, werden uns später mehr beschäftigen.

Diese bizarre Mischung widerstreitender Elemente deutet in augenfälliger Weise an, daß der Umbildungs-Prozeß, welchem der Ausbruch in Frankreich entsteigen sollte, auch in das deutsche Nachbarland (und in so manches andre) transspirirt hatte, etwa wie eine Feuchtigkeit, die über den Rand ihres eigentlichen Bodens tritt. Auch machte sich, sobald nur die ersten Geburtswehen der herannahenden Revolution fühlbar wurden, das Gesetz geltend, welches in solchen Fällen niemals zu beseitigen ist. Die politischen und sozialen Gegensätze, welche in einer Art von Unschuldsstand nebeneinander gelebt hatten, wurden sich sofort ihrer wechselseitigen Feindseligkeit bewußt. Was die Wurzel seines Daseins im alten Moder fühlte, entbrannte in blindem Eifer gegen die französischen Neuerer und ihre Nachahmer. Vergessen war die bisher dilettantisch betriebene Lichtfreundschaft, vergessen die beliebten Voltaire und Rousseau, vergessen Justinus Febronius und der Emser Congreß, vergessen der kleindeutsche Fürstenbund (dessen Hauptförderer unser Kurfürst gewesen) und von nun an waren Jesuiten, Kaiser, Papst, König und Kurfürst, Alles wieder ein Herz und eine Seele, im instinctiven Haß gegen die Revolution.

Sehr bezeichnend hat der General Eikemayer (dessen Memoiren durch den um die Schilderung jener Epoche so verdienten Heinrich König veröffentlicht worden sind) seiner Beschreibung der Uebergabe von Mainz die Erzählung einer „rettenden That" vorausgeschickt, deren Einzelheiten das classische Urbild des eigenthümlichen Reactionsgenies deutscher Fürsten und Ritter zusammensetzen. Die Geschichte

des Lütticher Feldzugs ist ein historisches Museum der Armseligkeit, Feigheit, Barbarei und Ruhmredigkeit, mit welchen eine Reichstruppe zu Gunsten eines beim ersten Schreck ausgerissenen Landesfürsten intervenirt. Es ist zum Verwundern, wie der Erzähler — überhaupt ein ganz moderner Mensch — die interessante Seite jener Episode herausgegriffen hat, gleich als ob er mit einer Art zweiten Gesichts die künftigen Wiederholungen ähnlicher Kreuzzüge vorhergeschaut und seiner Nachwelt das Bleibende im Wechsel deutscher Junkerwirthschaft hätte vor's Gewissen halten wollen. Im Jahre 1789 war nämlich — immer mit den Pariser Ereignissen im Zusammenhang — der Fürstbischof von Lüttich aus seiner Residenz entwichen, versteht sich nachdem er Tags vorher den aufrührerischen Bürgern „Alles bewilligt" und sich im Triumph von ihnen hatte umher tragen lassen, — ob mit oder ohne schwarz-roth-goldne Fahne, verschweigt unser Berichterstatter. Darauf Reichs-Execution, um den gesetzlichen Landesherrn zurückzuführen. Der Kurfürst von Mainz hatte die Ehre, sein Contingent dieser glorreichen Expedition beizugesellen. Der Feldzug dauerte ein ganzes Jahr vom Frühling 1790 bis 91. Welch' ein Charakterbild vom ersten Anfang bis zum letzten Ende! Wie die Armee von 7000 Mann sich schwerfällig auf ängstlichen Umwegen zum Angriff begibt; wie sie vor einem einzigen Kanonenschuß Reißaus nimmt; wie aber wehrlose Kirchenbesucher von ihr niedergesäbelt werden; wie sie dann, zur Erholung, in den Cantonirungen auf ächt strafbairisch sich mästet; wie unter kläglichen Vorwänden, auf dem Rückzug einzelne Häuser niedergebrannt, Weiber und Kinder todtgeschossen, Wagen voll unschuldiger mit Ketten beladener Bauern von heroischen Bewaffneten umringt eingebracht werden; wie der Kaiser durch Märzverheißungen die Häupter der Liberalen gewinnt und diese — schwach und geblendet —

wiederum ihre Mitbürger zur Niederlegung der Waffen beschwatzen; wie darauf die „siegreichen“ Truppen in der reactionären Stadt Verviers sich von den vornehmen Damen mit Lorbeerkränzen und wehenden Taschentüchern empfangen lassen, und wie dann schließlich der nach Mainz zurückkehrende adelige Lieutenant seine Heldenthaten im Wirthshaus erzählt und bedauert, daß nicht wüthiger gegen die Rebellen gehaust worden sei, — das Alles lebt Einem beim Nachlesen so unter den Händen, daß man sich beständig fragt, ob denn nicht doch von 1849 statt von 1791 die Rede sei?

Im starken Bewußtsein dieser Kriegsthat, trunken von jenem hohlen Uebermuth, welchen die Aristokratie auf allen Wegen, niemals aber so thöricht wie im Angesicht der großen Revolution, entfaltet hat, beschloß der erhabene Potentat von Mainz, Kriegsherr ganzer dreitausend Mann Soldaten, die französische Nation, welche ihm durch einen außerordentlichen Gesandten Frieden und Neutralität hatte anbieten lassen, aus freien Stücken anzugreifen, indem er seine Armee den bereits im Felde stehenden österreichischen Truppen zu Hülfe schickte. Der Grund zu diesem herausfordernden Benehmen muß aber nicht in etwaiger Lehenstreue gegen den Kaiser gesucht werden (denn man kam ja eben erst von der preußischen Fürstencoalition gegen das Reichsoberhaupt), sondern in der Beeinträchtigung, welche Karl Friedrich vermöge seiner Eigenschaft als Lehensherr einer Hanau-Lichtenbergischen Landschaft im Elsaß durch die berühmten Decrete der Nationalversammlung vom 4. August erfahren zu haben glaubte. Leider vergönnt der Umfang dieser Arbeit nicht, alle die charakteristischen Details wiederzugeben, von welchen jene Demonstrationen begleitet waren, aber ich kann mir nicht versagen, einzuflechten, daß, während der französische Gesandte oben vom Kurfürsten stolz abgewiesen wurde, unten am Schloß die Emigranten einen Scheerenschleifer postirt hatten, der

ihre Säbel abzog. Sollte man sagen, daß der Gardelieutenant so wenig ein Urgewächs der Mark Brandenburg sei? Bei den ausgelassensten Festgelagen versammelte der Kurfürst die Häupter des französischen Adels, den Kaiser Franz II., den König von Preußen, viele deutsche Fürsten nebst dero Gemahlinnen und Kronprinzen zu einem Congreß gegen die französische Nation; und Mainz, welches im neunten Jahrhundert die falschen Decretalen in die Welt gesetzt, im fünfzehnten das Concordat des Baseler Concils durch seine Kanzlei zu Gunsten der Päpste gefälscht, im achtzehnten den berüchtigten Bellarmin wieder aufgelegt und im neunzehnten die schwarze Commission beherbergt hat, kann sich auch rühmen, die Wiege des braunschweigischen Manifestes zu sein. Allda schrieb der wackere Herzog in die Welt hinaus*), daß er Paris der Erde gleich machen werde. Allda aber — das vergaß er dabei, das macht Alles gut — hatten auch einige Jahrhunderte früher die ersten Druckerpressen gestanden.

Wir können nicht lange verweilen bei den militärischen Vorgängen, welche den kurzen Zeitraum zwischen jenen Saturnalien einer aufgeblasenen Aristokratie und ihrer kläglichen Demüthigung ausfüllen. Da aber einmal die historischen Aufzeichnungen durch Vorurtheil und Bequemlichkeit veranlaßt uns über alles Soldatische viel ausführlichere Berichte erstatten, so müssen wir einige der letzteren hier aufführen. Auch verfallen wir damit nicht in die Einseitigkeit, deren wir Andere bezüchtigen, denn niemals konnte man so sehr überzeugt sein, aus dem Einen alles Andere kennen zu lernen. Bedenkt man, daß die vornehmen Herren ihren ganzen Verstand und alle Landeseinkünfte auf das edle Soldatenspiel verlegten, erfährt man anderseits, in welcher Verfassung sich

*) Das Manifest ist bekanntlich nicht sein eigenes Werk. Es wurde ihm aufgezwungen vom adeligen Gelichter.

ihr Kriegswesen befand, nachdem sie aus eignem Antrieb sich in Feindseligkeiten eingelassen, so kann man — gewiß aber nicht ausreichend — sich vorstellen wie es mit der bürgerlichen Verwaltung beschaffen gewesen sein mag. Was nur jemals die Komik hat erfinden können, um ein Heer von Krähwinkel zu beschreiben, das begegnet uns hier auf Schritt und Tritt. Obenerwähnter Armeebestand von 3000 Köpfen erfreute sich des Befehls ganzer zwölf Generale aus den ersten adligen Häusern. Die Thätigkeit des Geniecorps bewährt sich hauptsächlich im Gemüsebau auf dem Glacis und in den Gräben der Festung. Daß beim Ausbruch der Feindseligkeiten meistens die Geschütze und die Kugeln durch unverträgliches Kaliber in Mißverständniß mit einander gerathen, ist in den Annalen der Bundesgarnisonen bis auf unsere Tage etwas so Herkömmliches, daß es uns für damalige Zeit nicht befremden darf. Die Kopfzahlen, welche bei der thatsächlichen Kriegführung zur Sprache kommen, bleiben hinter denen zurück, welche heuer eine jede Hofoper beim Wallenstein oder dem Nordstern zur Disposition hat. Da hören wir von 17 Husaren (ein starkes Drittheil der gesammten kurfürstlichen Cavalerie), welche dem anrückenden Feind entgegengeschickt werden; ein andermal von 6 Jägern, welche am Rhein postirt bleiben, um den Rückzug auf's rechte Ufer zu sichern (man kann sich denken, mit welchem Erfolg). Nach dem Gefecht bei Speier (30. September 1792), wo die Mainzer zum ersten Male an der Seite der Kaiserlichen im Felde gestanden hatten, verflog das kurfürstliche Heldenthum in einem Athemzug. Es waren seine schönsten Leute mit den schönsten Aufschlägen — das gelbe Regiment geheißen, wie in reichen Bauernhäusern das vornehme gelbe Zimmer — welche der erhabene Kriegsherr ausgeschickt hatte, um die lumpigen Republikaner zu Paaren zu treiben, und der sie befehligende Oberst von Winkelmann hatte — mit Braunschweigs Mani-

fest nicht zufrieden — einen eigenen Plan ausgedacht, wie man Paris verbrennen möchte, ohne auch nur einen Bewohner entrinnen zu lassen*). Jetzt kam die Schreckensbotschaft, und jetzt erst dachte man an ernstliche Vertheidigungsanstalten für die wichtigste Reichsfestung. Natürlich abermals nur eine zweite und verstärkte Auflage von Tölpelei, Fastnachtsspiel und hohler Bärbeißigkeit, die alles Frühere übertraf. Vor allen Dingen machten sich die hohen Herrschaften, den Kurfürsten an der Spitze, auf die Sohlen. Zu Wagen, zu Roß, selbst mit Ochsengespann, wälzte sich ein Zug von schwerbepackten mainzer Adligen und französischen Emigranten über die Rheinbrücke nach Frankfurt, Homburg, Darmstadt, Heidelberg, Aschaffenburg, Würzburg, immer weiter und immer weiter, getrieben theils vom eignen Schreck, theils gestoßen von der Angst der hohen Bundesgenossen, die jetzt ein Asyl geben sollten, die aber — vor einer Stunde noch in gemeinsamer Angriffswuth schnaubend — sich jetzt die compromittirenden Gäste verbaten und an ihren Frieden mit dem Reichsfeind dachten. Alle Schätze und Kleinodien des Staats und der Stadt, alle öffentlichen Kassen wurden in landesväterlicher Umsicht mit weggeführt, damit der zurückbleibende Bürger nachher allein die Ernährung des Feindes zu tragen habe. So weit ging die Bedachtsamkeit, daß auch die städtische Waisenkasse „gerettet“ wurde. Doch muß den Hofbeamten nachgerühmt werden, daß sie ihre Anstrengung mehr auf Sicherung der eigenen Habe als auf diejenigen Schloßgeräthschaften verwendeten, welche der Souverain nicht selbst hatte mitnehmen können und die um deswillen auch zurückblieben. Nach richtig abgesandter Bagage und im Begriffe selbst in den Wagen zu steigen, erließ sodann jedweder hohe Beamte einen verzweifelten Aufruf an die

*) Ganz wie kürzlich der Ex-Herzog von Modena.

braven Bürger in dem noch heute üblichen Guts- und Blutsſtyl. Und nun wurde aus allerhand Volks, einigen hundert Mann invaliden Oeſterreichern, einigen kurmainziſchen Soldaten, naſſauiſchen und yſenburgiſchen Contingenten, Bürgern, Handwerksburſchen, Lehrlingen, preußiſchen Werbefeldwebeln u. ſ. w. u. ſ. w. ein Feſtungsdienſt organiſirt, der natürlich in Wahrheit nur ein Poſſenſpiel war. Wenn die Jungen aus der Schule kamen, liefen ſie nach den Wällen und die ſehr ermüdlichen Artilleriſten riefen ihnen zu: Kommt her, Ihr Buben, helft einmal die Kanon' richten!

Das hab' ich mehr als einmal von Augenzeugen erzählen hören, und nicht minder jene bekannte Geſchichte, wie der Feſtungscommandant General Freiherr von Gymnich des Vormittags zu Pferde am Neuthor hielt, auf dem Kopf eine baumwollene Nachtmütze und darüber geſtülpt den Generalshut, und zu dem verſammelten Volke ſagte: Seid ruhig, Ihr Burger, forcht Euch nit, ich übergeb die Feſtung nicht, bis mir das Sacktuch hier im Sack brennt; und wie am folgenden Morgen durch daſſelbe Neuthor kraft der vom General unterzeichneten Capitulation die Franzoſen einzogen. Gleichermaßen hatte nach der Affaire von Speier der Staatskanzler Albini die Bürgerſchaft verſammelt und zum Sterben oder Siegen angefeuert: als die Nachricht laut wurde, des Herrn Kanzlers Packwagen habe ſoeben glücklich die Brücke paſſirt. Beim erſten Alarmſchuß, dem verabredeten Signal, daß Jedermann ſich auf ſeinen Poſten begeben ſolle, hatte das Contingent des Fürſten von Naſſau-Weilburg für gut befunden, ſich aus dem Staube zu machen und in ſein engeres Vaterland zurückzukehren. Unter ſolchen und ähnlichen Carnevalsſcenen vergingen etwa 14 Tage. Einmal kam ein beſoffener Huſar (drei Mann war der ganze Vorpoſten ſtark) mit verhängtem Zügel angeſprengt und brachte Alles in Alarm, ein andermal wurde das Angebot eines preußiſchen Feld-

webels acceptirt, der sich (ächt preußisch) anheischig machte, ganz allein die Franzosen durch eine Kriegslist wegzutreiben. Bis daß der General Cüstine sich vor die Stadt legte und, von den Reichszuständen sattsam durch seine bisherige Erfahrung unterrichtet, mittelst einiger drohenden Anstalten und Zuschriften an den Commandanten die Capitulation durchsetzte, welche der Garnison freien Abzug bewilligte. (21. October 1792). So war das linke Rheinufer mit dem Bollwerk des Reichs von einer zusammengerafften, an Allem nothleidenden Armee von nicht 20,000 Mann ohne Belagerungsgeschütz und vor Allem ohne tüchtige Führung genommen worden. Denn Cüstine hatte weder Feldherrngabe, noch Muth, noch jene revolutionäre Ueberzeugungskraft, welche in andern Menschen seiner Zeit alle übrigen Fähigkeiten ersetzte. Er blieb den Republikanern stets als Ci-devant verdächtig, blamirte sich gleich nach der Einnahme von Mainz bei dem Zusammenstoß in Frankfurt, und noch viel gründlicher bei dem ganzen spätern Feldzug, den er, nebst Beauharnais, in Paris mit seinem Kopfe bezahlen mußte. Was aber mehr als Alles unser Augenmerk auf sich ziehen muß, und was wir deshalb so oft hervorgehoben haben, das ist der bodenlose Uebermuth, mit welchem die Fürsten- und Adelsclique durch Hegung der Emigranten, durch jedwede Anfeindung und schließlich durch directen Angriff selbst den Sturm herauf beschwor, dem sie auf so unbeschreiblich jammervolle Art erliegen sollte; nicht ohne vorher durch ihr Maulheldenthum, durch Guts- und Blutsgeschrei und Säbelschleifen dem leichtgläubigen Bürger ein albernes Selbstvertrauen eingeredet zu haben. Von Dresden bis München geht eben so Manches vor, zu dessen Beurtheilung uns jene historischen Exempel dienen sollten, und nicht minder die sehr denkwürdige Thatsache, welche wir hier noch beifügen wollen. Während der kurzen Verhandlungen nämlich, welche der Capitulation vor-

angingen, ließ der Kurfürst dem feindlichen General Einigungsvorschläge auf dem Fuß eines Separatfriedens, respective eines Neutralitätsversprechens machen. Der General aber war damals nicht in der Lage, einen monarchischen Rheinbund verwenden zu können.

Die hastige Schilderung, welche uns bis hierher von den Zeitverhältnissen und Ereignissen unmittelbar vor dem Uebergang von Mainz zu geben vergönnt war, könnte — obwohl der Aufgabe im strengsten Sinne fremd — schon aus dem Gesichtspunkt der Analogie älterer und neuerer Zustände als berechtigt erscheinen. Sie war aber hier um so unvermeidlicher, als nur mittelst der ihr zu entnehmenden Einsicht die Phänomene zu verstehen und zu beurtheilen sind, denen wir jetzt, als dem Mittelpunkt gegenwärtiger Darstellung, uns zuwenden wollen. Während nämlich der offizielle Kurstaat die Emigration beherbergt und seine Theaterblitze gegen die Pariser Rebellen geschmiedet hatte, war in den gebildeten Geistern und besonders im Gelehrtenstande eine Strömung von grade entgegengesetzter Richtung mächtig geworden.

Wir stehen an dem Momente, der uns den urplötzlichen Durchbruch einer unglaublich heftigen, entschiedenen, mächtig neuen Sinnesart enthüllt. Nichts Eigenthümlicheres, als die von Kopf bis zu den Füßen gerüstete Schlagfertigkeit, mit welcher die edelsten Bestandtheile der kurmainzischen Unterthanen — und darunter eine auffallend große Anzahl kurmainzischer Beamten — sich in Jakobiner und ihren kleinen Staat in eine Colonie der französischen Republik verwandeln. Vieles begreift sich dabei allerdings aus der Zauberkraft, welche in ihrer Heroenzeit die Pariser Revolution auf begeisterungsfähige Menschen ausüben mußte; Vieles begreift sich aus dem kosmopolitischen und darum so nachahmungslustigen Naturell des Deutschen. Aber nichtsdestoweniger war die ganze Erscheinung an Inhalt

und Gewaltigkeit ein vulkanischer Ausbruch und erklärt sich daher zureichend nur Demjenigen, welcher beschaut, was vorher unter der Oberfläche sich begeben; wie so lange schon die mannigfaltigsten Schichtungen sich unterirdisch durcheinandergelagert und in gährendem Zusammenstoß einer Eruption zugearbeitet hatten. Es waren damals, wie sie es heute noch sind, Deutschlands Ehre und Deutschlands Schmach dieselben: sein staatliches Rüstzeug unbrauchbar und rostzerfressen, sein Ideengehalt reif und großartig. Neben dem offiziellen Deutschland, welches, wie der General Gymnich, eine baumwollene Nachtmütze und darüber einen Dreimaster trug, den ellenlangen Zopf nicht zu vergessen, gab es ein gebildetes, angeregtes, modernes Deutschland, dessen classische Literatur seit zwanzig Jahren in mächtigster Entfaltung begriffen und schier auf ihrer Höhe angekommen war. Lessing und Kant waren mit ihrer Vollkraft durchgedrungen und neben ihnen die zahlreiche Schaar der so bedeutenden Zeitgenossen, deren Namen bei Nennung jener beiden von selbst in unserem Andenken heraufkommen. Schiller und Göthe hatten ihre Weltherrschaft mit leuchtender Herrlichkeit angetreten. Dichterbünde, Gelehrtenvereine, Zeitschriften hatten die Geister in lebhafte Wechselwirkung gebracht und selbst das politische Bedürfniß hatte in einzelnen Organen, wie vor allen in Schlözer's Staatsanzeigen sich lebendiger Befriedigung zu erfreuen gehabt. Während auf diese Weise das geistige Leben von den ernstesten Grundlagen aufwärts sich jugendlich emporgerungen, hatte der einmal aufgeregte Bildungs- und Neuerungstrieb in vielfältigen mehr oder weniger dilettantischen Formen die größeren Massen in das Problem des Jahrhunderts hineingezogen. Wir haben bereits oben auf die Rolle hingedeutet, welche die humanistische Aufklärungs- und Geheim-Bündelei bei der Vorbereitung des uns beschäftigenden Umschwungs ge-

spielt haben. Sie hatten den Klubgeist eingeübt; sie hatten so zu sagen zu der revolutionären Gymnastik erzogen, während von der Philosophie und Literatur die stoffgebende Nahrung aufgespeichert worden war. So fanden sich Form und Inhalt vorbereitet. Daß aber die Sachen, einmal so weit fertig, das französische Gewand annahmen, das würde sich schon hinreichend aus der verführerischen Leichtigkeit erklären, mit welcher die Umstände dasselbe herbeitrugen. In der That, so gewiß der Versuch dieser deutschen Wiedergeburt in französischer Gestalt ein Irrthum war, so gewiß war der Irrthum damals verzeihlich. Vergessen wir nicht, daß die ganze Nationalitätsfrage erst in unserm Jahrhundert Gegenstand des allgemeinen Nachdenkens geworden; und wie ungeweckt der nationale Instinkt auf dem Herzensgrunde jener Deutschen schlafen mußte, welche seit Jahrhunderten halb dem Bischof von Mainz, halb etwa dem Grafen von Salm und Stein und so gut wie nicht dem Schattenkaiser angehörten. Uebersehen wir nicht, wie die, welche hernach gern in der Noth des Augenblicks ein Deutschthum heraufbeschworen hätten, die Fürsten und Adeligen nämlich, selbst am meisten der französischen Propaganda vorgearbeitet hatten. Denn was und wer hatte sich der französischen Art in den vornehmen Zirkeln entzogen? Der größte deutsche Regent dachte in der Sprache Voltaire's, wie die kleinste gräfliche Maitresse im Style der Dubarry lebte. Die gesammte Aufklärungsliteratur war von jenseits des Rheins herübergedrungen, und schließlich hatte der so vorwiegend humanistische Beruf des Jahrhunderts mit Recht die allgemeine Erlösungsaufgabe so sehr in den Vordergrund geschoben, daß über der Arbeit an den Menschenrechten die Arbeit an den Bürgerrechten zurückgestellt werden mußte. Was heute wie Abstraction aussieht, war damals eine sehr concrete Kraft. Hüten wir uns vor undankbarem Achselzucken über einen Zeitgeist,

der sich rühmen kann, ein Geschlecht von Riesen beherrscht zu haben, und unter denselben unsern edlen Schiller. Viel ausgesprochener aber noch als in der Gemeinschaft der universellen Aufklärung hatten sich deutsches und französisches Wesen in jenen der Epoche eigenthümlichen Verbrüderungen gemengt, deren mächtigste die Freimaurerei war. Die herrschenden deutschen Logen standen unter französischem Einfluß und zeitweise unter directer französischer Leitung.

Was Wunder also, wenn das revolutionäre Frankreich nur die Arme ausbreiten durfte, damit sich die der mittelalterlichen Hudelei entwachsenen Deutschen hineinstürzten? Denke man sich Menschen, entzündet vom Feuer der Wissenschaft und Freiheit, die noch von den Jesuiten als Neuerer verfolgt wurden, weil sie etwa Bürger statt Burger oder „an Gott" statt „in Gott glauben" zu schreiben wagten, oder auch weil sie das + in der Mathematik profanirten; versinnliche man sich, welchen Ekel und welche Ungeduld die falstaffische Vertheidigungswirthschaft in ihnen zu allem bereits Vorhandenen aufgehäuft haben mußte: und man wird sich deutlich vorstellen können, wie es im gebildetsten Theile der Einwohner aussah, während die kurfürstlichen Truppen bei der ersten Annäherung des Feindes die Außenwerke ohne Widerstandsversuch räumten und mit ihren harmlosen Kanonen auf den inneren Schanzen rumorten, alles Herrschaftliche aber in wilder Flucht davon rannte. Eben war der preußische Feldzug in der Champagne, so übermüthig begonnen, auf's Kläglichste zu Ende gegangen. Am 12. October hatte Verdun, am 18. Longwy den Franzosen übergeben werden müssen. Am selbigen Tag begann Cüstine die engere Einschließung von Mainz. Worms war 8 Tage früher ohne Schwertstreich in seine Hände gefallen Drei Tage darauf war Alles fertig und die Franzosen rückten in die Stadt ein.

Wie immer nach einer Niederlage durch eigne Unfähigkeit, schrie die kurfürstliche Partei hinterher über Verrath. Der Major Eikemayer sollte dem Commandanten erst übertriebene Angst eingeflößt und dann den Kriegsrath zur Uebergabe beschwatzt haben. Eikemayer hat sich von dieser schon in sich thörichten Anklage vollständig gereinigt und für wen, der mit uns einen Blick auf die Zustände geworfen, bedarf es erst noch des Beweises, daß für die etwaigen Franzosenfreunde in der Stadt jede Verrathsanstrengung der purste Luxus gewesen wäre, und daß Niemand, sollte er auch Lust verspürt haben, die Zeit gefunden hätte, zum Verräther zu werden? Ob Cüstine durch gleichgesinnte Mainzer von der Widerstandsunfähigkeit der Festung unterrichtet worden oder nicht, ist, praktisch wie psychologisch betrachtet, ganz gleichgültig. Hauptsache bleibt, daß weder kalte noch glühende Kugeln, weder Bajonett noch Hunger an den General Gymnich herandrangen, sondern daß zwei bärbeißige Briefe Cüstine's, in welchen dieser den Jakobinischen Wauwau machte, hinreichten, dem gemüthlichen Commandanten alle Vertheidigungslust zu benehmen.

Am 21. October 1792 waren die Franzosen eingerückt, am 23. bereits ward ein Klub unter dem Namen „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit" im Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses eingeweiht. Kein Fremder hatte die Hand dabei im Spiele, die Sommitäten der Mainzer Bevölkerung hatten auf ganz eigne Faust die Sache in's Werk gesetzt. Sie waren längst geschult in Allem, was nach Pariser Muster dazu erheischt wurde. Es bedurfte nur des Decorationswechsels, damit die schon seit mehreren Jahren bestehende Lesegesellschaft sich in einen demokratischen Klub verwandelte. Vergebens hatte in der letzten Zeit die Censur die französischen Zeitungen und Flugschriften fern zu halten, vergebens hatten die emigrirten Adligen sich

einzuſchwärzen geſucht. Die Augen hingen an Paris, die Herzen an der Revolution. Eines Morgens ſchon ein Jahr zuvor hatte man in den Straßen der Stadt die Emigranten einander triumphirend in die Arme ſtürzen ſehen. Es war die Nachricht eingetroffen, Ludwig XVI. ſei aus Paris entronnen. Des Abends füllte die feſtlich geſtimmte Adelsſchaar die Logen des kurfürſtlichen Theaters. Plötzlich bricht das Parterre in brauſenden Jubel aus. Was iſt geſchehen? Die Kunde iſt eingetroffen, daß Ludwig in Varennes gefangen und in die Hauptſtadt zurückgebracht worden: entſetzt verſchwindet die vornehme Welt aus den Logen. Das geſchah ſchon unter kurfürſtlichem Scepter. Was Wunder alſo, daß unter dem Bürger-General der neu-fränkiſchen Republik im Nu ein kleines Paris erſtand? Freilich miſchte ſich unreife Selbſtgefälligkeit in den Eifer, mit welchem der revolutionäre Apparat aufgerichtet wurde. Man hatte ſein Paris ſtudirt und wollte zeigen, daß man deſſen Grundſätze, Formen und Sprache vollſtändig los hatte. Aber ſei man deshalb nicht ungerecht, und glaube, es ſei nur äffiſche Nachahmungseitelkeit im Spiele geweſen. Zeit und Menſchen waren jugendlich, Alles war ſo neu, ſo unverbraucht, ſo unerprobt; denke man, welchen Zauber die pathetiſchen Formen noch heute auf unſer erfahrungsſattes, nüchternes Geſchlecht im gegebenen Augenblick zu üben vermögen, und berechne man, wie ſie damals packen mußten im Moment des grellſten Uebergangs und der in Wahrheit inhaltreichen Begeiſterung! Wie theoretiſch rein und rein theoretiſch die Triebfedern der ganzen Bewegung waren, erhellt am unzweifelhafteſten aus dem Umſtande, daß die Gelehrten aller Gattung und unter ihnen die ausgezeichnetſten an der Spitze ſtanden. Wir haben Forſter genannt; Gervinus und Schloſſer, gewiß zwei unverdächtige Zeugen, entheben uns der Mühe, ſeine Rettung zu unternehmen. Neben ihm ſtehen Andreas Hofmann, Profeſſor

der Philoſophie, erſt vor wenigen Jahren geſtorben und bis zum letzten Augenblick ſeines hochbetagten Lebens ungebändigt in ſeinem ſtarken ewigtreuen Freiheitsſinn; Blau, Vorſteher des Seminars und erſter Profeſſor der Theologie, der liebenswürdigſte, humanſte Charakter aus jener Gruppe, den ſelbſt die pöbelhafteſten Gegner nicht zu verdächtigen wagen; Wedekind, Leibarzt des Kurfürſten und Profeſſor der Medizin, ſpäter Oberarzt der franzöſiſchen Armee, der regſamſte und feurigſte der Klubiſten, der Haupt-Redner und Journaliſt, überall gegenwärtig und zu Allem geſchickt; ihm ähnlich Metternich, Profeſſor der Mathematik; Enthuſiaſten von leichterer Art der Gymnaſiallehrer Böhmer aus Worms und der ehemalige Mainzer Canonicus Dorſch; ſodann noch der Profeſſor Vogt, der Hofgerichtsrath Hartmann und der edle Enthuſiaſt Adam Lux*), den ein Jahr darauf der Anblick der Pariſer Blutwirthſchaft zur Verzweiflung an ſeinem Freiheitsideale, zum Selbſtmordsverſuch und ſchließlich auf die Guillotine brachte, nachdem er abſichtlich unter den Augen ihrer Richter die That der enthaupteten Charlotte Corday verherrlicht hatte. Die wenigſten der genannten Männer waren geborene Mainzer. Lux gehörte zu dieſen wenigen. Sein Vater trieb Landwirthſchaft auf dem rechtsrheiniſchen Dorfe Koſtheim bei Mainz. Er ſelbſt hatte allda ſtudirt. Die große Mehrzahl unſerer deutſchen Jakobiner gehörte zu den vom Kurfürſten aus andern deutſchen Landen herbeigezogenen Univerſitätslehrern, zu ihren Schülern, den Studenten und zu den Beamten. Die profunde, man möchte ſagen: wiſſenſchaftliche Begeiſterung, welche bei der ganzen Entpuppung obwaltete, liegt nicht in dem Charakter des Rheinländers. Er konnte ſich mit ſeiner Beweglichkeit und Anſtelligkeit

*) Obwohl der Name in dieſer Abfaſſung hiſtoriſch geworden, ſo ſchrieb er ſich doch eigentlich: Luchs.

rasch in das neue Wesen hineinfinden, auch dafür Feuer fangen, aber es Jahre lang aus der Ferne studiren, verfolgen, theoretisch anbeten, das war seine Sache nicht. Daher dominiren in der ganzen Bewegung die deutschen Ausländer, dabei sehr viele Norddeutsche und Protestanten. Der Kern der Bürgerschaft, die Kaufleute, die Gewerke sträubten sich bis zum Ende der ersten Occupation gegen die Französirung, vertraten den Stabilismus; um so begreiflicher, als Innungen und Zunftbann sie zu Bevorrechteten gemacht hatten, welchen die neue Ordnung zu nahe kam. Die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit ward nun der Mittelpunkt des politischen Lebens, welches in jugendlicher Ueppigkeit nach allen Seiten hin Blätter, Blüthen und auch viel Unkraut trieb. Beinah täglich Versammlungen im großen Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses. Reden ohne Zahl und ohne Ende, meistens im Brutus- und Cassius-Styl der französischen Vorbilder. Selbst Forster, der oft präsidirte, obwohl in seinen Reisen und Briefen so wahr und liebenswürdig, widersteht nicht der schlechten Mode pausbackiger Declamation und universeller Ueberschwänglichkeit, nicht blos im Fluß der Rede, sondern auch in seinen zahlreichen schriftlichen Veröffentlichungen, denn neben dem Klubwesen hatte sich alsbald auch eine lebhafte publizistische Thätigkeit entfaltet. Es regnete Journale, Wochenschriften, Brochüren. Wedekind, das wahre revolutionäre Factotum, gab unter Forster's lebhafter Mitwirkung in unregelmäßigen Heften den „Patrioten" heraus. Wenn uns heute schon die ihrer Zeit effectvollsten Reden der berühmten Convents-Mitglieder bombastisch und unverdaulich im Magen liegen bleiben, so darf man sich nicht wundern, auch an den Ergehungen des Patrioten, mögen sie nun von Forster oder von Andern herrühren, keinen Gefallen finden zu können. Doch begegnet uns hie und da auch ächter philosophischer Ernst

und philoſophiſcher Gehalt; freilich mehr Rouſſeau als Kant, wie es eben natürlich und nützlich war. Von Gedichten ein undurchdringlicher Urwald. Drei verſchiedene Uebertragungen des Marſeiller Marſches; auch das deutſche ça ira fehlt nicht. Um nicht hinter dem Père Duchêne zurückzubleiben, erſchien ein Almanach des Titels: „Vater Gerhard,“ eine Art von demokratiſchem Katechismus, in welchem die Hauptartikel der Freiheit und Gleichheit im Campe'ſchen Dialogſtyl behandelt ſind. Sehr bezeichnend für den naiv-radicalen Geiſt der Epoche iſt eine ausführliche Anfrage der deutſchen und holländiſchen Herrnhuter an den Bürger Anacharſis Klootz, des Endzwecks, ſich von ihm in authentiſcher Weiſe über einige revolutionäre Dogmen beruhigen zu laſſen, welche mit dem Bekenntniß ihrer Sekte in Widerſpruch zu ſtehen ſchienen. Ein Auszug der franzöſiſchen Verfaſſung erſchien in fünftauſend Exemplaren auf Betreiben und im Verlag eines der reactionären Chronik beſonders anſtößigen Demagogen mit Namen Friedrich Cotta, „Sohn eines in Deutſchland allgemein bekannten Nachdruckers,“ ſetzt unſer boshafter Hiſtoriker hinzu. Auch das Theater blieb nicht müßig. Es ſind uns Muſter aufbewahrt geblieben. Halb im pathetiſchen Ton der Zeit, halb im platten Lokalſtyl, laſſen Stücke, wie: „Der Ariſtokrat in der Klemme, — die Despoten auf dem Lande, — die Ariſtokraten in Deutſchland“ ſchon aus ihrem Titel errathen, daß ſie hauptſächlich zum Gegenſtand haben, die naive Entrüſtung der höhern Stände über die neu proclamirten Menſchenrechte zu ſchildern, welche ihnen im Katheder ton von großherzigen Volksfiguren beigebracht werden *). Endlich damit Nichts fehle, hatte ſich

*) Der Verfaſſer dieſer zahlreichen Komödien iſt beinah ausſchließlich der Maler Niklas Müller, erſt vor einigen Jahren geſtorben und bis dahin eine dem Mainzer bekannte Figur, in altdeutſcher Derbheit und encyklopädiſtiſcher Vorurtheilsloſigkeit treu bis in ſein hohes Alter aushaltend. Er

neben der Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit auch ein ächter, sich so nennender Jakobinerklub gebildet und nach Abwicklung einer heißblütigen Correspondenz mit dem Vorstande des Pariser Mutterklubs sich von dem letzteren als integrirenden Bestandtheil affiliiren lassen. Neben ihm aber und zur letzten Vervollständigung des Zeitbildes gab es auch eine sich so bezeichnende Partei der Feuillants unter den Mainzer „Patrioten." Wie in der Mannigfaltigkeit der Formulirung, so in der Unerschrockenheit des Denkens wurde mit dem französischen Urbild gewetteifert. Während die kurfürstlich Gesinnten mit Sicherheit darauf rechneten, daß die französische Garnison bei der Nachricht von der Enthauptung Ludwig's XVI. in Meuterei ausbrechen würde, feierte der Klub dies Todtenopfer mit allen erdenklichen Beifallsdemonstrationen, und ein gewisser Teuer hielt eine Rede zur Widerlegung derjenigen, welche de Sèze, Ludwig's Vertheidiger, vor dem Convent gehalten hatte. Daß es bei dieser Verfassung der Köpfe nicht an symbolischen Auftritten mangelte, läßt sich bei der Richtung der Zeit und bei dem Charakter der zu dergleichen Veranstaltungen besonders geschickten und eifrigen Bevölkerung erwarten. Insonderheit das Pflanzen der Freiheitsbäume gab den willkommensten Anlaß zu Feierlichkeiten. Heben wir einige der bezeichnendsten Figuren aus dem Zug hervor, welcher am 13. Januar 1793 den größten dieser Bäume nach dem Marktplatz führte. Burlesk, wie sie uns erscheinen, versinnlichen sie uns doch lebendiger als jede andre Erzählung, den Geist der Zeit und des Orts. Also hinter zahlreichen Trommlern und Tambourmajors schritt einher der Studiosus der Medizin Staudinger in französischer Nationalgardenuniform, die rothe Mütze auf

war zuletzt Zeichnenlehrer am Gymnasium und ich bewahre ihm, wie wohl jeder seiner Schüler, nebst mancher andern guten Erinnerung, auch die an seine höchst massiven und radicalen Handgreiflichkeiten.

dem Kopf, und auf der Bruſt das für den Freiheitsbaum beſtimmte Schild, mit der Aufſchrift: „Vorübergehende, dieſes Land iſt frei, Tod demjenigen, der es anzugreifen wagt.“ Nach der Muſik, welche die Marſeillaiſe ſpielte, nach dem General Cüſtine, flankirt von zwei Bürgern mit Piken, folgten fünf Sklaven mit blechernen Ketten beladen; ſie trugen aus Pappe und Goldpapier angefertigt Krone, Scepter, Reichsapfel, Kurhut und ein Adelsdiplom als Inſignien des Despotismus. Unter den Klubbiſten, welche die Bänder-Ende des Freiheitsbaumes hielten, befand ſich auch der Pfarrer Rumpel von der Kirche zum heiligen Geiſt. Es fehlte da ſo wenig, wie in Frankreich, an geiſtlichen Jakobinern. (Hat doch der rheiniſche Klerus einen der merkwürdigſten Terroriſten geliefert in der Perſon des Eulogius Schneider, Domdechanten zu Köln, Verehrers der griechiſchen Claſſicität, Ueberſetzers des heitern Anakreon und ſchließlich elſäſſiſchen Carrier's.) Auf einem in Mitten des Marktes errichteten Altare brannte ein Opferfeuer, in welches Cüſtine den Adelsbrief und die andren Embleme warf. Mit dieſem unblutigen Autodafe ſchloß das Schauſpiel. Aber der Ernſt und die Conflicte der Wirklichkeit ſollten nicht ausbleiben. Was ſo leicht gewonnen worden, war doch ſchwieriger zu behaupten. Wie alle Eroberer, war auch Cüſtine mit der Erklärung einmarſchirt, daß er nicht erobern wolle. Die Bewohner des Rheinufers ſollten nur ſich ſelbſt angehören, einer Freiheit auf eigne Fauſt genießen. Eben ſo falſch gemeint, als unmöglich auszuführen. Die deutſchen Heere ſtanden an den Thoren von Mainz. Cüſtine hatte Frankfurt nicht länger behaupten können, als um eine halbe Million zu erpreſſen. In dem kleinen Freiſtaat, trotz ſeiner ſteifen Reichsperücke, war doch mehr ſelbſtändiger und nationaler Sinn möglich geblieben als bei den geplagten Unterthanen der geiſtlichen Monarchie. Als die Preußen wieder bis dicht

an das rechte Rheinufer vorgedrungen waren, fühlte sich die antifranzösische Partei in Mainz ermuthigt. Die Deutschgesinnten sorgten dafür, den Glauben an die baldige Wiedereroberung der Stadt zu verbreiten und besonders die Furcht vor der schrecklichen Rache, welche jeglichem franzosenfreundlichen Menschen im Voraus Seitens des Königs von Preußen angedroht war. Dieser durfte man sich in solcher Voraussetzung allerdings versehen. Frühere Erfahrungen hatten es gelehrt, spätere bestätigten es. Zu allen Zeiten war die Rohheit und Feigheit der Racheübung an den eignen Landsleuten ein Kennzeichen zwar aller, aber ganz besonders der deutschen Aristokraten.

Der Widerstand, welchem die Umgestaltung aller Dinge im Innern der Stadt begegnete, ward bald stärker, als man sich anfangs hätte erwarten können. Cüstine erließ eine Proclamation über die andre gegen die Möglichkeit seiner Vertreibung aus der Stadt, ja er befahl, auf den öffentlichen Plätzen Galgen zu errichten, an welchen man die preußischen Alarmisten aufknüpfen möchte. Doch kam es im ganzen Verlauf der Dinge im Mainzer Lande zu keiner politischen Hinrichtung, etwa den einzigen Fall ausgenommen, daß während der Belagerung ein französischer Emigrant ertappt und erschossen wurde. Der Convent selbst schickte von seinen fähigsten und thatkräftigsten Leuten in das neue Besitzthum, dessen strategische Wichtigkeit, vom Mehrer des Reichs so leichtsinnig preisgegeben, dieselben alsbald vortrefflich begriffen. Es hatte ohne Zweifel eine wohlberechnete Absicht bei der Wahl dieser Commissarien obgewaltet, die alle deutscher Herkunft waren. Reubell und Hausmann waren Elsässer, Merlin von Thionville (Diedenhofen) war in dem sogenannten französischen Luxemburg geboren, das nach der Schlacht bei Rocroy vom Reiche losgelöst worden. Zu ihnen gesellte sich bald noch ein Elsässer,

der General Kleber. Allen war im Laufe der Ereigniſſe noch eine anſehnliche Rolle vorbehalten. Die Ultra-Gallier unter den rheinlüſternen Franzoſen berufen ſich bis heute auf den patriotiſchen Eifer, welchen die Einwohner des Elſaſſes bei jeder Gelegenheit bewieſen haben. Sie wollen damit den Beleg liefern, daß die Racen-Gemeinſchaft trotz der Sprachverſchiedenheit bis an die Ufer des Stroms reiche. Aber wir könnten, wenn es nicht ein ſchimpfliches Argument wäre, ihnen entgegenhalten, daß nichts mehr den deutſchen Urſprung verrathe als dieſe Begeiſterungsfähigkeit für die Fremde; wir können weiter aus der unläugbaren Thatſache jener elſäſſiſchen Anhänglichkeit an Frankreich abſehen, welcher energiſchen und intelligenten Vaterlandsliebe die ſüdweſtdeutſchen Naturen fähig wären, wenn ihnen einmal ein beſſeres Geſchick ein politiſches und reſpectables deutſches Vaterland angedeihen ließe.

Die erſten Verſuche gegen die alten Einrichtungen hielten ſich ziemlich ſchüchtern. Der Lehrſtand hatte die Revolution gewollt, der Nährſtand fühlte weniger Neigung zu ihr und hatte ſchnell das wenige, wie immer bei den erſten materiellen Prüfungen, eingebüßt. Der König von Preußen hatte den Mainzern den Beſuch der Frankfurter Meſſe verboten, aus welcher der ganze Kleinhandel ſich alimentirte. Die meiſten Fahrzeuge der Schiffercorporation waren in St. Goar feſtgehalten worden. Die Zünfte und Gewerke, ihrem Geiſt und ihrem Inſtinkt nach, hielten zum Alten, erklärten, nicht vom Reich und ſeiner Verfaſſung laſſen zu wollen. „Giebt es etwas Wahnſinnigeres", ſagt einer unſrer Geſchichtſchreiber," als daß man einem Jeden erlauben will, ein Handwerk auszuüben, welches er ſich auswählt?" Die Metzger beſonders blieben gut kurfürſtlich, was auf bedeutenden Verfall der Faſten-Obſervanz unter den geiſtlichen Herren hindeutet. In jenen erſten Zeiten ſahen ſich daher

die Neuerer bemüßigt, den Zünften ihren Fortbestand zuzusichern, um ihre Gegnerschaft zu besänftigen. Später, als es während der Belagerung zu gewaltsamen Conflicten kam, wurden die Zünfte dann förmlich aufgehoben. Während die französischen Behörden so provisorisch mit den verschiedenen Klassen und Beamten-Collegien zu vereinbaren suchten, arbeitete der von ihnen geleitete Klub oder die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit einer viel radicaleren Umbildung zu. Er sprach gegen alle Bürger die Erwartung aus, daß sie sich ausdrücklich für oder gegen die demokratischen Grundsätze erklären sollten, und, immer in derselben kindisch feierlichen Manier der Zeit, gerieth man auf den närrischen Einfall, zwei große Bücher aufzulegen, in welche sich Jeder nach seiner Gesinnung einzuschreiben hätte. Das Buch der Freiheit war stattlich in Roth gebunden, das der Sklaverei in Schwarz und mit schweren Ketten und Klammern beladen. In letzteres schrieb sich natürlich Niemand ein, aber auch in das rothe verfingen sich, wenn wir den meisten Erzählern glauben, trotz wiederholter Aufforderungen, nur einige Hundert Namen. Man hatte besonders und wohlweislich Angst, den deutschen Prügelstöcken mit dieser Liste künftig den Weg der Rache zu bezeichnen. Nach allen diesen fruchtlosen Versuchen, eine spontane Bewegung hervorzurufen, mußten sich endlich die französischen Delegirten, zu denen inzwischen zwei neue, Simon und Gregoire, gekommen waren, entschließen, die Sache in entscheidender Weise in die Hand zu nehmen. Es wurden Wahlen zu einer förmlichen Constituante ausgeschrieben, welche die Geschicke der kleinen rheinischen Republik in definitiver Weise ordnen, respective unbezweifelbar den Anschluß an Frankreich aussprechen sollte. Um aber wählen zu können, mußte man nach mehreren Conventsdecreten vom December 1793 einen Freiheits- und Gleichheits-

Eid ablegen, welcher zugleich die Formel der Abschwörung von aller sonstigen Unterthanschaft, so wie von allen Privilegien und Sonder-Rechten enthielt. Die Eintreibung dieses Eides ward nun der Mittelpunkt der gouvernementalen Agitation. Die auf den 24. Februar ausgeschriebenen Urwähler-Versammlungen gaben den Vorwand ab. Es erschienen Decrete auf Decrete, ihr nach und nach sich steigernder gereizter Ton verräth, daß es mit dem Schwören schlecht voran ging. Namentlich auf dem flachen Lande hatten die zahlreichen französischen Apostel ihre liebe Noth. Nous municipalisons à force, schreibt Merlin nach Hause, ohne sich der geringsten Illusion hinzugeben, und welcher Art die Begeisterung war, auf die er glaubte rechnen zu dürfen, wird aus einem Erlaß anschaulich, in welchem zur Belehrung der Eidverweigerer feierlich betheuert wird: es sei nicht wahr, daß, wie man ausgesprengt habe, der Freiheitsschwur die Verpflichtung zum Kriegsdienst für die Republik nach sich ziehe. Auch das half nicht viel, wie es scheint: die Zünfte, die Geistlichkeit und die Dikasterien bestürmten die Commissare mit Vorstellungen um Rücknahme der Eidesdecretirung. Der ungestüme Merlin wurde ungeduldig, und vom Bitten wurde zum Drohen, vom Drohen zum Ausführen geschritten, besonders in dem Maaße, als die Kriegsgefahr näher rückte. Güter-Confiscation und Austreibung wurden über die Nonjurors verhängt, zumal, wie wir weiter unten sehen werden, als die nachmals eingeschlossene und ausgehungerte Stadt in der Verfolgung zugleich eine Erleichterung suchte. Einstweilen waren die Urwahlen zur Ernennung der Deputirten, Beamten und Richter mit größerem oder geringerem Anhang abgehalten worden und am 17. März 1793 constituirte sich „der Convent der Rheinisch-Deutschen Republik der Völker von Landau bis Bingen.“ Er hielt seine Sitzungen im Rittersale des Deutschen Ordens-Hauses,

ſchlechthin das „Deutſche Haus“ genannt. Die Zahl der Deputirten war ſechszig. Hofmann wurde zum Präſidenten, Forſter zum Vicepräſidenten erwählt. Als Geſchäftsordnung wurde kurzweg die des Pariſer Convents angenommen. Eines der erſten Decrete verfügte, „daß Jeder, welcher in dieſe nun frei gewordene deutſche Provinz kommen würde, um etwas mehr als Bürger ſein zu wollen, mit dem Tode geſtraft werden ſolle.“ Am dritten Sitzungstage endlich begann die entſcheidende Berathung über die drei Grundfragen: Soll Mainz mit dem ganzen linken Rheinufer eine für ſich allein beſtehende Republik ausmachen? Soll die neue Republik durch ein Bündniß mit Frankreich ſich unter den Schutz dieſer großen Republik begeben? oder endlich ſoll die neue Republik Frankreich bitten, daß es dieſen rheiniſch-deutſchen Staat mit ſich vereinige? Nach zweitägiger heißer aber nicht hitziger Debatte, denn alle waren derſelben Meinung, wurde einſtimmig beſchloſſen, wie folgt: „daß das rheiniſch-deutſche Volk die Einverleibung in die fränkiſche Republik wolle und bei derſelben darum anhalte, und daß zu dieſem Ende eine Deputation aus der Mitte dieſes rheiniſch-deutſchen Nationalconvents ernannt werden ſolle, um deſſen Wunſch dem franzöſiſchen Convente vorzutragen.“ Die Miſſion wurde den drei Abgeordneten Georg Forſter, Adam Lux und Kaufmann Patocki aufgetragen. Die Schickſale der beiden erſtgenannten ſind bekannt*). Beide liegen in Paris begraben, beide haben den Ernſt, die Heiligkeit ihrer idealen Ueberzeugung mit ihrem Tode beſiegelt. Ihr Weſen, erfüllt von deutſch-theoretiſcher, ſanft-gebildeter Freiheitsliebe, ward vom Anblick der eiſenherzigen brutalen Revolution zerſchmettert. Ihre Zeugenſchaft reicht aber auch hin, die ganze Epiſode, deren beſten Ausdruck ſie darſtellen, von dem Ver-

*) Patocki blieb ſpäter im Elſaß.

dachte eines hohlen Poſſenſpiels zu reinigen. Zahlreiche andre, im Dunkel gebliebene, Opfer haben nicht minder ihr Leben für dieſelbe, ehrlich gemeinte, aber falſch angelegte, Sache hingegeben.

Dem Mainzer Convente war kein langes Leben vorbehalten. Die alsbald ſich dicht herandrängenden Kriegsbegebenheiten ſchoben alles Andre in den Hintergrund. Am 30. März hielt er ſeine letzte Sitzung. Cüſtine und ſeine Generale hatten den Krieg rheinabwärts lau und ungeſchickt betrieben. Ende deſſelben Monats März hatten ſie nach einem erbärmlichen Widerſtandsverſuch den Preußen die Nahe-Linie, Bingen und Kreuznach überlaſſen. Preußen, Sachſen und Heſſen hatten ſich ſchon bis dicht um Kaſtel zuſammengezogen. Cüſtine, ebenſo leicht demoraliſirt wie übermüthig, mehr auf die Erhaltung ſeiner Verbindung mit Frankreich als auf die Behauptung des Rheins bedacht, retirirte nach dem Elſaß hin, dem General Doyré den Oberbefehl von Mainz überlaſſend. Ein Theil des Cüſtine'ſchen Corps aber konnte den Rückzug nicht durchſetzen, denn er ſtieß oberhalb Mainz auf den Feind und mußte nolens volens in die Feſtung zurückkehren, deren Mannſchaft dadurch auf ungefähr 22000 Köpfe gebracht wurde. Im April begann die engere Belagerung, und damit die Zeit der verzweifelten Maßregeln; um ſo mehr, als die Nähe der deutſchen Truppen allen Widerſtandsluſtigen neue Kräfte gab. In immer wachſenden Maſſen, mit immer zunehmender Strenge wurden die Ausweiſungen betrieben. Anfangs hatte man ſich auf die ausdrücklich Widerſetzlichen beſchränkt; von ihnen geht man jetzt zu den Verdächtigen über; zuerſt kommen die Geiſtlichen, dann ehemalige Beamte und Privilegirte, ſchließlich deren Angehörige an die Reihe. Politiſcher Verdacht und materielle Noth ſteigern gleichzeitig die Verfolgungsſucht. Den Ausgetriebenen wird verboten, irgend

etwas Anderes als die nothwendigste Habe, nur was sie selbst tragen können, mitzunehmen. Der Rest des Vermögens wird confiscirt, ebenso das Eigenthum derer, die vorher freiwillig ausgewandert waren: ein förmliches Emigrantengesetz nach französischem Muster. Endlich auch, nach einer damals bestehenden Gewohnheit, wird zur Sicherung künftiger Repressalien, eine gewisse Zahl angesehener Bürger als Geißeln in's innere Frankreich abgeführt, hauptsächlich Kaufleute (beinahe lauter noch heute gut bekannte Namen, Gröser, Werner, Kaiser, Ackermann). Der Sturm des Völker- und Bürgerkriegs ist entfesselt. Vor den Wällen schlägt man sich, beinah allnächtlich ein Ausfall, bald da, bald dorten; innen ersteht ein Revolutionstribunal, fünf Richter, ein öffentlicher Ankläger und auf alle politische Vergehen die Todesstrafe; und damit nichts fehle, auch Assignaten, nicht die französischen, sondern, wie man Alles auf eigne Faust macht, auch eine aparte rheinisch-deutsche Belagerungs-Münze. Denn man ist eben ganz und gar von Frankreich abgeschnitten, ohne irgend ein Mittel, die Truppen und deren Lieferanten anders zu bezahlen. Was in Paris vorgeht, weiß man seit Monaten nicht; hie und da erfährt man etwas vom Feinde, aber natürlich nur unter Vorbehalt, und mit Recht: denn es heißt (und spielt bei der Uebergabe der Stadt eine besondere Rolle), in Frankfurt würden falsche Moniteure gedruckt mit Erzählungen, welche auf die Einschüchterung der Belagerten berechnet seien. Unter solchen Umständen läßt sich denken, wie viel republikanische Begeisterung in dem deutschen Städter mag zurückgeblieben sein. Selbst die französischen Berichte wissen nichts zu rühmen. Wie groß überhaupt ist die Zahl der friedseligen Menschen, deren Gesinnung solchen Prüfungen widerstünde? von denen ein solcher Widerstand sich billigermaßen verlangen ließe? Und vollends hier; nach hundert-

jähriger Unmündigkeit und Spießbürgerei, nach einem darauf gefolgten kurzen Rausche, unter den Klängen einer fremden Sprache, dem Walten eines fremden Geistes? Wäre auch nicht das Zeugniß der weit und weiter getriebenen Ausweisungen vorhanden, das Bild der Zustände allein könnte genügen, uns die Ueberzeugung zu sichern, daß von einer freiwilligen, von Hause aus sympathischen Hinneigung zu Frankreich bei den Massen damals nicht die Rede war: trotzdem dies nicht nur bei den Franzosen bis auf den heutigen Tag ein Glaubensartikel ist, sondern zu allen Zeiten in Deutschland vielfach behauptet wurde; zunächst auf das Zeugniß hin der rachedurstigen Wiedereroberer, deren Brutalität nach einer möglichst großen Zahl von Opfern, nach Vorwänden für ununterschiedliche Plünderung verlangte. Kehren wir noch einmal zurück zu den Belagerten. Es ist Ende Juni geworden, und zu allen Schrecken des Kriegs ist die eigentliche Beschießung hinzugetreten. Tagelang regnete es Bomben. „Wir lebten unter einem feurigen Dache," sagt ein Augenzeuge. Die stattlichen Paläste, der Dom, viele Kirchen stehen nach der Reihe in Brand. Mangel an Fleisch, an Futter, an Medicamenten. Immer und immer wilder geht der Gang der Austreibungen. Nicht mehr hundert-, sondern tausendweise ziehen die Schaaren der Unglücklichen über die Rheinbrücke nach dem jenseitigen Ufer; einmal wird ein ganzes Dorf, Finthen, wegen Eidesverweigerung hinausgemaßregelt (die Ortschaft ist noch heute besonders gut katholisch und war 1848 der Bewegung weniger zugänglich als irgend eine andere Landgemeinde). Als höchst seltsam verdient ein besonderer Judenschub erwähnt zu werden, und zwar schon unterm 2. April erscheint vom Präsident Hofmann unterzeichnet ein Befehl: „Im Namen des souveränen Volks, wird den ungeschworenen Juden auf Befehl des Nationalconvents bedeutet, daß sie heute 12 Uhr,

und zwar unter Todesstrafe auf dem Schloßplatze erscheinen sollen (zur Wegführung von da). Wer sich heute nicht allda einfinden wird, soll ohne Weiteres aufgeknüpft werden.“ In allen Dingen hat die rheinische Republik dem französischen Muster folgen können; Gott, König und Vaterland hat sie überwunden: über den spezifisch deutschen Judenhaß kann sie nicht hinaus; Atta Troll muß sein Amendement stellen, so daß selbst der Bannstrahl die Absonderung aufrecht erhält. Und noch merkwürdiger: unter diesen gedrückten, schon seit jenen Zeiten her der Staatspolizei so verdächtigen Juden finden sich ganze Schichten, welche dem Abfall vom Reich das Exil vorziehen, und damit den Verlust des theuren Eigenthums. Es giebt sonderbare Naturspiele, von denen kein Rittergutsbesitzer eine Ahnung hat. Da schließlich alle Vorwände der Verfolgung erschöpft, aber immer noch zu viele Menschen in der Stadt sind, treibt der Befehlshaber zu freiwilligen Auswanderungen. Der Feind kann diese Erleichterung nicht zugeben. Er begrüßt die ausgestoßenen Landsleute mit Kanonen, der eben so erbarmungslose Himmel sendet ein Unwetter auf sie herab; so verbringen die Elenden, meistens hülflose Weiber und Kinder, eine schauervolle Nacht im Felde. Das Herz der französischen Soldaten öffnet sich zuerst der Menschlichkeit: die Chasseurs bringen Weiber und Kinder auf ihren Pferden, mit ihren Mänteln bedeckt, in die Stadt zurück. Die französischen Nationalgarden selbst, nicht für diesen eintönigen von der Heimath abgeschnittenen Festungskrieg gemacht, verlieren die Spannkraft. Selbstmord wird epidemisch, drei Offiziere erschießen sich in einer Nacht. Noch einmal — es war das letzte — erhebt die Republik ihr Haupt in festlichem Aufzug. Es ist der 14. Juli; Waffenstillstand. Vor den Wällen feiern die Preußen die Einnahme von Condé, innerhalb der Mauern wird das Jahrgedächtniß der Pariser

Föderation begangen. Auf dem Schloßplatze ist ein Altar der Freiheit errichtet, über welchem der General en Chef einem Neugebornen die republikanische Taufe giebt; Reden und Kanonendonner — doch Freude und Zuversicht sind verraucht; bereits wird heimlich mit den Preußen unterhandelt und am 22. desselben Monats capitulirt. Auch da ist wieder von Verrath die Rede. Es kommt hier nicht darauf an, die französische Ehre zu retten, aber das allgemeine geschichtliche Wahrheitsinteresse räth zu beiläufiger Verwahrung. Erst sollte Eikemayer, später Cüstine, diesmal nach dem Einen Doyré, nach dem Andern Merlin, nach dem Dritten sollen Alle gekauft gewesen sein. Im Mittelalter sah man bei allem Unglück Hexerei, im 16. und 17. Jahrhundert überall Vergiftung, in Revolutionen sieht man überall Spionage und Verrath. Sichtbare Widerwärtigkeiten erklärt die Trägheit des Verstandes am liebsten mit dem schnell fertigen Unsichtbaren. Eins aber fesselt unsre Aufmerksamkeit in den Verhandlungen, welche der Uebergabe vorausgehen, in den Ereignissen, welche sich aus ihr entwickeln: das Schicksal nämlich jener Mainzer, die sich rückhaltslos in die republikanische Bewegung geworfen hatten und denen jetzt die Zuchtruthe des restaurirten Kurfürsten und seiner Verbündeten drohte. Ihr Loos, das Gebahren ihrer Verfolger wie ihrer Beschützer ist bezeichnend für den Geist der Parteien. Ihre Leiden beanspruchen unser inniges Mitgefühl, ihre Gleichgültigkeit gegen die deutsche Nationalität darf es ihnen nicht entziehen. Ein Jahr darauf finden wir ihre Peiniger, finden wir Oesterreich und Preußen um die Wette kabbalirend, wer dem Reichsfeind das linke Ufer an den Hals werfen dürfe, um sich eine andere Territorialentschädigung zu sichern. Wer empfand oder dachte damals etwas von deutscher Nationalität? Wenn wir glauben festgestellt zu haben, daß die Anzahl der Neuerungslustigen

und zwar unter Todesstrafe auf dem Schloßplatze erscheinen sollen (zur Wegführung von da). Wer sich heute nicht allda einfinden wird, soll ohne Weiteres aufgeknüpft werden.“ In allen Dingen hat die rheinische Republik dem französischen Muster folgen können; Gott, König und Vaterland hat sie überwunden: über den spezifisch deutschen Judenhaß kann sie nicht hinaus; Atta Troll muß sein Amendement stellen, so daß selbst der Bannstrahl die Absonderung aufrecht erhält. Und noch merkwürdiger: unter diesen gedrückten, schon seit jenen Zeiten her der Staatspolizei so verdächtigen Juden finden sich ganze Schichten, welche dem Abfall vom Reich das Exil vorziehen, und damit den Verlust des theuren Eigenthums. Es giebt sonderbare Naturspiele, von denen kein Rittergutsbesitzer eine Ahnung hat. Da schließlich alle Vorwände der Verfolgung erschöpft, aber immer noch zu viele Menschen in der Stadt sind, treibt der Befehlshaber zu freiwilligen Auswanderungen. Der Feind kann diese Erleichterung nicht zugeben. Er begrüßt die ausgestoßenen Landsleute mit Kanonen, der eben so erbarmungslose Himmel sendet ein Unwetter auf sie herab; so verbringen die Elenden, meistens hülflose Weiber und Kinder, eine schauervolle Nacht im Felde. Das Herz der französischen Soldaten öffnet sich zuerst der Menschlichkeit: die Chasseurs bringen Weiber und Kinder auf ihren Pferden, mit ihren Mänteln bedeckt, in die Stadt zurück. Die französischen Nationalgarden selbst, nicht für diesen eintönigen von der Heimath abgeschnittenen Festungskrieg gemacht, verlieren die Spannkraft. Selbstmord wird epidemisch, drei Offiziere erschießen sich in einer Nacht. Noch einmal — es war das letzte — erhebt die Republik ihr Haupt in festlichem Aufzug. Es ist der 14. Juli; Waffenstillstand. Vor den Wällen feiern die Preußen die Einnahme von Condé, innerhalb der Mauern wird das Jahrgedächtniß der Pariser

Föderation begangen. Auf dem Schloßplatze iſt ein Altar der Freiheit errichtet, über welchem der General en Chef einem Neugebornen die republikaniſche Taufe giebt; Reden und Kanonendonner — doch Freude und Zuverſicht ſind verraucht; bereits wird heimlich mit den Preußen unterhandelt und am 22. deſſelben Monats capitulirt. Auch da iſt wieder von Verrath die Rede. Es kommt hier nicht darauf an, die franzöſiſche Ehre zu retten, aber das allgemeine geſchichtliche Wahrheitsintereſſe räth zu beiläufiger Verwahrung. Erſt ſollte Eikemayer, ſpäter Cüſtine, diesmal nach dem Einen Doyré, nach dem Andern Merlin, nach dem Dritten ſollen Alle gekauft geweſen ſein. Im Mittelalter ſah man bei allem Unglück Hexerei, im 16. und 17. Jahrhundert überall Vergiftung, in Revolutionen ſieht man überall Spionage und Verrath. Sichtbare Widerwärtigkeiten erklärt die Trägheit des Verſtandes am liebſten mit dem ſchnell fertigen Unſichtbaren. Eins aber feſſelt unſre Aufmerkſamkeit in den Verhandlungen, welche der Uebergabe vorausgehen, in den Ereigniſſen, welche ſich aus ihr entwickeln: das Schickſal nämlich jener Mainzer, die ſich rückhaltslos in die republikaniſche Bewegung geworfen hatten und denen jetzt die Zuchtruthe des reſtaurirten Kurfürſten und ſeiner Verbündeten drohte. Ihr Loos, das Gebahren ihrer Verfolger wie ihrer Beſchützer iſt bezeichnend für den Geiſt der Parteien. Ihre Leiden beanſpruchen unſer inniges Mitgefühl, ihre Gleichgültigkeit gegen die deutſche Nationalität darf es ihnen nicht entziehen. Ein Jahr darauf finden wir ihre Peiniger, finden wir Oeſterreich und Preußen um die Wette kabbalirend, wer dem Reichsfeind das linke Ufer an den Hals werfen dürfe, um ſich eine andere Territorialentſchädigung zu ſichern. Wer empfand oder dachte damals etwas von deutſcher Nationalität? Wenn wir glauben feſtgeſtellt zu haben, daß die Anzahl der Neuerungsluſtigen

nur in geringem Verhältniß zur Geſammtheit der Bürger geſtanden hatte, ſo dürfen wir nicht verkennen, daß, wie ſchon angedeutet, Reinheit der Motive und der Ueberzeugung in dieſer Minorität vorwaltete. Durch alle Prüfungen hindurch bewies ſie nachmals heldenmüthige Ausdauer bei ihrer Sinnesart. Aber in den Augen der Obrigkeit von Gottes Gnaden iſt kein Widerſtand gehäſſiger als der des uneigennützig freiſinnigen Denkers, und ſie hat von jeher die ſüßeſte Befriedigung hineingelegt, das Edle in ihm gefliſſentlich ignorirend, ihn als ehrloſen Verbrecher herabzuwürdigen. Schöngeiſtelnde deutſche Fürſten haben nach 1830 und nach 1849 mit beſondrer Wonne Schriftſteller, Philoſophen, Dichter zum Wollzupfen, Spinnen, Marmorſchleifen anhalten laſſen, ganz wie Ferdinand von Neapel ſeine Miniſter mit Mördern an eine Kette ſchloß. Auch dem damaligen König von Preußen lag nichts mehr am Herzen, als der Legitimität die Opfer eines wollüſtigen Rachefeſtes zu ſichern. Darüber läuft beinahe ausſchließlich die Correſpondenz zwiſchen den Befehlshabern in und außerhalb der Feſtung hin und her. Der König will unbedingt ſich auf Nichts einlaſſen, was die ſogenannten Patrioten vor künftigen Heimſuchungen ſchützen könnte. Merlin zeigt ſich dabei eben ſo ehrenhaft und human, wie ſein Gegner ſich klein und brutal zeigt. Er erklärt im Kriegsrath, lieber die ganzen Verhandlungen abzubrechen, als diejenigen, welche auf die Republik vertraut hatten, ihren Feinden Preis zu geben; er bietet ſich ſelbſt als Geißel und Kriegsgefangenen an, wenn der König den Klubbiſten freien Abzug geſtatten wolle. Endlich vereinigt man ſich zu einer Fiction, welche beiden Theilen aus der Verlegenheit helfen ſoll. In der Capitulation wird von den Patrioten nicht die Rede ſein; da aber allen Franzoſen freier Abzug verbürgt iſt, ſo möge wer da wolle ſich mit der Maſſe davon machen, der König verzichtet auf eine Controle der Abziehenden. Allein

es war schon dafür gesorgt, daß die Rache des Herrn nicht um ihren Fraß komme. Was unter der Bedeckung der ersten Colonnen marschirte, kam glücklich durch, aber die weiter hinten folgenden Anführer wußten sich der Schutzbedürftigen nicht mit der nöthigen Energie anzunehmen, die Haufen der ehemals Ausgetriebenen warfen sich nach Vergeltung lechzend auf die Klubbisten, und viele der letztern wurden tödtlich mißhandelt. In der Stadt ging es noch schlimmer her. Soldaten und Volkshaufen übten Plünderung und Mißhandlung in allen Häusern, welche dafür gelten mußten Klubbisten beherbergt zu haben. Diejenigen der letzteren, welche auf höheren Befehl gefänglich eingezogen wurden, kamen deswegen nicht besser davon. Mit Stricken an einander gebunden, über die Rheinbrücke geführt, wurden sie noch bis nach Frankfurt hin den Angriffen des Pöbels preisgegeben. Der harmlose, menschenfreundliche Professor Blau starb an den Folgen der an ihm verübten Rohheiten, ein neunzehnjähriges Mädchen wurde mit Gewehrkolben erschlagen, weil sie in einem klubbistischen Liebhabertheater mitgespielt hatte, ihren beiden Schwestern ging's ebenso. Männer und Frauen wurden in Menge nach den Festungen Königstein und Erfurt gebracht und da in feuchten Löchern einer elenden Gefangenschaft überlassen. Ein Theil dieser Unglückseligen war ausdrücklich dazu vorbehalten worden, deutschen Gefangenen in Frankreich zur Freiheit zu verhelfen. Das Geißelnehmen war nämlich, zur Unehre der Revolution, von dieser eingeführt worden. Die französischen Heere hatten schon 1792 bei ihren ersten Einfällen in Saarbrück, Bliescastel, Zweibrücken Geißeln aufgehoben und in's Innere geschickt. Die Oesterreicher übten hernach Vergeltung im Elsaß und sendeten die von ihnen Ausgehobenen nach Mainz und Wesel in die Festungen. Während der Belagerung hatte, wie oben erzählt, der Conventscommissar eine Anzahl Mainzer nach

Frankreich transportiren lassen. Man hielt sie in Metz und Nancy gefangen. Bei der Capitulation nun war ausgemacht worden, daß eine gewisse Kategorie von Klubbisten so lange zurückgehalten werden sollte, bis jene Mainzer Geißeln entlassen wären. Aber die Ausführung unterblieb lange, theils durch französische, theils durch deutsche Schuld. Mittlerweile verkamen die Gefangenen in den Gewölben alter Festungsverließe, obgleich sich nachträglich ein Umstand herausstellte, der ihre Ansprüche auf Erlösung verstärkte. Während nämlich Mainz durch die Belagerung von Frankreich abgeschnitten und ohne Kunde geblieben war, hatte der Convent das von Forster, Lux und Patocki überbrachte Angebot der Einverleibung in die fränkische Republik angenommen, und so waren diejenigen, welche dafür optiren wollten, beim Abzug des belagerten Heeres, französische Bürger. Zwei Jahr lang wurde darüber zwischen den Conventsleuten und den deutschen Autoritäten negozirt. Merlin nahm sich ununterbrochen rühmlich seiner ehemaligen Schutzbefohlenen an. In seiner öffentlichen und Privatcorrespondenz finden wir ihn fortwährend dafür thätig, sie aus ihrer Haft zu erlösen. Er betreibt, wie er immer kann, die Rücksendung der Metzer und Nanziger Geißeln, damit auch die Kerker von Erfurt und Königstein sich öffnen möchten. Unterdessen bleiben die gefangenen Klubbisten sowohl, wie die, welche nach Frankreich entkommen sind, mit der Naivetät ihrer ersten Schwärmerei der Revolution und der Republik zugethan. Ihre Briefe sind rührend zu lesen. Einer fällt an Merlin's Seite im Krieg gegen die Vendéer, nachdem er fünfmal in derselben Schlacht an der Spitze seiner Legion angegriffen hat. Er war Vater einer zahlreichen Familie, die in Paris zurückblieb. Sein Familien-Name Riffel ist seitdem in Mainz wieder zu besonders katholischem Klang gekommen. Rühmliches Andenken verdient eine Frau Falziola, geborene Meletta, deren

Mann, Sohn, Schwager, deren sämmtliche Freunde in deutschen Kasematten lagen. Sie ruhte und rastete nicht, die Sache der Unglücklichen zu betreiben, bald ist sie hinter dem Convent, bald hinter dem Wohlfahrtsausschuß, bald hinter Merlin her, und wirklich nicht ohne Verdienst an der schließlichen Erlösung. Dieselbe erfolgte während der zweiten Umzingelung von Mainz durch die Franzosen. Noch über fünfzig ehemalige Klubbisten wurden damals von dem preußischen Befehlshaber an die republikanischen Vorposten ausgeliefert. Es geschah dies am 9. Februar 1795. Merlin hatte wiederum die Correspondenz geführt. Die Befreiten gingen nach Frankreich, die meisten in's Elsaß. Nach dem, was sie erlebt und erlitten, war es nicht zu verwundern, daß ihre Wünsche und ihre Hoffnungen bei Frankreich blieben. Die Wiedereroberung des linken Rheinufers war für ihre Vorstellung die einzig denkbare Beendigung des Exils, und sie kehrten in der That beinahe alle nach dem Frieden von Campo Formio in die Heimath zurück. Jene Anschauung war ihnen um so weniger zu verargen, als selbst den Vorkämpfern deutscher Nation die Abtretung der Rheinlande an Frankreich während dieser ganzen Zeitläufte ein vertrauter Gedanke blieb und im genannten Friedensschluß nichts zur Erfüllung gedieh, als was bald österreichische bald preußische Diplomaten dem Wohlfahrtsausschuß und dem Directorium seit vier Jahren nahe gelegt hatten. Auch war es in der ganzen Zeit zwischen dem Rückzug der Franzosen und ihrer Wiederkehr deutscher Seits nicht zu einem friedlichen Besitzstand gekommen. Den Kurfürsten zwar hatten die preußischen Heere zurückgeführt. Er hatte während der Belagerung nur einen Besuch von wenigen Tagen bei den Zelten des Königs gemacht, und zur Schonung seines landesväterlichen Herzens vorgezogen, in Aschaffenburg zu residiren, während seine Heerde bombardirt wurde. Dafür fuhr er hinter den sieg-

reichen Truppen als Triumphator wieder ein. Die treuen Metzger, als Sinnbilder ohne Zweifel des vom Geist besiegten Fleisches, zogen seinen Wagen. Sein erster Regentenact war die Einsetzung eines Criminalsenats zur Untersuchung gegen die Hochverräther, unmittelbar darauf folgt eine ganze Reihe von Erlassen zur Annullirung aller Trauungen, Taufen, Absolutionen und sonstigen Verrichtungen der Priester, welche der Republik geschworen hatten. Alle Perücken der guten alten Zeit wurden von Neuem gekräuselt und gepudert. Von da ab hörte natürlich auch jede politische Meinungsäußerung in der Stadt wieder auf. Die Häupter waren vertrieben oder gefangen und der permanente Kriegsstand erdrückte alle Formen des bürgerlichen Lebens. Lange Zeit hindurch gerieth das ganze linke Ufer mit Ausnahme der Stadt Mainz wieder in französische Gewalt. Diese selbst wurde im Herbst 1794 umzingelt und im Laufe des Winters von 94 auf 95 förmlich belagert. Es war ein Jahr, welches im Kalender für seinen unerhörten Frost berüchtigt blieb. Auf der Eisdecke des Rheins manövrirten die Kanonen wie auf fester Erde; der französische Soldat, ohnehin entblößt, litt furchtbar. Aber weder der Convent, noch der Wohlfahrtsausschuß, noch die Generale mochten dem Gedanken Raum geben, auf Mainz, als den Schlüssel des Rheinlandes, zu verzichten. Auf welchem Stand sich damals das deutsche Nationalbewußtsein befand, ist in einer ebenso traurigen als denkwürdigen Art aus den Verhandlungen zu ersehen, die sich zunächst um den Baseler Frieden drehen. Preußen wie Oesterreich gaben dem Wohlfahrtsausschuß unter der Hand Aussicht auf die Rheinlande gegen Länderentschädigungen auf dem rechten Ufer, zu welchen Frankreich die Hand bieten sollte. Oesterreich verlangte Baiern, Preußen Hannover. In der Pariser Regierung gab es eine preußische und eine österreichische Partei. Merlin gehörte zu letzterer. Der

Friede mit dem Kaiſer ſchien ihm wichtiger als der mit dem König; und „wenn wir jenem ſchließlich denn Baiern zugeſtehen müſſen, um den Rhein zu erhalten," ſchreibt er nach Hauſe, „ma foi nous sauterons le bâton." Doch kam der Abſchluß mit Preußen zuerſt zu Stande. Das Schickſal der Rheinlande wurde künftigem Abkommen vorbehalten, ein großer Theil vorläufig für neutrales Gebiet erklärt. Inzwiſchen hatte Clerfayt die Franzoſen zur Aufhebung der Belagerung von Mainz gezwungen und es blieb unter Oeſterreichs Schutz, bis es von dieſem im Frieden von Campo Formio an Frankreich definitiv abgetreten wurde.

Von da ab beginnt, wie man es im Lande nennt, die „franzöſiſche Zeit;" denn die dreiundneunziger Epiſode, oder wie ſie in der Ueberlieferung der Volksſprache heißt: die Guſchtine-Zeit (Güſtine) war nicht ſowohl franzöſiſcher als revolutionärer Geſinnung. Der Einverleibungsbeſchluß des Convents, obgleich er auf alle Fälle zu einer Verſchmelzung mit Frankreich hätte führen müſſen, war in der Fiction ſeiner Urheber doch nur aus der mechaniſchen Nothwehr hervorgegangen. Bis dahin hatte es ſich in ihrem allerdings leichtfertigen Sinn nur um Freiheit auf eigenen deutſchen Füßen gehandelt. In keinem einzigen der maſſenhaften Erlaſſe der franzöſiſchen Generale und Commiſſarien erhebt ſich der Anſpruch an eine Incorporation. Alle öffentlichen Actenſtücke erſcheinen blos in deutſcher Sprache. Der Mainzer Convent ſelbſt conſtituirt ſich ausdrücklich für einen deutſchen Freiſtaat, und die jenſeitigen Verſuche zur Berufung auf einen gemeinſamen Stammesurſprung tragen, wo ſie auftauchen, gerade das entgegengeſetzte Gepräge derer, welche man uns heute vorbereitet. Die Revolution, der es doch an Kühnheit der Theorieen ſonſt nicht gebrach, hatte ſich noch nicht dahin verſtiegen, aus den deutſchen Rheinbewohnern galliſche Abkömmlinge machen zu wollen,

wie wir das heut erleben. Die Schüler Rousseau's, wesentlich auf das abstracte Vernunftrecht erpicht, kamen für ihr historisches Bedürfniß mit der Anlehnung an die antike Republik aus. Es war dem gelehrten Frankreich des 19. Jahrhunderts vorbehalten, seine historische Schule, welche gleich seiner romantischen aus deutschen Anregungen entsprungen ist, nach mystischen Belegen für die Ansprüche auf den Rhein auszusenden und letztere in dem angeblichen vorsündfluthlichen Besitzstand jener celtischen Nation zu finden, deren ganze Existenz von sagenhaften Problemen umhüllt ist. Wenn man heute das celtische Blut auf deutschem Boden nachweisen möchte, so appellirte man 1792 umgekehrt an die Nachweisung des germanischen Blutes auf dem französischen Boden. Und das hätte jedenfalls die Wahrheit für sich. Man machte Concessionen, statt sie zu verlangen. Man nannte sich die neu-fränkische Republik, um daran zu erinnern, daß man eigentlich nur ein Ableger jener alten Germanen sei, welche Gallien unterworfen und zu einem großen Theil bevölkert hatten; und bis in das Consulat hinein wurden aus den Bewohnern der Rheinlande besondere „fränkische Legionen" (Legions des Francs) in den Heeren der Republik gebildet. — Die Gesammtheit dieser Erscheinungen, obgleich für die spätere Geschichte ohne praktische Bedeutung, verdient unsere Aufmerksamkeit um des Unterschiedes willen, welchen sie zwischen der republikanischen und der monarchischen Propaganda nachweist. Das Princip der Freiheit ist dem Princip der Nationalität hold, wenn es nicht mit ihm gleichbedeutend ist. Obwohl die Idee der Nationalität als solche im 18. Jahrhundert entfernt nicht so entwickelt und populärisirt war, wie im gegenwärtigen, so konnte doch das erobernde Frankreich, so lange es selbst Freistaat war, nicht umhin, überall nationale Republiken und nicht Annexionen hervorzurufen, in

Italien, wie in Holland, wie am Rhein. War es auch nur Politik unter Vorbehalt, es war doch ein Tribut an den Grundſatz. Der Monarchismus dagegen, ohne Achtung für die Freiheit, iſt auch ohne Achtung für die Nationalität. Unter dem Conſulat und dem Kaiſerthum werden die Gebiete des linken Rheinufers durch und durch aſſimilirt. Mainz wird eine franzöſiſche Präfectur. Der einförmige Militärdespotismus hat bald verwiſcht, was von Anhänglichkeit an die franzöſiſche Revolution oder an das deutſche Reich mochte übrig geweſen ſein. Jede mechaniſche Gewalt hat die Mittel, ſich der Maſſe der Geiſter zu bemächtigen, weil ſie dazu nur die ſchlechten Inſtincte zu hegen und zu pflegen braucht, welche eben ſo wie die guten in jedem Volkscharakter ſchlummern. Ein Statusquo, welcher an die Seelengröße der Nation appellirt, wird ſie groß finden; der ſie aber kleinlich wünſcht, braucht nur ihren Krämerſinn wachzurufen. Das Kaiſerthum blendete mit Macht und Pomp, beſtach mit den Gewinnſten, welche dem Bürger aus den Anhäufungen und Durchmärſchen der endloſen und übermüthigen Armeen zufloſſen. Als eine Gränzfeſtung erſten Ranges ſah die Stadt beinahe alle Colonnen des unermüdlichen Kriegers aus- und einziehen und da der Soldat, ſo lange er auf fremdem Boden war, keine Löhnung bezog, ſo ward Mainz für ihn, was die großen Hafenplätze für den Matroſen ſind: ein Ort der Ausrüſtung bei der Abfahrt, ein Ort des Genuſſes bei der Rückkehr. Mainz wurde wieder, ſeinem Urſprung getreu, ein Tummelplatz der Legionen, welche von dieſem Lager aus die Erde überſtrömten. Wie vor zweitauſend Jahren rief die heroiſche Willenskraft des Imperators große Civiliſationsanſtalten in's Leben: zunächſt zum Zweck ſeiner Kriege die großen Heerſtraßen, an denen es zu Kurfürſtenzeiten gänzlich gefehlt hatte. Eine ſteinerne Brücke ſollte ſich über den Rhein er-

heben. — Während eines halben Menschenalters tägliche Augenzeugen der in's Unbändige wachsenden Uebermacht auf der einen Seite, der Demüthigung des Vaterlandes auf der anderen, lebten sich die Bewohner des Rheinlandes in den Gedanken ein, wie das Elsaß, unzertrennlich mit Frankreich vereinigt zu sein. Die kaiserliche Allgewalt, welche schon so blendend wirkte, ließ sich sogar zeitweise zu den kleinen billigen Schmeicheleien herab, welche das Herz des Spießbürgers kitzeln. Mainz wurde zu einer der „bonnes villes de France“ ernannt, um ihm keinen Zweifel mehr über seine Nationalität aufkommen zu lassen; Napoleon und Maria Louise residirten zeitweise in dem alten deutschen Ordenshause. So sehr hatte sich die Sinnesentfremdung eingenistet, daß selbst, als die Zeit der schweren Prüfungen kam, der Gedanke eines Abfalls nicht Raum fand. Die rasenden Conscriptions-Aushebungen der Jahre 1811,12 und 13, der Rückzug aus Rußland, die Kriegspest und der Typhus, welchen die schauerlich demoralisirten Truppen der Stadt einimpften, so daß die Bürgerschaft selbst von ekelhaften Krankheiten dezimirt wurde, kurz der concentrirte Ausbruch des ganzen Jammers, welchen die Napoleonische Barbarei über die Welt gebracht hatte, weckte nicht Haß gegen Frankreich, nicht Hinneigung zu Deutschland. Noch nach der Schlacht bei Leipzig, als die wirren Soldatenknäuel sich bei Hanau einen blutigen Rückweg gebrochen hatten und in die Zuflucht der Festung hineinströmten, verfiel in der Stadt Niemand auf den Gedanken, daß die Siege der Alliirten das Rheinufer wieder an Deutschland bringen könnten. Die ganze jugendfrische, heldenthümliche, patriotische Erhebung des Nordens hatte nicht das leiseste Echo in diesen Mauern wach gerufen. Im Gegentheil. Das Rachegefühl, mit welchem 1793 die preußischen Soldaten in die abtrünnige Stadt eingezogen, war auf beiden

Seiten zur gehässigen Ueberlieferung geworden. Das „Mainzer Klubbistenvolk“ blieb als ein Gegenstand des Abscheus sprüchwörtlich im Munde der deutschen Offiziere, und nach dem Gesetze der Wiedervergeltung erhielt sich auf der andern Seite die Vorstellung einer deutschen Truppe unzertrennlich von der Vorstellung eines boshaft brutalen Stockprügelregimentes über alle bürgerlichen Sphären. Als 1814 nach dem Pariser Frieden Mainz an Deutschland zurückfiel, begegnete man sich mit diesen Reden auf den Lippen. Vor der Räumung der Stadt ging das Gespräch unter der Bürgerschaft: wer von den abziehenden Franzosen irgend etwas kaufe, werde mit den unvermeidlichen „fünfundzwanzig“ tractirt werden. Diese heilige Zahl war das Gestirn, unter welcher das Licht der Nationalität wieder in den Augen der Leute aufging, und die Schaaren von Kosaken, Baschkiren, Rothmänteln, mit welchen ihre Häuser jetzt belegt wurden, trugen nicht sonderlich zur Milderung dieser Ansichten bei. Bis 1816 dauerte dieser Zustand. Einquartierungen und Kriegssteuern preßten die Stadt aus. Trotz einiger brüderlichen Proclamationen wurde sie als eine eroberte behandelt. Eine bairisch-österreichische Administration für die Provinz, eine österreichisch-preußische für die Stadt selbst stellten eine Art provisorischer Regierung vor, die im Juli des ebengenannten Jahres der hessen-darmstädtischen den Platz räumte. Wäre damals nicht Deutschland um den Lohn seiner blutigen Arbeit so schmählich betrogen worden, es würde ihm auch die Schmach erspart geblieben sein, einen Theil seiner Bevölkerung noch Jahrzehnte hindurch den Fallstricken einer thörichten Verirrung zu überlassen. Die Erscheinung, daß ein Landstrich sich, nach Austreibung des Fremden, unter dessen Herrschaft zurücksehne, ist in der Geschichte etwas so Unerhörtes und namentlich in unseren Tagen etwas so Unbegreifliches, daß die ganze Scheußlichkeit der Wiener Congreß-

Schöpfung dazu gehört, um ſie zu erklären. Erſtand den Deutſchen ein politiſches Vaterland, ſo war im ſelben Augenblick die böſe Saat des franzöſiſchen Zwiſchenreichs vernichtet, es war, wie die Volksſprache am Krankenbett ſich ausdrückt, der Natur geholfen. Denn nicht nur leicht beweglichen Blutes iſt der Rheinländer, ſondern auch allen guten Regungen von Herzen zugänglich. Aber Alles, was er jetzt erlebte, drängte ihm nur die eine Empfindung auf: daß die deutſchen Fürſten nichts Anderes erſtrebten, als die Wiederherſtellung jener verhaßten feudalen Kleinſtaaterei, deren Sturz er mit Beifall begrüßt und im Lauf der Erfahrung geſegnet hatte; und es bemächtigte ſich ſeiner Seele jener andre menſchliche Zug, das Gute in die Vergangenheit zu verlegen. Wie Frankreich ſelbſt im Ingrimm über das bourboniſche Pfaffenregiment den Namen des geſtürzten Despoten zum Loſungswort des freiſinnigen Widerſtands machte und die Volksgeißel als Volksidol beſang, ſo warfen ſich die Rheinländer im Mißmuth über die deutſche Junkerwirthſchaft in die Liebäugelei mit dem franzöſiſchen Weſen. Glücklicher Weiſe mit geringem Erfolg. Kein Béranger und kein Thiers verherrlichten hier die gefahrvolle Richtung, kein Joinville führte die Todten zurück; und das Jahr Achtundvierzig verſiegelte diesſeits die Gruft, welche es jenſeits wieder geöffnet hat. — Aber kehren wir zurück zum Jahr ſechszehn. Nicht einmal den morſchen Haltpunkt der treuherzigen Anhänglichkeit an einen alten Herrn gab die neue Seelenvertheilung dem Bewohner jener Provinz. Selbſt die guten Leute, welche ſich in Caſſel an dem wiederkehrenden Anblick des kurfürſtlichen Zopfes freuen mochten, fanden in Mainz nicht ihren Augentroſt. Gab es doch deren bei uns noch lange, welche behaupteten: ſeit Kurfürſten-Zeiten wäre kein ſchöner Sommer mehr über das Land gekommen. Jetzt ſollte ihnen auf einmal über Nacht Lieb' und Treu' zu dem Großherzog von Darmſtadt aufblühen.

Was wußten sie von Darmstadt? Daß der Landgraf 1792 bei Custine's Anmarsch über Hals und Kopf seine Truppen an sich gezogen und, nachdem er mit den Andern bramarbasirt hatte, Mainz im Stiche gelassen, um seine Neutralität zu salviren*); daß später einmal der Großherzog von Bonaparte's Gnaden drüben bei Kastel an dem Brückenkopf zwei geschlagene Stunden lang de- und wehmüthig auf den Kaiser gewartet, um ihm seinen Bückling zu machen, und daß ihn der Mann im kleinen Hütchen Monsieur de Darmstadt geheißen! Natürlich schickte der neue Potentat Beamte, die auf seinem eigenen Mist gewachsen, zur Verwaltung und Assimilirung der frischerworbenen Provinz aus. Das war ihm nicht zu verdenken. Es hätte es Jeder an seiner Stelle gethan. Aber dem Linksrheinischen war eben darum der Rechtsrheinische nur noch mehr zuwider als ohnedies ein nächster Nachbar dem andern, da wo einmal der Geist des Particularismus überhaupt der Kleinlichkeit und Eifersüchtelei das Signal gegeben hat. Nichts hat mehr Drang zur Consequenz in's Unendliche hinein, als das Princip der Theilung. Schnurstracks geht seine Logik fort bis zum Atom. Bei der Theilung Deutschlands hatte die fürstliche Eigennützigkeit an die provinziale Selbstsucht, an das spießbürgerliche Vorurtheil appellirt, um einen populären Boden zu finden. Warum sollten diese politischen Untugenden just an den Grenzen stehen bleiben, welche die Phantasie der Diplomaten gezogen hatte? Wahres und

*) 1791 hatte der Landgraf von Darmstadt den Reichstag bestürmt, ihm zu seinen Gütern und Rechten im Elsaß zu verhelfen, auf daß nicht „ein seit Jahrhunderten verehrungswürdig gewesener Fürst der Katten in seinem eigenen Lande auf's Möglichste unvermögend werde."

Als ihn ein Jahr darauf die Mainzer um Hülfe anriefen, antwortete er: „Die Franzosen hätten seine Güter im Elsaß so gut behandelt, daß er sich nicht mit ihnen überwerfen wolle." (K. Klein, Geschichte von Mainz.)

Falſches verbanden ſich in der volksthümlichen Anſchauung zum Widerwillen und zur Verachtung gegen Alles, was aus den jenſeitigen Provinzen herrührte. „Darmſtädtiſch“ wurde eine Bezeichnung für den Inbegriff der Abgeſchmacktheit und Armſeligkeit, der letztern beſonders auch um deswillen, weil ſich das geſegnete Rheinland als die Kornkammer anſah, von deren Reichthümern der von Haus aus dürftige Hof mit der ganzen Beamtenſchaar der minder fruchtbaren Erbſtaaten zehre. Sand und Zwiebeln, hieß es, ſei Alles, was ſie hervorbrächten, und was dergleichen nachbarliche Bosheiten mehr ſind. War man doch überdies nicht blos dem Darmſtädter unterthan, ſondern noch dazu dem Oeſterreicher und dem Preußen, welche mit deutſch-militäriſcher Brutalität das Regiment über die Stadt führten. Das Verhalten des Soldaten gegen den Bürger kam mehr als alles Andre der Vorliebe für den Fremden zu Hülfe. Seit den Feldzügen des Mittelalters hatte ſich der franzöſiſche Kriegsmann den Ruf der Urbanität, der ſpaniſche den der Habſucht, der deutſche den der Rohheit erworben. Die Gräuel, welche unter Ludwig XIV. begangen worden, kommen, wie die Dragonaden und alle dahin einſchlagenden Teufeleien, ganz beſonders auf die Rechnung des pſeudogroßen Königs und des Katholicismus. Bei der Invaſion von 1792 erregte die Menſchenfreundlichkeit des republikaniſchen Heeres nicht blos das allgemeine Erſtaunen, ſondern ſogar die Indignation der Gegner. Einem von Speyer zurückkommenden kurfürſtlichen Offizier, welcher ſich in Anerkennung darüber ausbreiten wollte, herrſchte der Commandant zu, er möchte ſchweigen, und nicht den Feind populär machen. Es wäre ihm lieber, ſetzte er hinzu, daß Cüſtine mit Feuer und Schwert gehauſt hätte. Freilich ſagte man, das ſei lauter Berechnung und Politik. Aber wo Cüſtine es für klug fand, ſchonend zu verfahren, da hätten ein Haynau oder Urban

gewiß Gründe entdeckt, aus Politik Weiber und Kinder füſiliren zu laſſen. Der deutſche Offizier iſt ein fürſtlicher Leibgardiſt und in Haß und Verachtung gegen den Bürger großgeſäugt. Selbſt in den Zeiten der härteſten Prüfung hatte der Franzoſe ſeine Liebenswürdigkeit und Leutſeligkeit nicht verleugnet. Jene Epiſode aus der erſten Belagerung, die auch Göthe erzählt, haben wir ſchon oben erwähnt: ſogar auf dem Rückzug aus Rußland und nach der Flucht von Leipzig benahm ſich der Soldat nicht wüſt und wild. Wie ſtach dagegen das Auftreten der Fähndriche ab, welche von „Galgenſtrick“ und „Klubbiſtenvolk“ überfloſſen! Schon Anno dreiundneunzig nach der Einnahme einer pfälziſchen Stadt hatte ein preußiſcher Oberſt die als jakobiniſch denunzirten Bürger, ja ſogar einige Frauenzimmer, unter vorgehaltenem Bajonett gezwungen, den Platz, wo der Freiheitsbaum geſtanden, mit Kehrbeſen zu ſäubern. Ganz wie kürzlich die Engländer mit den Indiern in Cawnpore verfuhren. Und wie ſtolz mag das Offiziercorps auf die Heldenthat geweſen ſein! Beſonders der preußiſche Lieutenant —

„den mein' ich immer, wenn ich Lieutenant ſage,“

mit ſeiner Combination von Uebermuth und Hungerleiderei ward dem harmloſen und wohlgenährten Bürger ein Ziel für Spott und Abſcheu. Ich höre ſie noch, die alten Leute, wie ſie ſich die unſterblichen Geſchichtchen erzählten. Statt der Weſten, ſagte der Eine, hatten ſie einen Lappen rothen Flanells zwiſchen die Bruſtſtücke des Fracks eingenäht; — unſre Talglichter, rief der Andre, ſtahlen die Feldwebel, um ſich die Zöpfe zu wichſen; — ach weißt du noch, rief die alte Frau dazwiſchen, der Lieutenant Grauer, der bei uns einquartiert, dem nichts recht zu machen war, und der des Abends, wenn er zu Ball ging, die ſchwarzwollenen Strümpfe der Köchin borgte! Solche Narretheien im Bunde mit dem

„eingefrorenen Dünkel“ waren außerdem nicht einmal nöthig, damit man ſich von beiden Seiten abſtieße. Die gemiſchte Beſatzung ſelbſt gab den Ton dazu an, daß der Deutſche den Deutſchen als Fremden und als Feind behandle. Es kam in den erſten Jahren nach dem Frieden manchmal zu wahren Gefechten zwiſchen öſterreichiſchen und preußiſchen Soldaten. Die ſchöne Tradition iſt bekanntlich noch heute nicht verklungen.

Die eigentliche Wurzel aber der Anhänglichkeit an die Fremde ſaß im bürgerlichen Rechtsleben. Hier war vor allen Dingen eine thatſächliche Gemeinſamkeit mit dem ehemaligen Eroberer, eine Scheidung von dem neuen Landesregimente ſtehen geblieben; und Alles darin zeugte von den Vorzügen des erſteren, von den Mängeln des letzteren. Es kann nicht geſtattet ſein, bei dieſer Gelegenheit in eine Unterſuchung der Materie ſelbſt einzudringen. Die Sache iſt bekannt und gewürdigt. Seit fünfzig Jahren ringt Deutſchland und bis jetzt nur mit theilweiſem Erfolg nach jenen erſten Bedingungen einer vernünftigen Geſetzgebung, welche das Genie der Revolution in ſeiner kurzen Blüthezeit mit unerreichter Meiſterſchaft vollendet hat. Geſchworenengerichte, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, ein aller Welt zugängliches feſtſtehendes Geſetzbuch, allgemeine Gleichheit vor demſelben bildeten einen leuchtenden Gegenſatz zu den mittelalterlichen Inſtitutionen der angränzenden Lande von Darmſtadt oder Naſſau. Inquiſitionsgerichte, unendliches Schreiberweſen, privilegirte Gerichtsſtände, Vermiſchung der Juſtiz und Verwaltung und ein legislativer Wuſt, der auf die Verhältniſſe des modernen Lebens nicht mehr anzupaſſen war, erfüllten den Rheinländer mit Grauen vor einer legalen Berührung mit den allernächſten Städtchen. Wie ſollte er Geſchäfte machen mit ſeinem Naſſauer oder Darmſtädter Nachbar? Bei dem erſteren gab es nicht den Schatten

eines Wechsel- oder Handelsrechtes, bei dem letzteren ward es Einem dunkel vor den Augen, wenn man den Spinngeweben des Starkenburger, Solmser, Lycher, Katzenellenbogener Landrechts nahe kam, ich nenne nur die erhabensten. Ist es da zu verwundern, daß sich im Juristenstande vor allen anderen die Französelei festsetzte? Er blieb das Gefäß der lebendigen Erinnerung an die Fremdherrschaft, der Antipathie gegen das Alterthümliche, welches von jenseits eifersüchtig herüberlugte. Man sagt, es gebe keine Nase, die ganz lothrecht auf dem Gesichte stehe. Mehr noch als die Nase ist der Verstand des Menschen von Natur einseitig. Das Schwergewicht seiner Selbstliebe und seines Ruhebedürfnisses drängt ihn aus der schwebenden Unparteilichkeit in die festgepfählte Beschränktheit hinein. Die Verehrung des Franzosenthums ward in unsern Gerichtsleuten zum Steckenpferd, um so widerwärtiger, als ihm der Ausgangspunkt des politischen Liberalismus bei der Mehrzahl nach und nach abhanden kam.

Eine der wenigen Gründungen der französischen Gesetzgebung, an welche die hessische Regierung sogleich Hand anzulegen gewagt hatte, war die freie Advocatur. Sie hatte mit richtigem Instinkte auch diese von ihrer Ernennung abhängig gemacht. Der Richterstand blieb zwar unabsetzbar, doch ist diese äußere Garantie gegen herrschaftliche Einflüsse überall da sehr bedingt, wo das Avancement von der Regierung abhängt, denn auf letzteres ist der Richter angewiesen, und am allermeisten bei dem französischen System, welches — zum mindesten damals — ihn höchst kümmerlich bezahlte. So drängte sich leicht von der einen Seite der Beamtenservilismus ein, ohne von der anderen das antideutsche Vorurtheil hinauszudrängen. Nur der Spiritus des revolutionären Instinktes ging zum Teufel. Die Eitelkeit der fremden Form blieb vorzugsweise Gegenstand

der Verehrung. Schauer der Unendlichkeit rieſelten den Rücken herab, wenn die Sprache auf die rothen Talare des Pariſer Caſſationshofs kam, und mit ehrfurchtsvoller Rührung erzählten die ergrauten Kanzliſten uns ſpätgeborenen Candidaten, wie zur guten alten Zeit der Aſſiſenpräſident ſeinen feierlichen Aufzug gehalten und einer Schildwache vor ſeiner Thüre genoſſen habe; und was der Schnurren dieſes Calibers mehr waren. Beſonders lebhaft ſchillerten alle dieſe Thorheiten da, wo ſich die ſoldatiſchen Reminiscenzen einmiſchten, denn dieſe waren vielfach im Juriſtenſtand vertreten. Mancher hatte beim Regierungswechſel den Degen mit der Toga vertauſcht, und die Leute, welche ſich als Offiziere der großen Armee in Spanien und Rußland herumgeſchlagen hatten, wurden nicht eben die ſchlechteſten Praktiker. Aber ſie blieben ſtolz auf ihre Feldzüge, verzeihlicher Weiſe. Es ſchmeichelte dem Selbſtgefühl, an den fabelhaften Zügen einer alexandriniſchen Periode thätigen Antheil genommen zu haben. Daß man zu Deutſchlands Erniedrigung mitbeigetragen habe, mochte Keinem beikommen. Es hatte vorher kein Deutſchland gegeben und gab keines nachher. Wer ſich davon überzeugen wollte, brauchte blos die Acten der ſchwarzen Commiſſion nachzuſehen, die er unter der Hand hatte, oder die des Bundestags, die ihm nahe lagen. In der beſten Geſellſchaft hatte man dem Korſen gedient. Prinzen aus dem Geblüt des eben neu angeſtammten Herrſchers erinnerten ſich mit Wohlgefallen ihrer franzöſiſchen Campagnen. Hatten doch von jeher die kleinen deutſchen Fürſten mit Stolz unter franzöſiſchen Bannern gedient. Die Namen der zwölf deutſchen Regimenter, welche unter dem vierzehnten, und der fünfundzwanzig, welche unter dem fünfzehnten Ludwig in der franzöſiſchen Armeeliſte figuriren, haben die Erinnerung jener Dienſtbarkeit verewigt. Eines derſelben hieß ſogar aller-

eigentlichſt: Hesse-Darmstadt. Neben ihm gab es: ein Regiment Furstenberg, Royal Allemand, Royal Bavière, Salm, Lamark, Nassau, Royal Deux-Ponts, u. ſ. w.*) Der Soldat, hinter dem kein großes national fühlendes Vaterland ſteht, kann bei der beſten Charakteranlage nichts werden, als ein Landsknecht. Was natürlicher, als daß der Veteran des Rheinbunds lieber in der Gloriole ſeiner Waffenthaten fortlebte, als in dem zerknirſchenden Bewußtſein der Erniedrigung, an der er ſelbſt mitgearbeitet hatte? In dem Maaße als die Kaiſerzeit der Geſchichte anheimfiel, bildete ſich das heroiſche Element ihrer Abenteuer noch legendenhafter aus, und ihre Ueberbleibſel mochten ſich nicht den Luxus verſagen, ſich ſelbſt und den Nachgeborenen ein Gegenſtand der Verehrung zu werden. Ein förmlicher napoleoniſcher Cultus wurde in Geſtalt der ſ. g. Veteranenvereine hergeſtellt. Der Zuſatz von hiſtoriſcher Ehrwürdigkeit, welcher die Sache etwa bei nachſichtiger Beſchauung hätte retten können, verſchwand unter der läppiſchen Selbſtgefälligkeit, welche dem paradeſeligen Spießbürgerthum und dem ruhmredigen Alter beiwohnt; und vollends unerträglich war die Naivetät, mit welcher die guten Leute ſich in gänzlicher Unwiſſenheit zu der Rolle verhielten, welche ſie als Deutſche unter ihrem großen Kaiſer geſpielt hatten. Wer nur immer durch die verzweifelten Aufgebote der letzten Widerſtandsverſuche Bonaparte's für einige Tage unter's Gewehr gekommen war, kredenzte ſich jetzt die Süßigkeit, als ein Trümmer der „Großen Armee" wieder aufzutauchen. Alljährlich am 5. Mai begingen die Vereine die Todesfeier ihres Feldherrn. Ein trophäengeſchmückter Saal empfing die Getreuen. Namen für Namen wurde aufgerufen und der Ueberlebende antwortete ſtolz mit dem

*) Fieffé, Hist. des troupes étrangères au service de la France.

urtextlichen „Présent“! Die Trommel wirbelte die alten Märsche, und der großmüthige Rhein lieferte in Fülle den Saft der Begeisterung zum Andenken an seine eigene Entehrung. Ganz natürlich und ohne allen Arg thronte zu Häupten der Gesellschaft und noch über dem Idol von Austerlitz die Büste Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein. Die loyalen Imperialisten erfreuten sich der allerhöchsten Protectionen. Staatsbeamte der obersten Rangstufen präsidirten, Gerichtspräsidenten, Richter, Advocaten, Notare stiegen brüderlich herab zu dem gemeinen Handwerker. Die schöne Idee der französischen Herrschaft verband alle Gemüther!

Die Regierung, welche dem unschuldigen Bruder Studio sein schwarz-roth-goldnes Band nicht gönnen mochte, ließ die Sonne ihrer Huld über dem kaiserlichen Adler leuchten. Und mit Recht: denn obgleich die Burschenschäftelei beschränkt und ungefährlich war, wie die Fransquillonerie, so lag doch in jener prinzipiell wenigstens der bedenklichere Keim. Der Gedanke einer nationalen Wiedergeburt ist den Fürsten von jeher schrecklicher gewesen als der Gedanke eines Angriffs von Außen. Der wesentliche Dienst, welchen der Cultus der französischen Reminiscenzen dem Landesoberhaupt leistete, bestand in der Unterhaltung des provinzialen Sondergeistes. Mochte man auch der absurdesten und streng genommen feindseligsten Ueberlieferung anhangen, man war doch nicht brüderlich deutsch gesinnt; mochte das Auge nach Frankreich hinüberschielen, wenn nur das Ohr dem Pulsschlag eines gemeinsamen Vaterlands im Herzen der Nation taub blieb. Die Gährung, welche der Pariser Julirevolution in Deutschland nachfolgte, fand unter solchen Umständen wenig Nahrungsstoff in Rheinhessen. Wahrhafter Freiheitstrieb ist ohne nationales Bewußtsein nicht denkbar. Einzelne Persönlich-

keiten, die ihren Geist an deutschen Hochschulen erweitert hatten, betheiligten sich wohl an den deutsch-patriotischen Versuchen, deren Schauplatz das nahe Rheinbaiern ward, allein die Gesammtbevölkerung blieb beinahe gleichgültig. Selbst der Krawall im benachbarten Frankfurt und die von da eingebrachten und den Festungsgefängnissen übergebenen Studenten erweckten kein lebendiges Mitgefühl. Wenn andrerseits mit dem allmähligen Aussterben der älteren Generation die Verehrung für die Tricolore erkalten mußte, so wuchs an ihrer Stelle doch mehr Gleichgültigkeit als deutscher Sinn auf. Die Drohungen des Ministerium Thiers vermochten ebenso wenig nationale Begeisterung anzufachen, als es die Ermunterungen der Wirth und Siebenpfeiffer zehn Jahre vorher auf umgekehrtem Wege vermocht hatten. Mit völliger Gemüthsruhe und wie Etwas, das ihn wenig kümmerte, sah der lustwandelnde Bürger zu, wie die Oesterreicher und Preußen ihre Festung verpallisadirten. Es ist wahr: man wünschte nicht mehr die Franzosen herbei, aber man zitterte auch nicht vor dem Gedanken ihrer Rückkehr. Das schlechte Lied von Niklaus Becker ward einigen Singvereinen andoctrinirt, aber populär wurde es hier nur mit einer sehr ausgesprochen ironischen Betonung. Nirgends mußte man auch besser wissen, daß frei und deutsch und Rhein sich nur spottweise reimen ließ.

Wie sehr in diesem unvermeidlichen Bewußtsein und in der historisch begründeten Hoffnungslosigkeit einer vaterländischen Regeneration der Indifferentismus der Episoden von 1830 und 1841 gewurzelt hatte, das erhellt ganz augenscheinlich aus dem urplötzlichen Stimmungsumschlag des Jahres Achtundvierzig. Beim ersten Lichtblick einer großen deutschen Zukunft war der ganze Spuk im Nu zerronnen, die Erinnerung selbst an die herkömmliche Ausländerei war wie weggewischt, und Jedem lag es sonnenklar

vor Augen: der Instinkt der politischen Freiheit befand sich zum ersten Male auf dem rechten Wege, als er die Idee eines einigen deutschen Vaterlands empfangen hatte. Keinen Augenblick während der vielgestaltigen Bewegung dieses Jahres erhob sich der Schatten der Französelei aus dem Grabe, in welches ihn die neue Zeit für immer gebettet hat. Ja, was noch mehr ist: alle Schamlosigkeiten der nun folgenden zehnjährigen Reaction vermochten nicht, den Volkscharakter von dieser Seite zu demoralisiren. Von allen die einzige Märzerrungenschaft, welche übrig blieb, war die Vereinigung im Geiste mit einer — allerdings noch zu schaffenden — deutschen Nation. Natürlich: es war auch die einzige Errungenschaft, welche nicht großherzoglichen Bewilligungen verdankt wurde. Was die Großmuth der Krone in ihren Nöthen gegeben hatte, das nahm sie alsbald zurück bis auf den letzten Faden. Und so ist's recht: denn geschenkte Freiheit ist wie des Spielers gewonnenes Geld. Sie kehrt dahin zurück, woher sie gekommen. Nur was die Krone nicht gegeben hatte, das konnte sie auch nicht nehmen: die Erkenntniß des einzigen Heils für alle Zukunft.

„Ein unglückliches Volk hat kein Vaterland," sagt ein Redner der großen Revolution. Man muß aber auch hinzufügen: ohne Vaterland giebt es kein Volksglück. In diese beiden sich ergänzenden Sätze faßt sich die Einsicht zusammen, welche wir aus der Verfolgung des bisher geschilderten Entwicklungsganges gewinnen wollten. Nicht müßige Unterhaltung an schon oft erzählten Vorfallenheiten war unser Endzweck, sondern der praktische Schluß auf Verhältnisse einer brennenden Thatsächlichkeit.

Es ist überflüssig, nachzuweisen, wie nahe die Möglichkeit kriegerischer Ausbrüche vor uns liegt. Königliche Reden erinnern uns oft genug daran, wenn es gilt, die Steuern

und die Bataillone zu vermehren. Daß es damit allein nicht geſchehen, fällt den erhabenen Sprechern in ihrer Beſorgniß um die „Rechte Dritter“ nicht ein. Auch mit der bloßen Beſeitigung der Ausländerei iſt es nicht gethan. Nichts Geringeres kann uns retten, wenn die oft angerufene Gefahr einmal hereinbrechen ſollte, als der lebendige, feurige, ſachbewußte Glaube der Nation an ſich ſelbſt. Dazu gehört aber, daß ſie als Nation, als ſtaatliche Einheit vorhanden ſei. Mit der idealen Einheit der für Gott im Himmel ſingenden Zungen iſt es ein unfruchtbares Weſen. Schwärmerei und Betrug abwechſelnd haben aus dem Nationalitätsprinzip ein myſtiſches und abſtractes Ding gemacht. So konnte es nur erſcheinen, wenn es von dem Geſammtbegriff, deſſen es nur ein Theil iſt, losgelöſt wurde. Dieſer Geſammtbegriff aber iſt nichts andres als die Selbſtherrlichkeit der Völker: die Freiheit. Daß ein Volk auf ſeine Weiſe frei ſei, das heißt: Nationalität. Sie wird wie alle Erſcheinungen des Lebens nur da zur Wahrheit, wo die materielle Thatſache für die geiſtige Empfindung die Möglichkeit der Exiſtenz ſchafft. Der dynaſtiſche Egoismus hat ſich der Nationalitätsfrage, wie aller andern Probleme, abwechſelnd in den widerſprechendſten Deutungen bedient. Oft hat er die ganze Sache höhnend abgeläugnet, andre Male wieder hat er dieſelbe Sache mit ſolcher endloſen Conſequenz bejaht, daß jede Quadratmeile autonom werden ſollte. Ein drittes Mal endlich, und dies iſt im deutſchen Bunde der Fall, hat er ſie, wie alles Unterthanenglück, in ein geiſtiges Jenſeits verlegt, in den Himmel des Fühlens und Dichtens. Dieſe Platoniſche Einheit kann aber heute noch weniger frommen als je. Dem Stoffe iſt das Jahrhundert ergeben, und ſtofflich will es beſitzen, wonach es verlangt. Der ganze enthuſiaſtiſche Aufſchwung der nationalen Triebe iſt nichts andres, als dies Bedürfniß: aus dem Reich des abgezogenen

Denkens in das Reich der körperlichen Thatſachen überzugehen. Jede Nation will ſein, d. h. ſie will nicht blos Einen Geiſt, ſondern auch Einen Körper haben. Selbſtbeſtimmung, äußere, wie innere, iſt der höchſte Ausdruck des ſittlichen Lebens. Aus dem Recht auf ſie, aber auch nur aus dieſem, entquillt das Recht auf Anerkennung der Nationalität. Allerdings kann ein Volk Nationalitätsdrang beſitzen ohne gleichzeitig erkanntes Bedürfniß nach politiſcher Freiheit, aber doch nur ſo, wie das im Werden begriffene Individuum mit dunklen Inſtinkten der Ernährung ſich zu der Einſicht der bewußten Selbſterhaltung emporringt. Warum es auf nationale Weiſe hat ſein wollen, begreift ein Volk erſt, wenn es auch die Freiheit begriffen hat. Umgekehrt aber auch kann eben deshalb ein Volk, welches ſeine politiſche Naivetät abgelegt hat, an ſeine Nationalität nicht mehr glauben ohne den Glauben an ſeine Freiheit. Darum war das Geſammtbewußtſein der Italiener, beſonders derer des Nordens, zäher als das der Deutſchen, weil jene in ihren Republiken wenigſtens das Bild der Freiheit vor Augen hatten, dieſe aber im Anblick von Zwergdespotismus den Sinn jeder politiſchen Exiſtenz aus dem Geſichte verlieren mußten. Der Abſolutismus in Form der Kleinſtaaterei hat von jeher den Fremden nach Deutſchland hereingeführt, bald als Bewerber um die Kaiſerkrone, bald als Verbündeten, bald als Feind. Was in der Ausländerei liberaler Inſtinkt war, das unterhielt er durch den Contraſt, was von Knechtsſinn in ihr ſtack, durch die Verwandtſchaft ſeiner Engherzigkeit. Die wenigen Franzoſenverehrer, welche es noch heute in der Rheinprovinz geben mag, ſind alle — deß ſei man ſicher — vortrefflich darmſtädtiſch geſinnt. Die Kleinſtaaterei iſt die Brücke zwiſchen Frankreich und Deutſchland, nicht minder iſt ſie die Scheidewand zwiſchen Deutſchland und ſich ſelbſt, ſeinem Geſammtbewußtſein, ſeiner Kraft, ſeiner Exiſtenz als

Großmacht, die nur in der wirklichen Staatseinheit zum Daſein kommen kann. Alle föderaliſtiſchen Surrogate, die eine ſolche Einheit entbehrlich machen ſollen, ſind jämmerliche Quackſalbereien; kein bloßes Parlament und keine Trias, noch ſonſtige Phantaſiegeburt abenteuerlicher Doctrinäre vermag derjenigen geiſtigen und phyſiſchen Kraft die Waage zu halten, welche der moderne Großſtaat aus ſeiner ſtrengen Einheit zieht. Die Zeit, welche begriffen hat, daß zur humanen Erziehung das Turnen gehört, ſollte auch begreifen, daß zur geiſtigen Volkseinheit eine ſtrenge körperliche Ineinanderbildung unentbehrlich iſt. Der Föderalismus hat nirgends die Probe beſtanden von Hellas bis Nordamerika. Es iſt die letzte, aber vergebliche Transaction des Familiengeiſtes mit dem politiſchen Beruf. Natürliche Gränzen hat nur die Gemeinde. Zwiſchen ihr und dem Staat ſoll es nichts Drittes geben. Ueberall iſt der Fortſchritt auf dem Wege der Union, überall das Gegentheil auf dem Wege der Bündelei. Großbritannien, Frankreich, die Schweiz haben Freiheit und Kraft erſt in der vollſtändigen Einigung gefunden, Italien erlebt das Nämliche, und nur die Feinde ſeiner Zukunft bemühen ſich ihm Conföderation mit einem Dutzend Autonomieen aufzuſchwatzen. Während im äußerſten Weſten der Föderalismus eines der glorreichſten Staatengebilde nach kurzer Blüthe auflöſt, um die Sklaverei heilig zu ſprechen, zerſprengt im äußerſten Oſten der innere Entwicklungsdrang eines wenn auch vorerſt nur despotiſch vereinigten Landes die Bande der Leibeigenſchaft.

Außer den allgemeineren geſchichtlichen Hülfsquellen, außer zahlreichen von mir benützten Journalen und andren Druckſachen der Zeit, verweiſe ich beſonders auf nachſtehende Schriften und Actenſtücke:

Darſtellung der Mainzer Revolution oder umſtändliche und freimüthige Erzählung aller Vorfallenheiten, die ſich

seit dem entstandenen französischen Revolutionskrieg zugetragen, und die einen Bezug auf den Krieg, auf die Uebergabe der Festung oder auf den Klub und dessen grausames Verfahren gegen die Andersgesinnten haben, mit allen nöthigen Beilagen. Frankfurt und Leipzig 1794. — Die Belagerung der Stadt Mainz durch die Franzosen und ihre Wiedereroberung durch die deutschen Truppen. Mainz 1793. — Mainz im Genusse der durch die Franzosen errungenen Freiheit und Gleichheit. Deutschland 1793. — Der Patriot, vom J. 1793. — Georg Forster's Schriften, herausgeg. von Gervinus. — Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrh. von Friedrich Hurter. Schaffhausen 1840. — Memoiren des General Eikemayer, herausgegeben von H. König. — Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts, von Bruno Bauer. — La Vie de St. Just par Harel. — Revolution de la Commune de Strasbourg. — Vie et Correspondence de Merlin de Thionville par Reynaud. — Berichte der Convents-Commissarien, besonders: Rapport des frontières du Rhin; Rapport des commissaires de l'armeé du Rhin An II. L. 39. No. 15. 43 et 44 in der Bibl. Richelieu — Annuaires statistiques du Départ. du Mont-Tonnerre. — Rheinhessen in seiner Entwicklung von 1798 bis 1834 von W. Hesse ꝛc.

Nachträgliche Bemerkung.

Im Augenblick, da mir die letzten Correcturen durch die Hand gehen, führt mir der Buchhandel die zwei ersten Lieferungen von Prof. Karl Klein's eben erscheinender Geschichte von Mainz 1792 bis 93 zu. So sehr ich bedauern muß, diese ausführliche Arbeit nicht rechtzeitig gekannt zu haben, so sehr befriedigt mich, daß, so weit das mir Vorliegende reicht, die Vergleichung mir weder Lücken noch Widersprüche in den Thatsachen ergeben hat.

Die

Achtundvierziger in den Vereinigten Staaten.

Von

Friedrich Kapp.

Erinnern Sie sich noch des reizenden Märchens von Chamisso, des armen Peter Schlemihl, der seinen Schatten dahin gegeben und trotz aller dafür eingetauschten Reichthümer, trotz der üppigsten Genüsse und des nimmer endenden Ueberflusses, seines Lebens nicht mehr froh werden kann, weil der Gedanke an seinen Verlust, die Verzweiflung ob seiner Schattenlosigkeit ihn unstät von einem Orte zum andern treibt und planlos durch alle fünf Welttheile peitscht?

Ich habe diese „wundersame Geschichte" als Knabe und Jüngling oft gelesen; allein, solang ich in Deutschland war, erschien mir der Schmerz ihres Helden über den verloren gegangenen Schatten stets ein wenig übertrieben und unnatürlich. Seitdem ich aber in der Fremde lebe, habe ich den bittern Kern des duftigen Phantasiegebildes nur zu sehr erkannt. Mir ist's, als wäre Peter Schlemihl mein alter Freund und Bruder, als wäre er ein Stück von mir. Sind wir Deutsche im Auslande doch alle nur Peter Schlemihle, die vergebens nach ihrem natürlichen, ihnen abhanden gekommenen Schatten, dem Vaterlande suchen! Und Chamisso's Dichtung ist die mit dem Herzblut des Verbannten geschriebene tief poetische Elegie eines edlen Mannes, der, ein Franzose in Deutschland und ein Deutscher in Frankreich, mitten in thatenreicher Zeit zum thatenlosen Zusehen verdammt war und selbst nur zu gut wußte, daß er seinen Schatten, das Vaterland, nicht wiederfinden würde.

Sind wir Deutschen der Gegenwart besser daran? Soweit es sich um uns, die im Auslande weilenden Söhne der gemeinsamen Mütter handelt, gewiß nicht! Schattenlos, wie Schlemihl, schlagen wir unsere Wanderzelte am Atlantic und Pacific, am Mississippi und La Plata, in Australien und am Cap der guten Hoffnung auf, suchen vergebens nach dem verloren gegangenen Schatten, nehmen ihn hie und da auf Probe wieder an, aber können ihn doch nicht festhalten und enden sehr häufig im „Schlemihlium."

Es ist jetzt schon länger denn zehn Jahre her, daß die letzte politische Auswanderung Deutschland zu verlassen anfing. Sie hat ein ganzes Decennium dazu gebraucht, um sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Entweder mit ihren eigenen, nächstliegenden Angelegenheiten zu sehr beschäftigt oder zu gleichgültig gegen die Vergangenheit, als daß sie dem Vaterlande Rechenschaft über ihr Thun und Treiben hätte geben können oder wollen, ist sie in ihrer großen Mehrzahl den heimischen Interessen schon entfremdet oder wird ihnen täglich fremder. Sie weiß, daß sie drüben bei lebendigem Leibe so gut wie vergessen ist, daß ihre Plätze schon lange wieder ausgefüllt sind. Noch einige Jahre mehr, und die Fäden der gegenseitigen Beziehungen werden kaum mehr zu erkennen sein. Es scheint mir darum jetzt an der Zeit, einen Rückblick auf das Geleistete und Errungene zu werfen. Vielleicht wird sogar den Freunden in der Heimath ein möglichst sachlicher, von jeder persönlichen Verstimmung freier Bericht über die Stellung der deutschen politischen Einwanderung in den Vereinigten Staaten nicht unwillkommen sein.

Frei tritt der Einwanderer hier an's Land; allein seine Freiheit ist nichts als das nackte Leben, welches er aus dem politischen Schiffbruch gerettet hat. Vom ersten Tage seiner Ankunft an auf seine eigene Kraft angewiesen, muß er Alles

von vorn wieder anfangen und findet selten eine Stütze in seinen früher eingewanderten Landsleuten, welche ihn lieber ausbeuten oder wegen seiner „Grünheit“ bemitleiden, noch in den Eingebornen, welche ihn mit einem nur zu natürlichen Mißtrauen betrachten. Entweder — oder, er muß biegen oder brechen, Ambos oder Hammer sein! Es bleibt ihm keine andere Wahl, als daß er sich sofort in den Maelstrom des amerikanischen Lebens stürzt, um mit den Andern ringend und kämpfend nach einem Ziele zu schwimmen. Es ist der Krieg Aller gegen Alle! Wer nicht oben bleibt, wird erbarmungslos unter die Füße getreten. Diese eiserne Nothwendigkeit wirkt selbstredend ganz niederdrückend auf den Einzelnen. Unbekanntschaft mit der Sprache und den Sitten des Landes, eine Fülle ungewohnter Anschauungen und Eindrücke und die Unbehaglichkeit des ersten Einwohnens in die neuen Verhältnisse, alle diese Mißstände tragen nicht gerade dazu bei, das Selbstvertrauen zu heben oder die Freudigkeit des Schaffens zu erzeugen. In dieser mißlichen Lage macht sich bei schwachen Naturen eine dumpfe Resignation geltend, während sie bei energischen und kräftigen Menschen einen unbezähmbaren Thätigkeitstrieb, ein ungestümes, sehr häufig planloses Vorwärtsstreben erzeugt. Selbst der dem Ankömmling keineswegs lieblich klingende deutsch-amerikanische Trost, daß erst der letzte europäische Thaler ausgegeben sein müsse, ehe an ein selbständiges Fortkommen in Amerika zu denken sei, gilt in nur beschränktem Grade für den politischen Flüchtling, da er in der Regel gar keine oder nur sehr wenig Thaler zu verlieren hat.

Wie Deutschland im vorigen Jahrhundert bei jeder religiösen Bewegung seine Emigranten nach Amerika sandte, so begann im 19. Jahrhundert mit den politischen Kämpfen der zwanziger Jahre seine politische Auswanderung. Die Demagogen-Verfolgungen, welche den Carlsbader Be-

schlüssen folgten, trieben zuerst eine kleine Anzahl von Führern hierher, meist bedeutenden und später hier einflußreich gewordenen Männern, als deren würdigster Repräsentant hier Carl Follen angeführt werden mag. Den unzufriedenen Massen waren die Vereinigten Staaten zu jener Zeit fremder geworden, als sie es ihnen vor der französischen Revolution waren. Die Unruhen der dreißiger Jahre zogen Tausende, die aus politischen Gründen Deutschland verließen, namentlich frühere Bürger der Pfalz, Nassau's, Hessens und überhaupt der Kleinstaaten auf diese Seite des Wassers und hatten ganze Niederlassungen im fernen Westen bis an den Mississippi und Missouri zur Folge. Die bekanntesten darunter sind Belleville in Illinois und Hermann in Missouri. Die achtundvierziger Revolution endlich schleuderte Hunderttausende von politisch Verfolgten und Mißvergnügten nach Amerika, welche durch ihre große Zahl ganze Staaten bevölkerten und deren Charakter bestimmten.

Es war übrigens nicht blos die deutsche Emigration, welche nach den Jahren 1848 und 1849 hierher strömte; Franzosen und Italiener, Polen und Ungarn suchten in den Vereinigten Staaten eine Zuflucht. Sie waren alle an Zahl geringer als die Deutschen und zählten mehr die Führer als sämmtliche Classen der Bevölkerung in ihren Reihen. Zudem suchten die Meisten von ihnen hier ein blos provisorisches Unterkommen, um bei dem ersten günstigen Winde in die Heimath zurückzukehren. Bei uns Deutschen überwog im Gegensatz zu ihnen das Massenhafte; sie waren eine mehr aristokratische, und wir eine mehr demokratische Emigration. Alle Volkskreise und Berufszweige waren unter uns vertreten und die realen Tendenzen unserer bürgerlichen, denkenden und arbeitenden Zeit fanden in der deutschen Einwanderung ihren vollgültigsten Ausdruck. Es ist ein hoher Beweis für die intellectuelle und sittliche Bildung des deut-

schen Volkes, daß seine, allen Ständen angehörigen Söhne in richtiger Erkenntniß des fremden Volkes und Landes sofort all ihre Energie an die Erringung einer unabhängigen Existenz setzten und sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch die Arbeit des Kopfes oder der Hand eine ehrenvolle Selbständigkeit gründeten. Leicht war die Aufgabe nicht. Daß einzelne, durch äußere Umstände bevorzugte Individuen sie glücklich lösten, ist kein Verdienst; allein daß die ungeheure Mehrzahl der Einwanderer, mochten sie nun Bauern oder Handwerker, Gelehrte oder Künstler sein, mit gleichem Erfolg das erstrebte Ziel erreichten, ist das beste Zeugniß dafür, daß der Deutsche, wo er freien Spielraum für alle seine Kräfte hat, jede Schwierigkeit überwindet und hinter keiner Nation der Welt zurücksteht. Die Angehörigen anderer Völker werden durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einem großen Ganzen gehoben und getragen; der Deutsche ist ausschließlich auf sich selbst angewiesen. Was er sich daher an Achtung und Anerkennung im Auslande erwirbt, kommt nur lediglich auf seine eigene Rechnung. Natürlich äußern sich in einem solchen Kampfe manche harte und rohe Züge, die Gemüthlichkeit kommt dabei immer zu kurz, der Proceß vollzieht sich nicht ohne innere und äußere Conflicte; indessen werden alle diese Nachtheile hundertfach aufgewogen durch die humanen Ziele und Erfolge des Allen gemeinsamen Strebens, durch den Gewinn einer freien unabhängigen Existenz, welche selbst den rohesten Menschen geistig hebt und fördert.

Bei diesem von Erfolg gekrönten Streben ist allerdings ein gewaltiger Vortheil nicht zu übersehen, den die hiesige politische Einwanderung vor derjenigen in irgend ein europäisches Land voraus hat. In älteren und bevölkerteren Staaten, wie in der Schweiz, Frankreich, Belgien und England, wo jeder Platz schon durch Eingeborene besetzt ist,

bleibt ein Flüchtling, wenn nicht immer, so doch lange Jahre ein Fremder. Es gelingt ihm in der Regel erst nach jahrelangem Warten, nach unsaglichen Anstrengungen, einen bescheidenen bürgerlichen Berufszweig zu finden; Hunderte gehen weniger aus Hang zum Müßiggang als aus Mangel der Unmöglichkeit der Verwerthung ihrer Kraft zu Grunde oder werden sich und Anderen zur Last. So sind die Flüchtlinge namentlich für die ersten Jahre ihres Aufenthalts im fremden Lande auf den Umgang mit Leidensgefährten angewiesen, in deren Kopf bei dem Ueberfluß an freier Zeit dann allerlei abenteuerliche Pläne und Verbindungen entstehen und in deren Kreisen die mit Recht so sehr in Verruf gekommene sogenannte Flüchtlingspolitik eine so große Rolle spielt. Ein an sich ganz berechtigter Thätigkeitstrieb artet unter solchen Verhältnissen zur krankhaften Marotte der Selbstüberschätzung aus. Denn in Nichts redet sich der Mensch so leicht und gern hinein als in die Ueberzeugung von seiner Unentbehrlichkeit und in nichts denkt er sich so gern als in die Idee des Märtyrerthums. Von hier bis zum politischen Messiasdünkel ist aber nur ein Schritt.

In den Vereinigten Staaten dagegen ist noch Platz für Hunderttausende. Der neue Ankömmling steht von vornherein jedem Andern gleich. Er nimmt vom Tage seiner Ankunft an Theil an der gemeinschaftlichen Arbeit des Volkes. Wenigstens stellt sich ihm keine gesetzliche Schranke hindernd in den Weg. Die Vereinigten Staaten brauchen immer neue Arbeitskraft; je mehr, desto besser! Ein Amerikaner rechnet sich sehr schnell den Nutzen aus, den seine nächste Umgebung aus dem Einwanderer zieht; er ist also nur ausnahmsweise dem Fremden mißgünstig oder gar feindlich gesinnt. Die politischen Gesetze der jungen Staaten des Nordwestens gehen sogar soweit, daß sie dem Ansiedler schon nach einem sechs- oder zwölfmonatlichen Aufent-

halt das Staatsbürgerrecht ertheilen und ihn dadurch sehr schnell ganz in ihren Interessenkreis ziehen. Aber auch im Osten und im ganzen Lande findet Jeder einen weiten Spielraum für die Geltendmachung seines Wesens und seiner Kraft. Wenn auch gerade keine bürgerliche Empfehlung, so ist das Flüchtlingsein hier wenigstens kein Vorwurf und kein Hinderniß im Wege des Einzelnen. Dieses Streben nach positiven Zielen, diese alle Energie des Kopfes und Körpers in Anspruch nehmende Arbeit auf einem realen Boden, dieses Mitteninnestehen in einer praktischen Thätigkeit erhält den Geist frisch und lebendig und läßt vor Allem jenes Kränkeln an des Gedankens Bläße, jene nörgelnde Verbitterung nicht aufkommen, welcher politisch Unzufriedene sonst so leicht zu verfallen pflegen. Es hat darum auch in den Vereinigten Staaten nie eine sogenannte Flüchtlingspolitik gegeben, wie wir sie von London, Paris und der Schweiz aus kennen. Wenn sie überhaupt in ganz verkleinertem Maßstabe existirte, so reichte sie nur bis zum Staatsstreiche Louis Napoleon's, wo es der Mehrzahl der alten Revolutionäre klar wurde, daß für die nächsten Jahre andere politische Strömungen das Leben der europäischen Nationen beherrschen würden. Tausende aber, welche drüben während der krassen Reactionszeit ökonomisch und vielleicht auch geistig zu Grunde gegangen wären, haben sich hier, ohne die Ideale ihrer Vergangenheit aufzugeben, eine geachtete Existenz errungen und zählen zu den einflußreichsten und gemeinnützigsten Bürgern.

Wie das Verhältniß der politischen Auswanderung zur Heimath sich am klarsten und offensten in ihren geistigen Beziehungen zu Deutschland, in der Hochhaltung seiner literarischen Schätze und in der Pflege deutscher Wissenschaft widerspiegelt, wie diese Beziehung in der Wirklichkeit die einzige feste Brücke zum Vaterlande bildet, so kann als unzwei-

deutiger Maßstab für die Bedeutung der Achtundvierziger im amerikanischen Leben ihr Auftreten und ihre Stellung in der hiesigen Politik gelten. Wir haben es hier vorläufig mit der letztern zu thun.

Der amerikanische Geist äußert sich in seiner höchsten Potenz ebenso einseitig kaufmännisch und politisch als der Deutsche sich gemüthlich und philosophisch manifestirt. Fichte, im Süden der Vereinigten Staaten geboren, hätte vielleicht sein absolutes Ich, ein zweiter Calhoun, in der hiesigen Politik zu verwirklichen gesucht; Jefferson, statt die Unabhängigkeitserklärung zu schreiben, wäre in Deutschland ein Schüler Kant's und wahrscheinlich Professor der Philosophie geworden; Seward wäre möglicher Weise ein von den theologischen und juristischen Pfaffen an die Luft gesetzter Privatdozent der Staatswissenschaften, und Feuerbach hätte, statt das Wesen des Christenthums, eine ebenso gründliche Abhandlung über das Wesen der Sklaverei geschrieben oder sich mit der ganzen Energie seines Wesens in die Abolitionistenbewegung geworfen. Wir Deutsche als Nation haben bisher Andere unsere Interessen wahrnehmen oder gar verschachern lassen und waren zufrieden, wenn der Lärm der Außenwelt nicht in unsere Studierstuben drang, wenn keine freche Hand die Zirkel unsrer Gedankenwelt störte. Erst neuerdings wird das anders und besser. Wir fangen an zu lernen, daß die Theilnahme am Staate die höchste Pflicht und daß das Operiren mit den realen Interessen eine Sache der Uebung ist, die, wie jede andere Fertigkeit, erlernt sein will. Noch sind wir in der Politik zu eigensinnig und halten jede Concession für eine Schwäche, wir sind zu sehr Prinzipienreiter, steifen uns auf unsere Ansichten und gehen eher unter, als daß wir nachgeben. Wir haben keine Partei-Disciplin und kämpfen lieber auf eigene Faust; wir hassen unsere politischen Gegner blind, weil wir nicht an die

Aufrichtigkeit ihrer Anſichten glauben, oder deren relative Berechtigung verkennen, ja, wir behandeln ſie nur zu oft als unſere bitterſten Feinde ſtatt als Mitarbeiter auf einem gemeinſchaftlichen Felde. Wir ſind zu vielſeitig und concentriren unſere Kraft zu wenig auf einen Punkt; wir haben zu viel Pläne und Ziele auf einmal im Auge, ſo daß wir nicht einmal das nächſtliegende verwirklichen können. Wir thun das Gute meiſtens deßhalb nicht, weil das Beſſere dahinter ſteht, und unſere privatrechtliche Anſchauung öffentlicher Verhältniſſe, unſre eckige und ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit macht uns zu einem (bisher wenigſtens) durchaus unpolitiſchen Volke.

Kurz, wir müſſen erſt lernen, daß ſtaatliche Freiheit unentbehrlich iſt für die geiſtige Größe einer Nation. Wir kümmern uns um alles Andere in der Welt und höchſtens in letzter Inſtanz oder gar nicht um uns ſelbſt. Wie wir in unſerm Privatleben Schulden machen, um nur unſern Nachbarn helfen zu können, ſo werfen wir in der Politik fremden Völkern unſere Sympathieen nach und haben zuletzt keine mehr für uns ſelbſt übrig. Wir begeiſtern uns für die Freiheit Anderer und laſſen uns dafür zu Hauſe jeden Eingriff in unſere Rechte gefallen. Dieſe ſchlechte Oekonomie und dieſe ſentimentale Humanität bewirken natürlich das gerade Gegentheil von dem, was ſie bezwecken. Andere Nationen werden vom Ausland anerkannt oder gar überſchätzt; nur wir Deutſchen werden ſtets unterſchätzt und ſelten anerkannt, wenn wir uns nicht durch unſere eigene That, durch unſer eigenes Verdienſt zur Geltung bringen. Das deutſche Volk hat eben keine oder wenig Sympathieen mit ſich und für ſich ſelbſt. Wie könnte es alſo erwarten, daß ſie ihm von Fremden geſchenkt würden, daß dieſe in ihm ehren, was es ſelbſt nicht beſitzt?

Der Amerikaner, ſeiner kolonialen Vergangenheit und

kaufmännischen Gegenwart getreu, lebt von heute auf morgen und erhält sich durch möglichst praktische Benutzung der Umstände. Wie er seinen Staat und seine eigene Existenz den Elementen abrang, so nimmt er sich auch heute noch nicht die Zeit, sich viel um die einer Frage zu Grunde liegenden Prinzipien zu kümmern. Die Basis des öffentlichen und privaten amerikanischen Lebens ist naturwüchsige Empirie. Es handelt sich hier immer um den concreten Fall und um die Gegenwart. Die Politik ist für den Einzelnen ein Rechenexempel, durch welches er mit möglichst wenigen Opfern möglichst viel für sich zu gewinnen sucht. Er ordnet sich zu dem Ende willenlos unter und ist der Sklave seiner Partei. Was die Staatsraison in den absolutistisch regierten Ländern, das ist in der hiesigen Politik das Parteiinteresse. Erfolg ist darum auch das höchste Ziel des Ehrgeizes, die Art, wie er errungen und behauptet wird, aber untergeordnet oder gleichgültig. Sieht der Amerikaner, daß er Alles nicht auf einmal erreichen kann, so läßt er mit sich handeln; er thut nur, was ihm augenblicklich gut und zweckmäßig erscheint. Er concentrirt all seine Kraft auf einen Punkt, schweift nie von dem gerade vorliegenden Gegenstande ab und erreicht deßhalb, was er will. Seine politische Moral ist die eines Krämers, die Staatskunst wird meist zum bloßen Handwerk, und dem entsprechend hat er seit Begründung seiner nationalen Unabhängigkeit alle großen Prinzipienfragen, die sich seiner Entscheidung aufdrängten, durch Handeln und Schachern, durch Compromisse zu erledigen gesucht. Diese um die Folgen ganz unbekümmerte Gewissenlosigkeit sichert dem Amerikaner die größten politischen Erfolge des Augenblicks; allein sie hat schon angefangen, die Basis der Republik selbst zu untergraben.

Dagegen hat er eine große politische und ökonomische Tugend. Er hilft zuerst sich selbst und denkt dann an Andere;

er will zuerſt ſelbſtpolitiſch und ökonomiſch unabhängig ſein, ehe er dem Mitgefühl für fremde Leiden ein Recht einräumt. „Charity begins at home!“ Wie er in Folge dieſer praktiſchen Handlungsweiſe ſich von Jugend an in ſeiner Perſönlichkeit fühlen lernt, ſo entwickelt ſich in ganz natürlicher Uebereinſtimmung mit ſeinen Lebensanſchauungen jener geſunde politiſche Egoismus in ihm, ohne welchen keine Nation eine machtgebietende Stellung erobern und behaupten kann.

Es iſt nicht ſchwer einzuſehen, daß im vorliegenden Falle die Wahrheit in der Vermittlung beider Extreme zwiſchen deutſchem und amerikaniſchem Weſen liegt. Deutſche Prinzipientreue und amerikaniſche Vermittlungsſucht, deutſcher Idealismus und amerikaniſcher Realismus können, ſo ſchroff ſie ſich urſprünglich auch gegenüberſtehen, doch von einander annehmen, lernen und ſich gegenſeitig fördern. Das Reſultat eines derartigen Läuterungsproceſſes wird gerade die richtige Miſchung von Theorie und Praxis, eine glückliche Harmonie zwiſchen der Unverrückbarkeit ſittlicher Vorausſetzungen und Geſetze und zwiſchen der Bereitwilligkeit zur Vermittlung in bloßen Zweckmäßigkeitsmaßregeln ſein.

Die Achtundvierziger haben ſich in dieſem lernenden und lehrenden Sinne an der amerikaniſchen Politik betheiligt. Gerade die Zeit, welche zwiſchen dem mexikaniſchen Friedensſchluß und der Wahl Lincoln's liegt, bildet den Wendepunkt in der innern Entwicklung der Vereinigten Staaten. Wie ihre erſte Hälfte (1848 bis 1854) durch den erfolgreichen Kampf der zum Werkzeug der Pflanzerariſtokratie herabgeſunkenen demokratiſchen Partei auf Nationaliſirung der Sklaverei und auf die Herunterdrückung der freien Staaten zu einer bloß geduldeten Ausnahmeſtellung ausgefüllt wird, ſo bezeichnet ihre letzte Hälfte (1854—1860) das all-

mälige Heranwachsen einer freiheitlichen Opposition und den endlichen ersten Sieg der republikanischen Partei, welcher letztere nur durch die massenhafte Betheiligung der Deutschen möglich gemacht wurde. Die frühere deutsche Einwanderung bestand fast ausschließlich aus Bauern und Handwerkern, verleugnete alles Vaterländische und bewunderte in der Regel ganz blindlings alles Amerikanische. In der Politik gehörte sie unbedingt der demokratischen Partei an. Zu einer Zeit, wo deren Ziele noch keine freiheitsfeindliche waren, zu ihr herübergezogen, war sie aus Gewohnheit, Denkfaulheit und Respect vor dem bloßen Namen der Demokratie ihr immer treu geblieben. Sogar im Jahre 1850 galt es unter den hiesigen Deutschen noch als eine Ketzerei, kein Demokrat zu sein. Whig zu heißen oder zu sein war in den Augen eines gesinnungstüchtigen Deutschen der schlimmste Vorwurf, den man Jemanden machen konnte; er war gleichbedeutend mit Aristokrat, herzlosem Geldmenschen und Bösewicht. Die Stellung dieser Deutschen in der Partei selbst war von der untergeordnetsten Art. Sie hatten nie oder selten ein Wort mitzusprechen und wurden bloß als Stimmvieh (voting cattle) behandelt. Vor der Wahl waren sie die german friends und nach derselben die damned dutchmen, deren Führer man in ihrem politischen Ehrgeiz hie und da durch ein Consulat dritten Ranges und ein paar niedrige Stellen im Zollhause oder im Postfache abfand. Wenn ausnahmsweise ein Deutscher sich in eine höhere Stellung schwang, so verdankte er seinen Erfolg weniger seiner Eigenschaft als Deutscher denn seinem engen Anschluß an die amerikanischen Politiker. Er mußte den Deutschen erst abgestreift haben, ehe er der Berücksichtigung gewürdigt wurde.

Die deutschen Zeitungen jener Zeit waren und sind theilweise noch das getreue Spiegelbild jener Misère.

Meistens mit der Scheere redigirte und in einem schrecklichen deutsch-englischen Kauderwelsch geschrieben, ohne jedes Verständniß der innern Politik des Landes, dafür aber desto reichlicher mit Schimpfworten gespickt, waren und wollten diese Blätter nichts Anderes sein, als gehorsame Parteiorgane, die sich räusperten und spuckten wie ihre Herren, die Parole austheilenden amerikanischen Politiker, und ihre Selbständigkeit höchstens durch persönlichen Skandal oder durch gesinnungstüchtiges Wüthen gegen die „europäischen Tyrannen" zu zeigen glaubten. Irgend ein halbausgebackener Student oder ein verlaufener Candidat der Theologie, ein Druckergeselle oder sonst ein verkommenes Subject war hier gut genug für den Redacteur und fand für seine Mißhandlung der deutschen Sprache und der Logik ein nur zu dankbares Publikum, das seiner Seits wieder mit demselben Respecte zum Amerikaner aufblickte, wie in Deutschland etwa der Bauer zum „gnädigen Herrn." Die Eingeborenen waren an ihr eingebildetes Uebergewicht über die Deutschen durch deren eigene Schuld so sehr gewöhnt, daß sie es zuerst gar nicht verstanden, als ihnen die Achtundvierziger gewisse Bedingungen und Zugeständnisse für ihre politische Mitwirkung abverlangten.

Die jüngere Immigration trat von vornherein politisch selbstdenkend auf, brachte überhaupt einen gediegenen Fond von Bildung und Kenntnissen mit und zeigte überall ein Interesse an öffentlichen Angelegenheiten, wie es nur politisch bewegte Zeiten erzeugen können Sie griff zuerst zu einer Zeit praktisch in die hiesige Politik ein, wo die Propaganda für Ausdehnung der Sklaverei ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, und wo die nativistische Bewegung, zum Theil durch das selbständige Auftreten der Deutschen mit veranlaßt, den Kampf der Opposition gegen die Sklaverei nur erschweren konnte. Es galt zunächst, die fremden feindlichen Tendenzen in dieser, all-

mälig zur republikaniſchen Partei ſich entwickelnden Oppoſition zu erſticken und ihre ganze Energie auf die brennende Frage des Tages zu concentriren. Wenn auch mit manchem ſtillen Vorbehalt, ſo gaben die Amerikaner doch in der Sache ſelbſt nach. Die im Juni 1856 in Philadelphia abgehaltene Convention, welche Fremont zum Präſidentſchaftscandidaten ernannte, zog die jüngeren Deutſchen in Maſſe auf die Seite der republikaniſchen Partei. So kämpften bei der Wahl von 1856 faſt alle alten Geſinnungsgenoſſen unter demſelben Banner, unter welchem ſie 1848 und 1849 in Deutſchland geſtanden hatten. Der ſittliche Ernſt, die gehobene Stimmung und die hohe Begeiſterung der Maſſen während jener Wahl iſt zum großen Theil dem deutſchen Idealismus zuzuſchreiben, der bei dieſer Gelegenheit zuerſt das ſonſt ſo nüchterne amerikaniſche Weſen belebend und hebend durchdrang und der ganzen Bewegung einen gewiſſen poetiſchen Schwung verlieh.

Es gab gleichwohl kaum einen Einzigen unter den Achtundvierzigern, dem das Programm der republikaniſchen Partei völlig genügt und entſprochen hätte. Dem Einen war ſie in der Fremdenfrage nicht entſchieden genug, dem Andern mißfielen ihre ſchutzzöllneriſchen Tendenzen, dem Dritten waren ihre gegen die Sklaverei gerichteten Ziele zu eng begränzt, und den Meiſten ſtand als europäiſchen Revolutionären die radicalere Abolitioniſtenpartei viel näher. Wenn ſich trotzdem die ungeheure Mehrzahl der jüngern Einwanderung den Republikanern anſchloß oder vielmehr dieſe erſt bilden half, ſo wurde ſie durch die ganz richtige Erkenntniß geleitet, daß wir in der Politik nicht immer thun können, was uns das abſolut Beſte erſcheint, daß wir alſo, wenn wir das, was wir für gut halten, nicht auf einmal verwirklichen können, uns damit begnügen müſſen, ſo viel Gutes zu thun, als uns augenblicklich möglich iſt. Unter den

obwaltenden Umständen waren aber und sind noch jetzt die Republikaner die einzige Partei, welche den Demokraten die Herrschaft entwinden und dadurch die Ausdehnung der Sklaverei auf bisher freies Gebiet verhindern können. Dieser unumgänglich nothwendige, ganz unerläßliche Schritt muß aber erst gethan werden, ehe an einen weiteren Fortschritt gedacht werden kann. Es spricht aber für die politische Bildung der Achtundvierziger sowohl als für die politische Bildungsfähigkeit der hiesigen Deutschen überhaupt, daß sie ihre persönlichen Wünsche und Ansichten dem allgemeinen Interesse unterordneten und, ohne irgend etwas von ihren Prinzipien aufzugeben, gemeinsame Sache mit den Republikanern machten, mit denen sie so lange Hand in Hand zu gehen versprachen, als sie ihren selbstgesteckten Zielen treu bleiben würden.

Wie 1856 etwa die Hälfte, so standen im Jahre 1860 bei der Wahl Lincoln's mehr als zwei Drittel der achtundvierziger Einwanderung auf Seiten der Republikaner. Wenn Sie bedenken, daß laut Ausweis der Einwanderungslisten vom Herbst 1851 bis zum Herbst 1855, also innerhalb vier Jahren mehr als 720,000 Deutsche in den Vereinigten Staaten angekommen waren, von denen wenigstens 120 bis 150,000 Stimmberechtigte ihr, jetzt zum ersten Male in Anschlag kommendes Votum abgaben; wenn Sie ferner bedenken, daß mehr als die Hälfte dieser colossalen, zum größten Theile den bemittelten und mittleren Ständen angehörenden Einwanderung sich in den nordwestlichen Staaten niedergelassen hatte und unter der Leitung ihrer alten Führer von 1848 kämpfte: so können Sie sich einen Begriff von der ungeheuren Bedeutung des deutschen Elements für die Wahl von 1860 machen, welche denn auch nur durch die Deutschen zu Gunsten der Republikaner entschieden ist. Durch diese ihre Haltung haben sich unsere

Landsleute wohlverdient um die Freiheiten Amerika's gemacht und jede Verbindlichkeit, die ihnen etwa aus der hier gewährten Zuflucht erwachsen sein könnte, mehr als dreifach getilgt. Hier ein Beispiel aus vielen! Von den fünf nordwestlichen Staaten, welche vorzugsweise von der jüngeren deutschen Einwanderung aufgesucht sind, gaben (in runden Zahlen) Indiana 23,000, Illinois 12,000, Iowa 15,000, Wisconsin 21,000 und Minnesota 10,000, also alle zusammen im Ganzen etwa 80,000 Stimmen Majorität für die republikanischen Candidaten, während ohne die mehr als 100,000 deutschen Stimmgeber der ganze Nordwesten, gegen sein Interesse und gegen seine Bestimmung, sich für die Sklavenhalter ausgesprochen haben würde. Dieser glänzende Sieg wurde übrigens nicht blos durch die Zahl, sondern noch viel mehr durch den Geist, die Bildung und die Selbständigkeit unserer Landsleute mit entschieden. Der republikanischen Convention in Chicago, welche den Präsidentschafts-Candidaten aufstellte, wohnten aus fast allen Staaten zwanzig deutsche Delegaten — eine bis dahin ganz unerhörte Anzahl — bei. Sie faßten denjenigen Theil des Parteiprogrammes ab, der sich auf die Fremdenfrage bezog, und übten einen so maßgebenden Einfluß auf die Versammlung aus, daß die nativistischen Blätter in ihrer ohnmächtigen Wuth die ihnen anstößigsten Stellen als die dutch planks of the platform bezeichneten und von dem verderblichen Einmischen der unverbesserlichen europäischen rothen Republikaner in die Geschicke der Vereinigten Staaten die schlimmsten Folgen vorausſagten. Unter den 183 Präsidentschafts-Wählern der freien Staaten befanden sich 12 Deutsche, und unter ihnen allein 3 aus dem Staate New-York, während früher nur ausnahmsweise ein deutscher Elector gefunden wurde. Es ist diese Stellung unbedingt die ehrenvollste, welche die Parteien zu vergeben haben, sie

wird sogar eifrig von alten verdienten Gouverneuren und Senatoren gesucht. In Sklavenstaaten wie Missouri und Maryland, wo bisher noch kein eingeborener Politiker gewagt hatte, eine republikanische Wahlliste aufzustellen, waren es namentlich die Deutschen, welche offen gegen die Sklaverei auftraten, dem republikanischen Präsidentschafts-Candidaten eine ansehnliche Stimmenzahl gaben und jenes Selbstvertrauen, jene Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache in den zagenden Gemüthern weckten, welche die sicheren Vorboten des Sieges sind. Wenn z. B. im Jahre 1856 die kleine deutsche Winzerstadt Hermann der einzige Ort im ganzen Staate Missouri war, der für Fremont 65 Stimmen abgab, so belief sich im Jahre 1860 das republikanische Votum Missouris auf mehr denn 17,000 Stimmen, unter denen über $^2/_3$ Deutsche waren. St. Louis gab an 10,000 republikanische Stimmen ab; hier sind die Deutschen, durch tüchtige Zeitungen unterstützt, die Träger der ganzen freiheitlichen Bewegung. „Man hat mir überall, wohin ich in Missouri kam, gesagt," — so äußerte sich der N. Y. Senator Seward in seiner im October 1860 in St. Louis gehaltenen Rede: — „die republikanische Partei dieses Staates bestehe namentlich aus der deutschen Bevölkerung von Missouri. Ich freue mich, daß dies so ist. Denn wo immer die Deutschen hinkommen, ist es ihre Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu brechen. Wer das Recht gegen das Unrecht vertheidigt, ist überall an seinem Platze, wo immer er geboren sei. Laßt also getrost Missouri germanisirt werden. Es war der germanische Genius, der die „Magna Charta" in England erobert hat, — es war die deutsche Philosophie, die, wohin immer sie gedrungen, die Herzen aller freien Männer mit Hoffnung erfüllte, — ja, es war nur der deutsche Genius, welcher überall auf dem ganzen Erdenrunde zur Freiheit ermuthigt hat."

„Sind es darum die Deutschen, welche Missouri frei machen sollen, so laßt es immerhin die Deutschen sein. Doch will ich nicht gerade sagen, daß man da oder dort geboren sein müsse, um ein freiheitglühendes Herz im Busen zu tragen; aber ich behaupte, daß der deutsche Geist der Geist der Toleranz und der Freiheit ist, und daß er die Unterdrückung überall und in welcher Maske und Vermummung sie auch auftreten möge, bekämpft."

Diese Hochachtung, welche der Amerikaner vor uns Deutschen hegt, hat ihm nicht der preußische oder österreichische Geschäftsträger in Washington eingeflößt, auch nicht der jämmerliche politische Zustand des Vaterlandes, sondern dessen ausgestoßene Söhne, welche durch ihren persönlichen Werth und unbedingte Hingabe an die Freiheitsinteressen der Vereinigten Staaten den „deutschen Genius" selbst unter einem so nüchternen, nur praktische Erfolge anerkennenden Volke wie den Amerikanern zu Ehren brachten.

Wenn in Sklavenstaaten, wie Missouri, diese Thätigkeit der Deutschen in schrofferem Gegensatze zum Geiste der Majorität der Bevölkerung stand und darum viel mehr in die Augen stach, so war sie in den freien Staaten nicht minder tiefgehend und erfolgreich. Von den größeren deutschen Zeitungen waren nur noch zwei demokratisch; die übrigen stehen alle auf Seiten der Republikaner und viele von ihnen können durch ihren Inhalt kühn mit den besseren amerikanischen Blättern wetteifern. Auf dem Gebiete der periodischen Literatur hatte vor Allem die neue Einwanderung den heilsamsten und wohlthuendsten Einfluß ausgeübt und die Tages- und Wochenblätter zum Vermittler zwischen europäischem und amerikanischem Leben erhoben. Die tüchtigsten Kräfte haben sich zeitweise oder für immer der Presse zugewandt, und es ist kein Compliment, sondern eine Thatsache,

wenn ich constatire, daß man mit Hülfe der besseren deutschen hiesigen Zeitungen die politische und geistige Entwicklung Deutschlands genau verfolgen kann, daß der Einzelne für seine Weiterbildung nicht mehr ausschließlich auf die jenseitigen Organe des öffentlichen Lebens angewiesen ist. Selten hat sich wohl in verhältnißmäßig so kurzer Zeit ein so totaler Umschwung als in der hiesigen deutschen Presse vollzogen. Die Achtundvierziger sind jetzt die Führer des geistigen und politischen Lebens in den Vereinigten Staaten; ihr Einfluß und ihre politischen Ansichten sind in amerikanischen Kreisen maßgebend und von der frühern Unterordnung unter die letzteren ist nichts mehr zu bemerken. Mit kaum nennenswerthen Ausnahmen steht Alles, was sich durch bürgerliche Stellung, Bildung und Einsicht unter den jüngeren Deutschen auszeichnet, auf Seiten der Republikaner, deren Ziele und Aufgabe den Eingeborenen sogar von deutschen, englisch sprechenden Rednern, wie Carl Schurz, besser und erschöpfender als von den Amerikanern selbst auseinandergesetzt wurden.

Wenn die achtundvierziger Einwanderung sich dem Amerikanerthum gegenüber dadurch zur Geltung und zu Ansehen gebracht hat, daß sie ihrer Vergangenheit treu blieb und ihre höhere humane Bildung nicht muthwillig von sich warf, sondern sie ihre nun praktische Thätigkeit veredelnd und läuternd durchdringen ließ, so konnte sie natürlich ihre Hauptkräfte nur aus der Pflege und Hochhaltung der geistigen Schätze der Heimath schöpfen. Sind die deutschen Niederlassungen in den Vereinigten Staaten auch keine süditalisch-griechischen Kolonieen, welche ihren Homer besser kannten als die Stammesgenossen in der Heimath, so hat die deutsche Literatur hier doch überall eine heimische Stätte gefunden und die geistigen Beziehungen zum Vaterlande

wach erhalten. Es war indessen nicht sowohl die Einfuhr deutscher Bücher, welche erst in den letzten Jahren eine regelmäßige geworden ist, als vielmehr der Nachdruck, welcher in Zeitungs- und in Buch-Form dem hiesigen Deutschen das geistige Leben der Heimath vermittelt.

Diese Nachdrucksfrage läßt sich durchaus nicht vom rein gesetzlichen Standpunkt aus entscheiden. Die deutschen Gesetze gelten hier einfach nicht. Es ist aber eine mehr als naive Erwartung, daß eine Bevölkerung, die von der Heimath ausgestoßen ist, noch jenseits des Oceans die Gesetze beobachten soll, welche den Bildungsinteressen der Ausgewanderten hemmend in den Weg treten. Sich hier dem Monopole der deutschen Buchhändler unterwerfen, hieße die Mittel der geistigen Fortbildung und Entwicklung muthwillig von sich schleudern. Die Art und der Charakter des Nachdrucks nur bildet den besten Maßstab für die Bildung der ältern und jüngern Einwanderung.

Der älteste deutsche Nachdruck im Gebiete der jetzigen Vereinigten Staaten wurde im Jahre 1743 von Christoph Sauer in Germantown bei Philadelphia veranstaltet. Er druckte die lutherische Bibel in Quart, die überhaupt eine der ältesten, in den damaligen Kolonieen veröffentlichten Bibeln war und die gemüthlichen, religiösen und literarischen Bedürfnisse der deutschen Ansiedler völlig befriedigte. Sauer hatte nicht allein die Schrift, sondern auch die Druckerschwärze zu importiren und mit Schwierigkeiten bei der Ausführung seines gemeinnützigen Unternehmens zu kämpfen, von denen wir uns heut zu Tage kaum einen Begriff machen können. Gleichwohl verkaufte er das Exemplar für 18 englische Schillinge. Von den drei Auflagen dieser Bibel, jede von 1200 Exemplaren, fiel die letzte in den Revolutionskrieg; sie wurde von den Soldaten zu Patronen verbraucht. Dem

Nachdruck der Bibel folgte ſpäter Arndt's wahres Chriſtenthum und Stark's Gebetbuch. Außer dieſen Religions- und Andachtsſchriften kennt das ganze vorige Jahrhundert keinen deutſchen Nachdruck. In der erſten Hälfte des gegenwärtigen erſtreckte er ſich faſt ausſchließlich auf die deutſchen Volksbücher, Kalender und die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur. Till Eulenſpiegel und Schinderhannes, die Geheimniſſe Alberti Magni und Traumbücher, die Geſchichte der ſchönen Pfalzgräfin Genoveva und die Haimonskinder nebſt praktiſchen, für die Hausfrauen berechneten Anhängen mit Rezepten gegen Würmer und Verſtopfung der Kinder, ergötzten den deutſchen Farmer und Handwerker hier in demſelben Grade als drüben. In den dreißiger und vierziger Jahren kamen die Ueberſetzungen franzöſiſcher Romane von Sue, Dumas u. A., vor Allem aber Zſchokke und Hauf dazu, welche letzteren auch heut zu Tage noch ſtark gekauft und geleſen werden. Erſt im letzten Jahrzehnt wurden Schiller und Leſſing, Göthe und Humboldt in Philadelphia in ſehr wohlfeilen Ausgaben nachgedruckt. Der Verleger, welcher zugleich Herausgeber einer deutſchen Zeitung war, druckte, um Satz zu ſparen, ganze Werke von Göthe im Feuilleton ſeines Blattes ab und brach den Satz dann ſpäter in Buchform um. So erinnere ich mich noch des komiſchen Eindruckes, den vor etwa acht Jahren Werther's Leiden in den löſchpapiernen Spalten jenes Blattes auf mich machten. So ſchlecht und fehlerhaft dieſe Nachdrücke auch waren, ſo hatten ſie doch die gute Folge, daß Cotta dieſer unerwarteten Concurrenz dadurch zu begegnen ſuchte, daß er beſonders für die Vereinigten Staaten berechnete Ausgaben von Schiller, Göthe und Leſſing, die zuſammen jetzt nur zehn Dollars koſten, in zahlloſen Exemplaren über das ganze Land verbreitete und die bedeutendſten ſeiner Verlagsartikel im Preiſe herabſetzte. Humboldt's Anſichten der Natur koſten hier in der Original-

Ausgabe nur 50 Cents (21½ Sgr.); von seinem Kosmos ist jeder einzelne Band für einen Dollar zu haben, sodaß beide Werke sogar mit Profit nach Deutschland zurückverkauft werden.

Heine's sämmtliche Werke wurden ebenfalls 1854 und in folgenden Jahren in Philadelphia nachgedruckt und in fünf Auflagen abgesetzt. Weniger gut gingen die gesammelten Schriften von Ludwig Börne in zwei verschiedenen Ausgaben, ein New-Yorker und ein Milwaukier Nachdruck. Es spricht für die gesunde politische Anschauungsweise der Emigration, daß sie der Börne'schen Verbitterung keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte. Von Freiligrath's Werken erschien im Jahre 1858 die erste vom Dichter selbst besorgte Original-Ausgabe bei Fr. Gerhard in New-York in sechs Bänden. Sogar Rellstab's neuester Roman „Drei Jahre von den Dreißigen" ist trotz seines großen Umfanges in New-York nachgedruckt und in 1500 Exemplaren abgesetzt. Der jüngste mit der Schiller-Feier in engster Verbindung stehende Nachdruck traf die populäre Schrift Scherr's: „Schiller und seine Zeit," die einen ganz beispiellosen Erfolg hatte. Im Westen handeln die Farmer diese ihnen durch Hausirer zugetragene Literatur für ihre Producte ein. In einer der jüngsten deutschen Ansiedelungen des Westens, nur acht Meilen von der Indianergränze, wo noch zehn Monate vorher die Wilden ihre Feinde skalpirt hatten, fand ich in einem Blockhause die wohlfeilen Ausgaben von Schiller, Lessing und Göthe. In einer andern deutschen Niederlassung, fast außerhalb des Bereiches der Civilisation, fiel mein Auge, noch ehe ich das erste Haus erreichte, auf eine große, roh zusammengezimmerte Tafel, an die ein großer halber Bogen geklebt war, des Inhalts: „Hier ist zu haben Menzel, der Franzosenfresser, von Ludwig Börne, für nur 25 Cents!" Zugleich wurden die guten

Farmer der Nachbarschaft vom New-Yorker Nachdrucker belehrt, daß Börne ein noch größerer Pamphletist als Paul Louis Courier sei.

Ich selbst war im Herbste 1858 in einer jungen, von Achtundvierzigern gegründeten Niederlassung im äußersten Nordwesten zugegen, als einige Exemplare der Freiligrath'schen Werke an den Meistbietenden verkauft wurden. Der Auctionator war ein Lehrer aus der Pfalz, der durch die Liebkosungen der dortigen Geistlichkeit nach Amerika getrieben war, also selbstredend nicht anders als radical sein konnte. Das Publicum bestand aus einem Doctor juris aus Darmstadt, der Fuhrmannsdienste zwischen dem „Settlement" und den benachbarten Forts that und jetzt mit seinem Joch Ochsen dem Verkauf beiwohnte, einem ehemaligen kurhessischen Justizbeamten, der gehassenpflugt worden war, ein paar ehemaligen Hanauer Freischärlern, einem Arzte, der in der ungarischen Armee gedient hatte, einem frühern preußischen Offizier, und einem Dresdener Schneider, der in Folge der dortigen Revolution nach Amerika gegangen war, und etwa einem halben Dutzend Frauen und Kindern. Ich glaube nicht, daß sämmtliche Bieter zusammen drei Dollars baar besaßen; allein dieser Mangel trat dem Verkauf nicht hindernd in den Weg. „Ihr wißt ja Alle," rief der Meister der Schule mit aufrichtigem Pathos, „welchen großen Dichter wir heute verkaufen wollen. Wer von Euch kennt nicht unsern Freiligrath? Socrates, Christus und Freiligrath sind die größten Männer der Geschichte." (Der Dresdener Schneider ruft begeistert „Bravo!" während der Doctor aus Darmstadt seine langen Wasserstiefel in die Höhe zieht und „ein verdammter Blödsinn!" in den Bart brummt.) „Hört einmal das herrliche Gedicht: „Die Revolution!" Der Lehrer trug eine tiefergreifende Stelle mit großem Eindruck daraus vor.

„O nein — sie stellt sie vor sich hin, sie schlägt sie trotzig, Euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gespottet des Schaffots,
Sie singt ein Lied, daß Ihr entsetzt von Euren Sesseln Euch erhebt,
Daß Euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! im Leibe bebt!

Geld war, wie gesagt, nicht da. Der Darmstädter Doctor bot zuerst für die sechs Bände eine Ladung Brennholz und erhielt sie zugeschlagen. Der Exoffizier gab je einen seiner selbstgemachten Stühle für je einen Band, ein Dritter zahlte in Mehl und ein Vierter in Sägeblöcken, bis endlich, trotz aller Armuth der Bietenden, etwa sechs vollständige Exemplare abgesetzt waren. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen," sagte eine verkümmert und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, wäre es auch nur um das schöne Gedicht „Ehre jeder Stirn voll Schweiß!" Der Blick, mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, hatten etwas ungemein Rührendes und enthielten eine vollständige Passionsgeschichte. Ueberhaupt boten die Art und Weise, wie die Angebote gemacht, die Verhandlungen gepflogen und die Abschlüsse zu Stande gebracht wurden, eine eigenthümliche Mischung von amerikanischer Gegenwart und europäischer Vergangenheit, geistiger Regsamkeit und leiblichem Mangel.

Die Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag ist von den Deutschen in den Vereinigten Staaten mit der allgemeinsten Begeisterung und Einmüthigkeit begangen worden. Die erste Anregung dazu ging fast ausschließlich von der jüngern Immigration aus; indessen schloß sich ihr die ältere gern an. Man begegnet in den Beschreibungen des Festes einer wahren Musterkarte von Namen aus dem Jahre 1848 und 1849. Von den atlantischen Küstenstädten an bis zum stillen Ocean, in den kaum gegründeten Niederlassungen in Minnesota und Kansas bis herunter nach New-

Orleans und Texas ließen unsere Landsleute am 10. November die gewöhnliche Arbeit des Tages ruhen und widmeten ihn der Verherrlichung unsers nationalsten Dichters. Es war das mehr als eins der hier so häufigen Schau- und Spectakelstücke; es war eine ernste und erhebende Festlichkeit, hervorgerufen nicht allein durch die allgemeine Popularität Schiller's, sondern auch durch das lebendige Gefühl des geistigen Zusammenhangs mit der Heimath. Ist es nicht rührend, wenn die einundzwanzig deutschen Einwohner von Yorktown in Texas zu Ehren Schiller's dessen Braut von Messina aufführen oder wenn die Deutschen einer jungen Niederlassung in Kansas an seinem Geburtstage ihr Schulhaus gründen? Es ist aber ein Beweis für die in der politischen Emigration vertretene geistige Bildung, daß das beste Gedicht, welches überhaupt zu Ehren Schiller's an jenem Tage veröffentlicht wurde, das von dem New-Yorker Schillerverein gekrönte Preisgedicht R. Solger's in Boston ist, besser selbst als die Herwegh'schen, Prutz'schen oder Freiligrath'schen Festlieder.

So erfreulich und bleibend nun auch die Anregungen sind, welche die Schiller-Feier gegeben hat, so will es mir doch fast scheinen, als ob mit ihr die hiesigen Deutschen auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung und geistigen Bedeutung für die Vereinigten Staaten angelangt seien. Das Fest bezeichnet einen Abschluß in der Geschichte der deutschen Einwanderung.

Die hiesige deutsche Bevölkerung wird zwar noch eine Zeitlang auf ihrem jetzigen Standpunkt stehen bleiben, dann aber, wenn nicht neue Ereignisse einen neuen Strom der Einwanderung nach Amerika führen, entschieden zurückgehen. Denn jede Auswanderung bedarf, um in lebendigem Zusammenhang mit dem Mutterlande zu bleiben, des unaufhörlichen Zuflusses von drüben, und die zersplitterten Bruchtheile einer

Nation können im Auslande keine selbstständige Bildung aus sich herauserzeugen. Sie können dieselbe vielmehr nur aus der Heimath empfangen. Wo der Wechselverkehr mit der letztern aufhört oder in's Stocken geräth, da sinkt natürlich auch der Bildungs- und Kulturzustand der Auswanderer. —

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— —

Nachschrift des Herausgebers.

Was unser geschätzter transatlantischer Mitarbeiter am Schlusse seines Artikels über das nur zu lange beobachtete theilnahmlose Verhalten des deutschen Volkes und namentlich der deutschen Presse unsern politischen Flüchtlingen gegenüber, mit nur zu gerechtem Unmuthe zu sagen hatte, gestaltete sich glücklicher Weise, unter seiner Feder noch, zu einem Anachronismus. Wenigstens hat bei Gelegenheit der inzwischen eingetretenen preußischen Amnestie, die öffentliche Meinung Deutschlands in Schrift und Wort bekundet, wie tief jener durch ungroßmüthige gouvernementale Clauseln verkümmerte „Gnadenact" unter den Wünschen und Erwartungen des deutschen Volkes geblieben ist. So hat jene Amnestie das Gegentheil von dem bewirkt, was Amnestieen meistens bezwecken; sie hat, statt die öffentliche Meinung für die Grundsätze der Regierung zu gewinnen oder zu bestechen, in den Herzen des Volkes wieder Sympathieen belebt, die niemals hätten schweigen sollen — die Sympathieen für die Männer, denen ob ihrer Liebe zum Vaterlande das Exil zu Theil ward. — Aber auch der Verfasser fand in seinem Herzen keinen Vorwurf mehr für die Vergeßlichkeit des deutschen Volkes, die er hier zu rügen beabsichtigte — daher der abrupte Schluß. —

Ob aber der obige Artikel in dem gegenwärtigen Momente, der das Geschick Nordamerika's der Entscheidung nicht zu berechnender Katastrophen anheimstellt, noch die Aufmerksamkeit unsrer Leser beanspruchen darf? — Ich meine — gewiß und in noch höherem Maße als zuvor. Denn mit sichern Zügen weist er auf die bedeutungsvolle Stellung hin, welche in diesem Kampfe das deutsche Element zu behaupten die Mission übernommen hat. Wir dürfen uns der Zuversicht getrösten, daß unsere in der Heimath gedemüthigte Nationalehre jenseits des atlantischen Oceans ihre Auferstehung feiern wird. Die Exilirten des deutschen Vaterlandes werden fremden Nationen die lang vorenthaltene Achtung für den deutschen Namen abzutrotzen wissen. So waltet die Nemesis! —

Die

beiden Welfen Ernſt Auguſt und Georg V.

und

das Land Hannover.

Von

* * * * *

Hannover oder „das angestammte Land,“ wie es in der Kunstsprache des Hofes heißt, errichtet Ernst August eine prächtige Reiterstatue.

Schon ist der Grundstein vom hohen Brocken herabgeschleift in das Thal der Leine und in der Residenz auf dem Platze zwischen dem Bahnhofsgebäude und den fünf Wirthshäusern: dem Hôtel royal, der s. g. Bierkirche, dem Union Hôtel, dem Rheinischen Hofe und Russischen Hofe, in die Erde gesenkt. Freilich sind die Gelder dazu erst nach jahrelangen preß- und bettelhaften Sammlungen durch die Behörden kümmerlich zusammengebracht. Selbst der Hofmaler Frerichs ereiferte sich in seinem Hannoverschen Courier, dem gesinnungslosesten und plattesten aller deutschen Blätter, gegen die Art und Weise der Zusammenbettelei der Beiträge, welche sich, nach der Bekanntmachung des Comité's vom 7. Januar 1860, der Herren von Malortie, von Münchhausen, Stadtdirector Rasch und Oberst von Slicher, auf 4597½ Thlr. Gold und 22,752 Thlr. Courant beliefen, darunter ein Betrag von 2000 Thlr. aus der Stadtkasse der Residenz.

Aber die Statue wird bald dastehen: „als ein Zeichen der Liebe und Verehrung des Volkes,“ und wir werden lange Reden hören von den glänzenden Eigenschaften dieses Königs. Ob unsere Kinder und Enkel Georg V. auch ein Denkmal setzen werden? ein Denkmal, wie er es verdient?! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Wir wollen ihre Blätter aufschlagen.

Ernst August war das achte Kind, der fünfte Sohn des kinderreichen Georg III. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. England sah in seiner Geburt nur eine Vermehrung der Apanagen und hat seiner ersten Entwicklung geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Man weiß nur, daß er mit seinen beiden jüngeren Brüdern, August Friedrich, dem spätern Herzog von Sussex, und Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, im Schlosse Kew bei London von einem Herrn Cookson und Dr. Hughes erzogen wurde.

Wenn die „Hannoversche Zeitung" (Nr. 273 d. J. 1851) sagt: „vollendet sollte die Bildung Ernst August's werden durch einen Aufenthalt auf der Universität Göttingen, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer Blüthe stand, durch den Ruhm ihrer Gelehrten Heyne, Pütter, Schlözer, Blumenbach, Eichhorn, Spittler, Gatterer, Kästner u. A.," so scheint von dem Bildungsglanze dieser Namen nothwendig etwas auf Ernst August abzufallen. Allein die Hannoversche Zeitung zeigt sich von der wirklichen Sachlage ebenso schlecht unterrichtet, wie die „Times," welche den Mund noch voller nimmt. Sie sagt am 21. November 1851: „seine Universitätsstudien genoß Ernst August in Göttingen, welche Hochschule er am 6. Juli 1786 mit den Herzogen von Sussex und Cambridge bezog, jeder begleitet von einem Hofmeister, einem Privatlehrer, einem Gesellschaftscavalier und einer genügenden Dienerschaft. Sie wohnten beisammen, und ihre auf freigebigem Fuß eingerichtete Haushaltung kostete über 5000 Pfd. Sterl. — Vom Professor Meyer erhielten sie Unterricht im Deutschen, vom berühmten Heyne im Latein, von Leß in der Theologie, von Heyder in der Moralphilosophie; jeder dieser Gelehrten bezog dafür ein Honorar von 400 Pfd. Sterl. jährlich." — Man sollte dabei

wirklich an wissenschaftliche Bildung und an einen Cursus denken, wie ihn Metternich etwa um dieselbe Zeit in Göttingen durchmachte. Allein von Herzogen war damals noch so wenig die Rede, wie von einer wissenschaftlichen Bildung; es waren die Prinzen Ernst, August und Adolph, welche nach Göttingen geschickt wurden, um dort Deutsch zu lernen. Ernst war damals 15 Jahr alt, August 13 Jahr und Adolph erst 12 Jahr. Es waren das also mehr Knaben als Jünglinge. Der Unterricht der Prinzen bestand in dem allergewöhnlichsten Unterricht im deutschen Lesen, deutschen Schreiben und Rechnen. Dazu gehörte nach englischer Sitte etwas Religionsunterricht, den Leß ertheilt haben mag. Einen Professor Heyder hat es, nach Pütter's Gelehrtengeschichte, nie in Göttingen gegeben; sollte die „Times" an Herder gedacht haben, so war der für Göttingen zu freisinnig befunden worden. Wer der Professor Meyer gewesen, der die Prinzen im Deutschen unterrichtet haben soll, ist mir gleichfalls unerklärlich; Tobias Meyer, der Berechner der Mondtafeln, wird es nicht gewesen sein. Daß keiner der Lehrer der Prinzen ein Honorar von 400 Pfd. Sterling erhalten, mehr als Heyne, Pütter, Kästner u. s. w. an Gehalt bezogen, ist gänzlich unzweifelhaft, darüber fände sich irgend Etwas in den uns überlieferten Briefen jener Zeit; der Neid der Uebrigen würde so etwas nicht unerwähnt gelassen haben. Die Annalen der braunschweigisch-lüneburgischen Kurlande nennen als Begleiter der Prinzen den Obersten von Malortie, den Rittmeister von Linsingen, den Lieutenant von Uslar vom 3. Infanterie-Regiment, den Lieutenant von Hanstein von der Garde, den Lieutenant von Jonquiers vom ersten Leibregimente und einen Herrn Tetter. Ersterer fungirte als Hofmarschall, der zweite als Oberhofmeister, wenigstens wurde er so genannt. Neben dem Unterricht im Deutsch-

Leſen und Schreiben wurde der Reitunterricht des alten Ayrer benutzt. Ein Bereiter, Schweppe, war täglicher Begleiter der Prinzen, und das Gerücht wollte wiſſen, daß die ſchöne Frau deſſelben dem jungen Prinzen Ernſt den erſten Unterricht in der von Ovid beſchriebenen Kunſt ertheilte. Auch für die übrigen Prinzen nannte man in den letzten Jahren ihrer Studien Damen, für welche ſie ſich intereſſirten, und als ich 1825 in Göttingen ſtudirte, wurden mir eine alte Jungfer W. und eine Hauptmännin als prinzliche Leidenſchaften und wunderbare Schönheiten des vorigen Jahrhunderts bezeichnet.

Die Beſchäftigung der Prinzen beſtand in den Jahren 1789 und 90, alſo zu einer Zeit, wo der Blitz der franzöſiſchen Revolution ſchon eingeſchlagen hatte, darin, daß ſie nach eingenommenem Frühſtück ſich in's Fenſter legten und mit dem damals beliebten joujou ſpielten, ein Spiel, das auch große Leute betrieben. Die Prinzen ſetzten ihren Ehrgeiz darin, hierin zu excelliren, das joujou an einer langen, durch zwei Etagen reichenden Litze zu ſpielen mit dem Kopfe, mit den Zähnen, mit den Armen. Man hatte joujous von allen Größen, von der Größe eines Thalers bis zu der Größe eines Tellers, und wie ich aus den ungedruckten Briefen eines Zeitgenoſſen erſehe, waren an ſchönen Frühlingstagen alle Fenſter der prinzlichen Wohnung mit Joujou-Spielern beſetzt und die Schönheiten Göttingens, welchen die Prinzen oder ihre Begleiter den Hof machten, oder welche von ihnen bemerkt zu ſein wünſchten, pflegten um dieſe Zeit auf der Prinzenſtraße ſpazieren zu gehen und die Kunſtfertigkeit der jungen Herren zu bewundern *). Nachmittags wurde geritten und gefahren. Abends

*) Die Manie des Joujou-Spielens ſcheint in Göttingen noch bis 1792 graſſirt zu haben; wir finden wenigſtens, daß Bürger ſeiner dritten Frau, der lüderlichen Schwäbin Eliſe, Vorwürfe darüber macht,

begab man sich in Gesellschaften (Pütter und Böhmer gingen damit voran solche zu geben, und die übrigen Professoren folgten), oder man besuchte Concerte und namentlich die so beliebten Pickenick's, wo man mit den Frauen und Töchtern der bepuderten und bezopften Hofräthe und Professoren tanzte, Blindekuh und Pfänderspiele spielte und allerlei Kurzweil trieb, mit einer Naivetät, von der man heute zu Tage kaum einen Begriff hat. Daß in Privatzirkeln auch um Geld gespielt wurde, versteht sich von selbst. Unter den reichen Grafen und Herren, namentlich Kurländern, war mindestens das Hasardspiel sehr eingerissen, und die verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Wechselschulden, die Prinz Ernst namentlich bei seinem Abgange von Göttingen hinterließ, scheinen auf so etwas hinzudeuten.

Ernst August, der König, hatte sich wenig Wochen vor seinem Tode noch mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe, über seinen damaligen Aufenthalt in Göttingen dahin ausgesprochen: „er hätte in Göttingen als junger Mann viel profitiren können, aber Jugend habe keine Tugend, und statt seine Zeit gut zu benutzen, fürchte er, er habe Vieles verloren.“ Man darf daher eben so wenig von wissenschaftlichen Studien des Prinzen Ernst und seiner Brüder in Göttingen sprechen, wie es in allen Lebensbeschreibungen geschieht, als man sagen darf, daß derselbe während dieser Göttinger Zeit seine Gewohnheiten und seinen Geschmack nach fest-

daß sie sich nicht um den Haushalt bekümmere, wohl aber darum: „ob der Herzog von York sein Joujou mit den Zähnen oder mit dem Hintern spiele“ — (Bürger's Ehestandsgeschichte, Leipzig 1812). Ein Herzog von York hat überall nicht in Göttingen studirt, 1792 waren auch sämmtliche englische Prinzen nicht dort, der Name steht also wohl, um schlechthin einen der hohen Studirenden zu bezeichnen, oder bezieht sich auf das Jahr 1791.

ländiſchem Muſter gebildet habe, wie die Times thut. Im 15—19. Lebensjahre pflegt ſich ein Charakter ſelten auszubilden; auch fehlte dazu in Göttingen die Gelegenheit. Ob die Prinzen mit Grafen Metternich, Grafen St. Simon aus Paris und Grafen v. Broglie, welche gleichzeitig in Göttingen ſtudirten, Umgang gepflogen, iſt mir nicht bekannt. Jedenfalls gehörte zu dieſem näheren Umgangskreiſe bis 1788 der Freie von Münſter, deſſen Vater erſt am 22. Juli 1792 durch den Reichsvicar Carl Theodor von Baiern in den Grafenſtand erhoben wurde, und der in die Lebensſchickſale der Prinzen ſo entſchieden eingriff*).

Der Prinz Ernſt trat nach einigem Aufenthalt in Hannover am 17. März 1790 als Hauptmann in das 9. leichte Dragoner-Regiment, und führte dieſes in dem 1792 an Frankreich erklärten Reichskriege in den Niederlanden. Bei Tournay, noch mehr in der Schlacht bei Famars, dann vor Valenciennes und in einer Reihe ſpäterer Gefechte zeigte ſich der alte Muth der Welfen auf das Glänzendſte — berichtet die Hannov. Zeitung, und ich habe keinen Grund an dieſem perſönlichen Muthe des jungen Prinzen zu zweifeln. Im Gefechte von Tournay wurde Ernſt am Arme verwundet und

*) Zunächſt erfuhr Prinz Auguſt die Einwirkung Münſter's. Er hätte ſich 1793 im April zu Rom mit Lady Auguſte Murray, des ſchottiſchen Pairs Johann Murray's, Grafen von Dunmore Tochter, ebenbürtig, aber ohne die im royal marriage act von 1772 vorausgeſetzte Einwilligung des Königs, vermählt, aus welcher Ehe Auguſt Friedrich von Eſte geboren iſt, hannov. Kronprätendent. Graf Münſter erhielt nun Befehl, ſich zu dem Prinzen nach Italien zu begeben und ihn auf dazu beorderten Kriegsſchiffen nach England zu bringen. Dies geſchah. 1794 ging Münſter auf Befehl Georg's III. mit den Prinzen abermals nach Italien, wo ſie fünf Jahre verweilten. Es iſt bedeutſam, daß der Biograph Münſter's, Hormayer, in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege ſo wenig Ernſt Auguſt's als Scheele's erwähnt, obgleich das Münſter'ſche Hausarchiv unzweifelhaft weſentliche Aufſchlüſſe enthalten muß.

verlor ein Auge. So die „Times“, die H. Zeitung will von letzterem Umstande Nichts wissen. Schon am 18. August 1794 avancirte der 23jährige Prinz zum General-Major, und wie er früher die Vorposten im Heere Wallmoden's befehligt hatte, befehligte er jetzt die Nachhut des brittisch-hannoverschen Heeres auf dem Rückzuge durch Holland, und blieb bis 1795 im Commando der Demarcationslinie, bis nach dem Friedensschlusse von Basel das hannoversche Heer in die Heimath zurückzog. Hier wurde er 1798 General-Lieutenant, 1803 General. — Seit 1799 wurde er Herzog von Cumberland und Teviotdale, Earl von Armagh in der Pairie von Irland, erhielt eine vom Parlamente bewilligte Apanage von 12,000 Pfd. Sterl. und nahm seinen Sitz im Oberhause ein, wo er als Führer der Hochtory-Partei nachher eine nicht unbedeutende Rolle spielen sollte. Wo aber war der Herzog von Cumberland 1803, als die königliche Botschaft vom 8. März den Krieg mit Frankreich verkündete und dieses ein starkes Armee-Corps in Holland sammelte? Verließ man sich in London auf die Versicherung Bonaparte's, die Rheinprovinz werde der Republik heilig sein? gehörte das Verbleiben des Generals und Prinzen in England auch zu dem Wallmoden ertheilten Rath: „Alles zu vermeiden, was Ombrage erregen könne“? oder zu dem classischen Befehle: den Truppen nicht zu gestatten, zu feuern und nur im dringendsten Nothfalle von dem Bajonette, jedoch mit Moderation Gebrauch zu machen? — oder verließ man sich auf den Schutz Preußens? Genug — Hannover blieb damals von England, von Deutschland, von der Dynastie der Welfen verlassen und die schmähliche Convention von Suhlingen, vom 3. Juni, die das Land, das Heer, ein Kriegsmaterial, von 10 Millionen Thalern im Werthe, den Franzosen preisgab, war wahrlich nicht die Schuld Wallmoden's. Die H. Zeitung beantwortet diese Fragen

mit einer dunklen Phrase: „Als es unmöglich wurde, der Lage der Dinge eine Wendung zu geben, welche die spätere Katastrophe von Suhlingen und Artlenburg zu verhindern geeignet gewesen wäre, trieb es den Herzog von Cumberland nur um so mehr, seinen beständigen Wohnsitz in England zu behalten.“ — Ernst August nahm jetzt das Amt eines District-Commandeurs an, um die Vorbereitungen und Rüstungen zu leiten, mit denen man der befürchteten Landung der Franzosen begegnen wollte.

Es ist bekannt, daß Graf Münster 1809 die unermüdlichsten Anstrengungen für eine vierte Coalition machte, und daß er Oesterreich durch Wollmoden und den Grafen Waldstein-Dux eine brittische Landung in der Weser und der Elbe auf Mai 1809 zugesichert hatte, daß ein Aufstand, der an einem Tage von Emden und von der Elbe-Mündung bis zum Harz ausbrechen sollte, verabredet war, daß Wersebe schon mit Waffen, Geld und Männern bis in das Innere Hannovers eingedrungen war, daß aber dieser Versuch, der, zeitig vor der Schlacht bei Wagram und vor dem Waffenstillstande von Znaym gemacht, von unberechenbarem Einfluß auf die Geschicke Oesterreichs gewesen sein würde, an der Hartnäckigkeit Castlereagh's scheiterte. Man weiß genau, daß der Herzog von York, Canning und Münster damals Alles aufboten, diesen Plan durchzusetzen; von Ernst August hört man aber nicht, daß er sich betheiligte, das Land, das er einst regieren sollte, von der Fremdherrschaft zu befreien, er unterstützte vielmehr den Plan des Premier-Ministers, der Napoleon's Lieblingsetablissement Antwerpen nehmen wollte und die brittische Armee in holländischer Sumpfluft zu Grunde richtete. —

Die „Times“ erzählt von dieser Zeit: „An der früheren Periode des Krieges gegen Napoleon hatte Ernst August thätigen Antheil genommen, aber während des

ſpäteren wichtigſten Theils dieſes großen Kampfes wohnte er in England, ohne mit einem Militär- oder Civilamte betraut zu werden, außer der Kanzlerſchaft der Dubliner Dreifaltigkeits-Univerſität (mit der wahrſcheinlich eine hohe Einnahme verbunden war). Georg III. gebrauchte ihn jedoch dann und wann zu Unterhandlungen, die mit der römiſch-katholiſchen Frage zuſammenhingen; denn wiewohl ſein Vater die Unregelmäßigkeiten des Herzogs mit großer Strenge ahnete, ſo vertraute er doch häufig der Schlauheit, dem Muthe und Partei-Eifer Sr. Königl. Hoheit." —

Welches der Grund war, warum weder Pitt, Wellesley, oder Caſtlereagh, deren Partei der Herzog doch immer vertrat, ihn zu einem höheren Civil- oder Militär-Poſten gebrauchten, iſt dunkel; Münſter mußte es wiſſen. Nach 1810 mag ein unglückliches Ereigniß, über dem gleichfalls ein gewiſſes Dunkel ſchwebt, den Miniſtern die Beſorgniß eingeflößt haben, durch Anſtellung Ernſt Auguſt's die öffentliche Meinung zu verletzen.

In der Nacht vom 31. Mai 1810 wurde ein Attentat auf den Herzog verübt. „Er wurde nämlich," erzählt die „Times" 1851, „im Schlafe von einem Mann angefallen, der ihm mit einem Säbel mehrere Wunden am Kopfe verſetzte. Der Herzog, außer Stande zu vermuthen, woher dieſe Streiche kamen, ſprang aus dem Bette und machte Lärm, aber ſein Angreifer folgte ihm und hieb ihn über die Schenkel. Als Hülfe herbeikam, fand man den italieniſchen Kammerdiener Sellis, welcher — ſo behauptet man — den Herzog angefallen hatte, in ſeinem verſchloſſenen Zimmer mit abgeſchnittenem Halſe; auf dem Eſtrich des zu Sellis' Zimmer führenden Ganges bemerkte man Blutflecken. Am folgenden Tage ſaß über Sellis' Leiche eine Coroners- (Königliche Todtenſchauers-) Jury vier Stunden lang, um Zeugen abzuhören, und fällte nach einſtündiger

Berathung das Verdict: felo de se (Selbſtmörder). Der Herzog erholte ſich bald von ſeinen Wunden, aber dies ſehr leidige Ereigniß veranlaßte großen Scandal, und man muß zugeben, daß des Prinzen Verachtung gegen die öffentliche Meinung ihn häufig einer Art von Anfeindung ausſetzte, die ein beſonneneres Verfahren leicht vermeidet." — Die Whigs — bemerkt der Standard, der die traurige Geſchichte durch die Sparſamkeit des Herzogs, welche den Kammerdiener, einen Menſchen ſchwachen Geiſtes, erbittert habe, entſtehen läßt und das Hauptgewicht darauf legt, daß der Obmann der Jury, Mr. Francis Place, ein radicaler Schneider von Charing Croß, geweſen ſei, die Whigs, — ſo verrätheriſch waren die Hoffreunde vor vierzig Jahren —, trugen kein Bedenken anzudeuten, der Herzog ſei der Mörder, und ſeine Wunden hat er ſich ſelbſt beigebracht. —

So viel ſteht feſt, daß der Herzog damals zu allen Verläumdungen ſchwieg, aber 1826 ſich veranlaßt ſah, bei der Kingsbench eine Libellklage gegen ein Winkelblatt zu erheben, und daß er die Verurtheilung deſſelben erwirkte.

Georg III. hatte ſchon 1788 einen Anfall von Wahnſinn gehabt, wurde aber vom Dr. Willis für hergeſtellt erklärt, 1792 wiederholte ſich dieſer Anfall, und man begann die Regentſchaftsfrage zu erörtern. Da der Prinz von Wales, Georg Friedrich Auguſt, ſich Fox, Burke, Moira, Sheridan, den Führern der Oppoſition, angeſchloſſen hatte, beantragte Pitt eine Bill, welche die Regentſchaft als kein mit der Perſon des Thronfolgers verbundenes Recht anſah, ſondern daſſelbe vom Parlamente ertheilt wiſſen wollte, und erhielt im Unterhauſe die Majorität. Die Bill trat nicht in Wirkſamkeit, als der König genas; 1804 wiederholte ſich der Krankheitsanfall, und man beſchäftigte ſich auf's neue mit der Regentſchaftsfrage. Erſt als der Wahnſinn 1810 heftiger als je zurückkehrte, war die Regentſchaft nicht zu um-

gehen. Die „Times“ berichtet nun vom Herzoge von Cumberland, „daß er, in allen Perioden seines Lebens ein Mann von starken Leidenschaften und Vorurtheilen, sich auch mit Feuer auf die Regentschaftsfrage einließ und dem Ministerium in vielen Punkten Opposition machte.“ „Als Prinz von Geblüt Mitglied des Oberhauses und einer fließenden, mitunter energischen Beredsamkeit mächtig, machte er seinen Einfluß während der ehrgeizigen Kämpfe um Amt und Gewalt fühlbar, die der Bildung des Ministeriums Liverpool vorangingen,“ d. h. er kämpfte wahrscheinlich gegen Canning, der sich im Jahre vorher mit Castlereagh geschossen hatte. Georg, Prinz von Wales, wurde am 6. Februar 1811 als Regent beeidigt, allein er berief nicht seine bisherigen Freunde in das Ministerium, sondern behielt das Tory-Ministerium Liverpool-Castlereagh, zum Unglück Deutschlands, ja Europa's bei. Auch jetzt brachte es Ernst August zu keinem Staatsamte, sondern nur einmal wurde er von seinem Bruder zu Ministerial-Unterhandlungen bevollmächtigt, „ein Auftrag, der selten erfüllt wird, ohne Feindschaft zu erregen, und jener Fall machte keine Ausnahme von der Regel,“ bemerkt die „Times“.

Die Befreiungskriege begannen. Welche Thätigkeit entwickelten nun patriotische Männer, namentlich Münster! Und Ernst August? Hören wir die Hannoversche Zeitung: „Er begab sich 1813 über Schweden nach dem Continente in das Hauptquartier. Außer den Verhandlungen hier, wohnte er auch am 30. August der Schlacht bei Kulm bei und begab sich alsdann sogleich nach dem Rückzuge der Franzosen aus Deutschland in die alten hannoverschen Stammländer, um sie für die rechtmäßige Dynastie in Besitz zu nehmen und die alten nationalen Einrichtungen wieder an die Stelle der westphälischen und französischen treten zu

lassen." Die H. Z. thut dem Herzog von Cumberland indeß großes Unrecht, wenn sie ihm die Wiederherstellung der alten traurigen Wirthschaft und die Abschaffung der größtentheils besseren französischen Institutionen zuschreibt; er ist an Allem völlig unschuldig. Schlägt man die Ausschreiben, Verordnungen und Bekanntmachungen vom Frühlinge des Jahres 1813 nach, so findet man wohl den Namen eines russischen Generals, der als Befreier auftritt, nicht aber den des Herzogs von Cumberland. Die provisorische Regierungs-Commission in Lüneburg erläßt am 23. April ähnliche Bestimmungen. Indessen die erste Proclamation vom 19. März 1813 ist von dem General Tettenborn an die Lauenburger. Der General findet in dem Jubel, womit die russischen Truppen aufgenommen, eine Bürgschaft für den kräftigen Willen dieser bald darauf an Dänemark verhandelten Hannoveraner, „daß das Werk der Rettung Deutschlands" nicht ohne sie vollbracht werde. Am 20. März tritt auf russischen Befehl der Landdrost Herr v. Döring als Regierung zu Lauenburg auf. Am 21. März macht der Präsident der Bremen-Verdenschen Landschaft E. Marschalck bekannt, daß Tettenborn den Ständen der Herzogthümer aufgetragen habe, aus ihrer Mitte eine provisorische Regierungs-Commission zu ernennen. Am 27. März wird bekannt gemacht, daß eine solche in den Personen des Präsidenten von Marschalck, des Drosten von Lütken, des Regierungs-Secretär Hallermann erwählt sei. An demselben Tage sind auch die Mitglieder der lüneburgischen Landschaft zusammengetreten und fordern die Herrn v. Lenthe, G. v. Meding, v. der Weese und Krukenberg zu freiwilligen Beiträgen auf für Equipirung der Vaterlandsvertheidiger. Am 2. April macht die Bremen-Verdensche Regierungs-Commission die Herstellung des verfassungsgemäßen Stempelgesetzes bekannt, dem am 6. April die Einführung der vor dem 1. Sept. 1810 bestan-

denen Steuerverfassung, am 8. April ein Ausschreiben über provisorische Bestimmungen des Justizwesens folgen.

Später trat der bekannte Rückschlag ein; Hamburg wurde wieder von Franzosen besetzt, und nun erfolgt die Proclamation Georg's, des Prinz-Regenten im Namen Georg's III., von London 5. Oct. 1813 datirt, welche die kurbraunschweig-lüneburgischen Unterthanen Sr. Großbritannischen Majestät „zum heiligen Kampfe für Freiheit und Vaterland" aufruft. Am 18. Oct. werden der Geh. Cabinetsrath Nieper, Hofrath Rehberg und Hofrath Dommes als provisorische Regierungs-Commissäre in dem Aller-Departement, am 29. Oct. im Auftrage Wallmoden's dieselben als Reg.-Commissäre in Hannover bestellt; am 4. Nov. haben sich die Geheimräthe von Bremer und Decken eingefunden und fungiren als Minister. Von diesem Tage und vom 13. Dec. datirt der Untergang des französischen Rechts. Ich finde nirgends irgend welche Theilnahme des Herzogs von Cumberland und wäre der H. Z. für Belehrung dankbar; nur darf sie nicht auf die „Times" verweisen, welche in denselben Fehler verfällt, der daher von allen Zeitungen später wiederholt ist. Am 8. Nov. feierte auch die alte Domainenkammer ihre Wiedergeburt, am 19. Dec. trafen Graf Münster und der Herzog von Cambridge, der zum Commando der Truppen bestellt war, ein. Die inneren Angelegenheiten lagen in der Hand des Grafen Bremer, welcher mit seinem Freunde Rehberg, unterstützt von Münster, einen neuen besseren Zustand einzuführen strebte. Minister Decken dagegen wollte wo möglich, nach Art Kurhessens, ganz das Alte herstellen, er wollte Landschaften, wo Bremer Stände, er wollte Wiedereinführung der Exemtionen, wo jener die Abschaffung beizubehalten beabsichtigte. Decken dachte nur an Provinzen mit Personalunion des Königs, während Münster, Bremer, Rehberg den Gedanken eines

modernen Staats gefaßt hatten. Man schlug 1814 den leidigen Mittelweg ein — man bildete eine provisorische Ständeversammlung aus den alten Elementen der Landschaften, erließ die s. g. transitorischen Gesetze, die gleichfalls eine Mittelstraße gingen, aber doch Alles vernichteten, was zur Verbesserung bäuerlicher Verhältnisse geschehen war, — nahm selbst Verkäufe der Hildesheimer Domainen und Klostergüter zurück. Der erste Schritt zu einer Staatseinheit wurde aber doch gethan, als es gelang, aus der provisorischen Ständeversammlung die Vereinigung der Finanzen der Provinzen zu einem Ganzen hervorgehen zu lassen. Dabei wurden Lüneburg, Bremen und Hoya stark verletzt, aber den Landschaften war der Lebensnerv abgeschnitten, das Princip der Stände war gerettet. Daß man es damals noch ehrlich meinte, daß die von Stein angeregten Gedanken durch Münster noch nach außen vertreten wurden, das beweisen nicht nur viele Privatschreiben, das beweiset namentlich die hannoversche Erklärung vom 21. Oct. 1814.

Indessen war Napoleon von Elba zurückgekehrt; und jetzt stößt man zuerst auf eine Thätigkeit des Herzogs von Cumberland. Derselbe rüstete ein Regiment Husaren aus, in welchem sich der Adel sammelte. Das Regiment trug den Namen seines Führers, machte diesem bei Waterloo aber keine Ehre.

Warum der Prinz-Regent, warum Münster dem Herzoge von Cumberland, welcher 1813 brittischer Feldmarschall geworden war, den Wunsch nicht gewährten, das neue Königreich Hannover zu gouverniren, — liegt im Dunkeln. Hormayr, der Auskunft darüber hätte geben können, schweigt wohlweislich. Die Münster'schen Acten werden wohl noch die nöthigen Data enthalten. Münster war nicht der Mann darnach, einen so großen politischen Fehler zu machen, den

muthmaßlichen Thronfolger von dem Lande, das er einst regieren sollte, fern und fremd zu halten, wenn er nicht die entschiedensten Gründe dazu gehabt hätte. Daß die Prinzessin Charlotte von Wales, erste Gemahlin des nachmaligen Königs Leopold von Belgien, damals noch lebte, mochte mitwirkend sein, keinenfalls war es entscheidend. —

Der zweite Pariser Frieden zeigte die Nullität der kleinen und mittleren Staaten im neugeordneten europäischen Concert — selbst das unter Englands Protectorat stehende Hannover mußte Lauenburg abgeben, damit nur der Castlereagh-Wellington'sche Plan eines burgundischen Reichs verwirklicht werde. Hannover gewann freilich Ostfriesland, Meppen, Lingen und das nördliche Eichsfeld, blieb aber in seiner südlichen Hälfte ganz von Braunschweig durchschnitten und hatte selbst mit seinen westlichen Provinzen Osnabrück und Ostfriesland keine Verbindung als durch Preußen. In diese Zeit der mächtigsten Erregung fällt Ernst August's Vermählung mit der Verlobten seines Bruders, des Herzogs von Cambridge, der Wittwe des Prinzen Louis und der geschiedenen Frau des 1814 gestorbenen Fürsten Solms-Braunfels. Sie war die Nichte der Königin Charlotte von England, die Schwester des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, die Schwester auch der Königin Louise von Preußen, der unvergeßlichen, die sie an Schönheit noch übertraf, deren Gegentheil sie aber war in Eigenschaften des Geistes. Die Ehe war mit Genehmigung des Prinz-Regenten, aber gegen den Wunsch der Königin-Mutter geschlossen, welche ihre Nichte und Schwiegertochter, so lange sie lebte, nie am Hofe empfing, auch gegen alle Vorstellungen unerbittlich blieb. Während der Regierung Georg's IV. wurde die Herzogin dagegen regelmäßig vorgestellt und fuhr von da an fort, den Hof zu besuchen. Die Chronique scandaleuse findet sich bei Vehse.

Aus dieſer Ehe, deren glückliche Häuslichkeit viel gerühmt iſt, wurde am 27. Mai 1819 der jetzige König von Hannover, Georg V. geboren. Ob derſelbe ſchon bei der Geburt der Sehkraft des einen Auges beraubt war, liegt im Dunkeln, wie denn auch nicht feſtſteht, auf welche Weiſe er das zweite Auge verloren hat. Man erzählt, daß er ſich beim Spiel mit der Börſe in das Auge geſchlagen habe.

Ernſt Auguſt lebte ſeit 1814 meiſt in Berlin, von wo er ſich nur nach England begab, wenn es ſich um wichtige hochtoryſtiſche Fragen handelte; z. B. um den Prozeß gegen die Königin Caroline, als deren entſchiedenſter Gegner er auftrat. Ein Antrag auf Erhöhung ſeiner Apanage auf 18000 Pfd. Sterl. wurde 1818 im brittiſchen Parlamente mit 143 gegen 136 Stimmen abgelehnt, ſpäter ſolche aber bewilligt, ſogar auf 21000 Pfd. Sterl. erhöht.

Unterdeß wurde Hannover nach wie vor von dem Adel regiert; der Herzog von Cambridge war zu ſchwach und zu wohlwollend, in irgend welcher Frage ſein perſönliches Gewicht in die Wagſchale zu legen. In der proviſoriſchen Ständeverſammlung bildete ſich eine geſchloſſene Adelsoppoſition, welche beſtrebt war, Alles an die Provinzial-Landſchaften zu ſchieben, namentlich die Grundſteuerexemtionen. In der Verſammlung hatte dieſe Adelsclique die Majorität davon getragen, aber Rehberg, von Münſter und Bremer unterſtützt, ordnete die Sache nach dem Standpunkte des einheitlichen Staates und wies in der Form von Reſcripten ad mandatum (vom 27. Juli 1817) die Beſchlüſſe zu Gunſten der Landſchaften zurück. Die Carlsbader Beſchlüſſe und die Intriguen Metternich's brachten indeß eine Umſtimmung in den Anſichten des Grafen Münſter hervor. Er begann offenbar ſich vor der nahenden Sündfluth zu fürchten und glaubte, ihr Dämme entgegenthürmen zu müſſen. Sein nach Hormayr unzählige Male wiederholtes Wort: „Die

Antichambre will durchaus in den Salon, das iſt ein Hauptkampf unſerer Zeit" bezeichnet ſeinen Standpunkt. Münſter nun befahl plötzlich die Theilung der Verſammlung in zwei Kammern und ordnete durch Reſcript vom 19. Oct. 1818 die modificirte Wiederherſtellung der Provinzial-Landſchaften an. Die Ständeverſammlung opponirte, aber ohne Saft und Kraft, indem ſie bat: daß Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent erſucht werden möge, von der Einrichtung zweier Kammern wegen der daraus für das Ganze erwachſenden verderblichen Folgen zu abſtrahiren. Die Gründe waren ſodann ausführlich beigefügt. Es war aber die Zeit der Gründe entſchieden vorüber, und ein Reſcript, nicht an die proviſoriſche Stände-Verſammlung ſondern an die erſt in's Leben gerufenen Provinzialſtände gerichtet, fertigte den Beſchluß damit ab, daß derſelbe nur von einem Theile der Mehrheit herrührte, und durch Patent vom 7. Dec. 1819 wurde ſodann eine Verfaſſung octroyirt, welche eine ritterſchaftliche und eine bürgerliche Kammer einführte. Das Land ſchwieg dazu. Eine hannoverſche Preſſe gab es überall nicht, und die deutſche ſtand unter den härteſten Cenſur-Maßregeln. Rehberg, von Bremer verlaſſen, wurde geſtürzt, der Adel feierte ſeinen Triumph. Das Patent vom 7. Dec. hatte die Rechte der Stände, überhaupt das Materielle einer Verfaſſung nicht geordnet, und jene ſtrebten auf Grund der hiſtoriſchen Rechte der Landſchaften nach feſtem Boden. Wenigſtens die erſte Kammer, denn in der zweiten überwog ſchwächliches Staatsdienerthum. In der erſten Kammer kräftigte ſich die Adelsoppoſition durch Münſter's Unterſtützung, der dadurch dem Miniſter Bremer, mit dem er in Differenzen gerathen war, ſeine Stellung erſchwerte, und es dem Staatsdienerthum unmöglich machte, die Exemtionen des Adels aus dem Wege zu räumen, wozu es an gutem Willen bei der Regierung nicht fehlte. Dieſe letztere war

wieder wie vor 1803 in die Hände der Generalsecretäre und Ministerialreferenten gefallen, welche arbeiteten, während die adligen Minister die hohen Gehalte bezogen. Der Geheime Kabinetsrath Rose leitete seit Rehberg's Ungnade die Finanzen und das Ständewesen d. h. Alles. Münster's Verhältniß zu Metternich war seit 1822 abermals ein anderes geworden, er fühlte das Drückende der österreichisch-preußischen Hegemonie in Bundessachen, hatte gegen die Grundsätze des Congresses von Verona in Frankfurt seine Stimme abgegeben, darauf gedrungen, daß die Beiträge zur Erhaltung der Bundesfestung Mainz aus dem noch immer zinslos bei Rothschild stehenden Capital der 21 Millionen genommen würden, und in der holsteinschen Frage gegen Oesterreich gestimmt. Dazu kamen seit 1826 die braunschweigschen Händel. In Hannover suchte sich Bremer von der Allgewalt der Londoner Kanzelei zu emanzipiren. Die Kammern hatten seit 1830 in Wallmoden und Stüve Vermittlungspunkte gefunden, und noch vor der Juli-Revolution kam eine Art von Vergleich zu Stande, wonach die zweite Kammer in die Verminderung der Grundsteuer, die erste in Ablösbarkeit der Zehnten, Dienste und sonstigen Gefälle willigte. Die Osteroder-Göttinger Unruhen wurden von Hannover aus benützt, Münster die Allmacht aus den Händen zu winden, den Schwerpunkt der Regierung, der seit 1813 in London gewesen, nach Hannover zu verlegen. Mit abermaliger Umgehung des zweitnächsten Thronfolgers wurde der Herzog von Cambridge zum Vice-König ernannt.

Der Herzog von Cumberland hatte indeß in England als eifrigster Beschützer der Hochkirche gegen die Emanzipation der Katholiken gekämpft, der seine Brüder, die Herzoge von Clarence und von Sussex, sich günstig zeigten. Die Orange-Logen, — die man einer Verschwörung zur Aenderung der Thronfolge beschuldigte und deretwegen man eine

Untersuchungscommission niedersetzte, in welcher Anträge auf Sendung verschiedener Personen nach Old-Baily laut wurden, standen unter seinem besonderen Schutz; er war Gegner der Corporation- und Testacte, wie der Reformbill, und die Engländer sahen mit steigender Unruhe Personen, die zwischen ihm und dem Throne standen, hinwegsterben.

Die Katholiken-Emanzipation war durchgesetzt, selbst Wellington zu ihr übergetreten, Georg IV. war gestorben, Wilhelm IV. hatte den Thron bestiegen, die Reformbill siegte. Jetzt ward auch Hannover eine Verfassung, auf die das Land drang, verheißen. Die Verhandlungen, die in der Ständeversammlung darüber gepflogen wurden, zogen sich in die Länge. Das Resultat war, daß die erste Kammer, wie sie bisher bestanden, beibehalten, daß die zweite, schon 1832 durch bäuerliche Elemente gestärkt, noch mehr durch solche verstärkt wurde. Vereinigung der Kassen, — welche den Ständen eine gewisse Controle über den Staatshaushalt gab, aber dem Könige das Recht reservirte, seine Krondotation in Domanialgrundstücken ausscheiden zu lassen, — ein Steuerbewilligungsrecht, — das selbst in den Wiener Ministerialconferenzen von 1834 als correct befunden wurde, — einige Vermehrung ständischer Befugnisse waren die kümmerliche Frucht jahrelanger Berathung. Die Regierung modificirte aber auch diese Errungenschaften noch, und publicirte das Staatsgrundgesetz im Jahre 1833 mit Aenderungen, die den ständischen Beschlüssen nicht entsprachen. Das Staatsgrundgesetz sicherte kein einziges wesentliches Volksrecht, es kräftigte höchstens das Staatsdienerthum.

Die 1833 gewählten Stände lieferten den besten Beweis von der Schwäche der Verfassung und der Gleichgültigkeit des Volkes gegen dieselbe. Das bürgerliche Staatsdienerthum hatte in der zweiten Kammer die Majorität, aber weder die Macht, die grundgesetzlich ausgesprochene Auf-

hebung der Exemtionen durchzuführen, noch die Kraft, die verheißenen Ersparungen im Civiletat durchzusetzen. Dagegen wurden Reductionen im Militär-Etat durchgeführt und ein neues Steuersystem geschaffen, das bald mehr Steuern lieferte, als man zu den Ausgaben bedurfte. In der ersten Kammer hatten Geheimrath Scheele, Feldzeugmeister von der Decken, von Voss, von Lütken u. A., wie 1815—19 gegen Rehberg, so gegen Rose eine Adelsopposition gebildet, die an Kraft zunahm, als man in Hofkreisen von der schwankenden Gesundheit Wilhelm's IV. genaue Kunde erhielt. Man war mit dem, in Berlin von dem Herzog Carl von Mecklenburg und Genossen in der Kunst über Deutsche zu herrschen unterrichteten Thronfolger in Verbindung getreten und hatte von diesem das Versprechen erlangt, die Ablösungsordnung aufzuheben, ihm dagegen Beihülfe zum Sturz des Staatsgrundgesetzes und zur Wiedererlangung der Domainen zugesichert. Der Thronfolger hatte große Schulden in Berlin; er kam 1836 und im Frühjahr 1837 nach Hannover und knüpfte die Verbindungen enger. Man suchte auch den Grafen Münster, der in ländlicher Zurückgezogenheit in Derneburg lebte, in das Complott zu ziehen und ihm die Führerschaft anzubieten; es scheint indeß, daß er ablehnte und mehr vermitteln wollte.

Am 24. Juni wurde Hannover von der Nachricht des am 20. Juni erfolgten Todes Wilhelm IV. überrascht. Nun lautes Frohlocken und übermüthiges Jubeln in der Adelskammer, Schwäche bei dem Ministerium und bei dem überredungstüchtigen Rose, Schwäche aber vor allen in der zweiten Kammer, die den Kopf gänzlich verloren zu haben schien. Die Adelskammer wollte nicht, daß in einer Adresse an den König der Verfassung auch nur Erwähnung geschehe. Das allein hätte die zweite Kammer zu Energie auffordern sollen. Allein in dieser fehlten die Führer, welche eine

Partei hinter sich gehabt hätten, nur der junge Lang führte die bremischen Bauern oder wurde von ihnen geführt, und ihn hielt der eigene Vater schon damals für unzuverlässig. Die Liberalen von 1831, die Christiani, Freudentheil, Honstedt, Stüve, Theodor Meyer, Syndicus Lang, Bodungen, Syndicus Schwarz, Dr. Lang, Sandvoss u. A. hatten nichts Gemeinsames, was sie zusammenhielt, dagegen zahlreiche Antipathieen, sie wollten alle Führer sein und erkannten Niemand an, dem sie sich unterordneten, selbst Stüve nicht. Nicht einmal zu Verabredungen kam es unter ihnen. Vier Tage wartete man auf die Ankunft des neuen Königs. Man betrachtete das Ereigniß im Volke als ein Glück, seit 123 Jahren hatte man die Monarchie eigentlich nicht gekannt, sondern nur Oligarchie, und diese hatte sich bei der Restauration von 1815 als unfähig erwiesen. Von einem König im Lande, referirt Stüve, erwartete man ein unbestimmtes Glück; die Umstände waren der absoluten Gewalt höchst günstig. Am 28. Juni traf Ernst August in Hannover ein und wurde von Volksjubel begrüßt. Der Graf Münster, Erblandmarschall und als solcher Repräsentant der Stände, begehrte vergeblich eine Audienz für eine ständische Deputation. Am 29. wurden die Stände vertagt. Der König hatte die Formen, die das Staatsgrundgesetz für einen Regierungswechsel vorschrieb, nicht beobachtet, — ein Patent, den Regierungsantritt verkündend, in welchem er bei seinem königlichen Worte die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung versprach, nicht erlassen, also im Sinne der Verfassung die Regierung noch gar nicht angetreten. Man ließ sich die Vertagung in zweiter Kammer schweigend gefallen, — man begrüßte sie in erster mit Jubel.

Der König degradirte die bisherigen Staatsminister zu Departementsministern, und berief den Geheimen Rath Scheele, der im westphälischen Staatsrathe seine Ritter-

ſporen verdient und am Hofe Jerome's der Welfen vergeſſen, wenn nicht gar ihrer geſpottet hatte, zum Cabinetsminiſter. Jedenfalls war er einer von den Adligen, die, wie Hormayr ſagt, „Frauen und Töchter auf die Weide trieben an einem Hofe, der wenigſtens an Sittenloſigkeit mit jenem Ludwig's XV. auf gleicher Höhe ſtand.“ Ein Patent vom 5. Juli ſprach aus, daß der König die Rechtsverbindlichkeit des Staatsgrundgeſetzes bezweifle, indeß die Sache noch einmal prüfen wolle. Noch wäre es Zeit geweſen, den verfaſſungsmäßigen Weg einzuhalten, wenn in den bisherigen Miniſtern nur ein wenig Anhänglichkeit und Liebe zu dem Werke geweſen wäre, das ſie ſelbſt geſchaffen, nur ein wenig Manneswürde, und ein Fünkchen Unabhängigkeitsſinn. Es würde ihnen gelungen ſein, den Verfaſſungsbruch zu meiden, denn der König ſchwankte. Nun aber rief Scheele einen Mann, der ſein Genoß am weſtphäliſchen Hofe und in Jerome's Staatsrathe geweſen war, den Kanzleidirector Leiſt zur Hülfe, und Beide trieben den König auf der verderblichen Bahn weiter. Der ehrliche Juſtizrath von Bothmer ſtand ziemlich allein. Das Patent vom 1. November erklärte das Staatsgrundgeſetz für ungültig.

Das Land erſtarrte unter dieſer nicht geahnten Gewaltmaßregel. Sie war auf die Feigheit der Menge berechnet, die man ſich eben ſo feig und niederträchtig dachte, als ſich Miniſter und Hofvolk gezeigt hatten. Die ſieben Profeſſoren Dahlmann, J. Grimm, Albrecht, W. Grimm, Ewald, W. Weber und Gervinus brachen indeß das Schweigen mit einer würdig gehaltenen Proteſtation, um der ſtudirenden Jugend nicht als Männer zu erſcheinen, welche mit Eiden ein leichtſinniges Spiel treiben. Als man ſah, daß das „Federvieh in Göttingen“ dieſen Muth hatte, mußte ein neuer Gewaltſtreich folgen, um von jeder Nachfolge abzuſchrecken: man entſetzte die Sieben ohne Urtheil und Recht, ja man vertrieb

Dahlmann, Jacob Grimm, Gervinus zugleich aus dem Lande ohne Richterſpruch und verhinderte die Studenten, ſo viel man durch polizeiliche Maßregeln und Drohungen konnte, ihren Lehrern das Ehrengeleit zu geben.

Die Hannoverſche Zeitung hatte ſchon früher bei Gelegenheit der Rothenkircher Adreſſe ein Syſtem der Fälſchung und Lüge angefangen, das an die kraſſeſten Vorgänge Napoleoniſcher und franzöſiſcher Zeit mahnte. Von Napoleon und Hieronymus hatte Herr von Scheele gelernt, wie man dem Volke befehlen könne, ſeine Freude durch Deputationen u. dergl. an den Tag zu legen. Demgemäß wurden zunächſt die Provinziallandſchaften befohlen, dem Könige ihre Glückwünſche zur Thronbeſteigung durch Deputationen darzubringen; ſpäter ließ man den König Reiſen durch das Land machen und Huldigungen entgegennehmen, um die Welt zu täuſchen und dieſelbe glauben zu machen, Alles, was das Cabinet Scheele im Namen des Königs thue, finde die Zuſtimmung des Volkes. Allein es begann von Osnabrück aus, unter Stüve's Leitung, eine in den Schranken des Geſetzes gehaltene maßvolle Oppoſition, die ſich bald über alle bedeutenderen Städte und viele ländliche Wahlcorporationen des Landes ausdehnte. Dieſe Oppoſition focht für die Rechtsgültigkeit des Staatsgrundgeſetzes und hatte ihre Hoffnung auf den deutſchen Bund geſetzt. Der Bund ließ das Volk natürlich im Stiche, erklärte ſich für incompetent und legte Alles in die Hände einer durch Minoritätswahlen corrumpirten, mit dem ungemeinſten Wahlzwange zuſammengebrachten, kaum beſchlußfähigen Ständeverſammlung*).

*) Vier Bände des hannoverſchen Portfolio, das deutſche Staatsarchiv und neuerdings eine Darſtellung von Oppermann „Zur Geſchichte Hannovers“ geben eingehende Schilderungen der damaligen Zuſtände, der geübten Gewalt. Wer Erfinder der Confinationen war, durch die man Wehner, Detmold, Böſe auf den engſten Raum ihres Wohnſitzes be-

In dieſen corrumpirten ſo genannten Ständen benutzte der Adel der erſten Kammer die Schwäche der unvollſtändigen zweiten Kammer, die Provinziallandſchaften zu befeſtigen, die Exemtionen zu ſchützen. Man gab die Unabhängigkeit der Juſtiz Preis — im Competenzconflictenhofe; rettete aber vor der auch hier nachgiebigen zweiten Kammer, das Zuſtimmungsrecht zu den Geſetzen, da Ernſt Auguſt ernſtlich darauf drang, dem Dinge ein Ende zu machen. Das Verfaſſungsgeſetz vom Auguſt 1840 ſtellte die Kaſſentrennung her und belaſtete, nach einer Berechnung Stüve's, die Landeskaſſe um jährlich 460,000 Thlr. — Hannover, Osnabrück, Hameln proteſtirten noch im letzten Augenblicke gegen die Publication des Verfaſſungsgeſetzes, — natürlich vergebens. — Das glänzendſte Zeichen der innern Fäulniß und Verwerflichkeit ſetzten ſich aber die Stände durch das Wilddiebſtahlsgeſetz von 1840, das den Jäger ermächtigte, auch den fliehenden Wilddieb todt zu ſchießen.

Im Sommer 1841 machte die Oppoſition, welche in der zweiten Kammer die Majorität hatte, noch einmal einen ſchwachen Verſuch, dem Bunde und der öffentlichen Meinung zu zeigen, daß man am Staatsgrundgeſetze feſthalte: man enthielt ſich nämlich einer eingehenden Berathung der Regierungsvorlagen, und wenn die Geſchäftsordnung es auch nicht erlaubte, eine förmliche Incompetenz-Erklärung auszuſprechen oder wenn dazu der rechte Muth fehlte, ſo brachte man es doch dahin, daß bei dem Abſchluß des Steuerjahres die Steuern unbewilligt blieben. Nun erfolgte die Auflöſung der Stände und jene aufſehenerregende Proclamation

---

ſchränkte und ſie mit Gensdarmen umgab, die ihnen auf Schritt und Tritt folgten, weiß ich nicht. Das Alles ohne Urtheil und Recht. Die Entſetzung Rumann's und der Tumult der Hannoveraner, manche ernſte, manche ergötzliche Epiſode wäre noch zu erzählen, wenn es nicht am Raum gebräche.

vom 14. Juli 1841 — welche der Kammer vorwarf, sie habe „das schmachvolle Schauspiel geboten, daß schlichte, biedere, in ihren Privatverhältnissen jeder Achtung würdige Landleute, durch unwahre Vorstellungen von gekränkten Rechten verleitet — während es sich bei Uns nur um Erhaltung und Wiederherstellung des wahren und wirklichen Rechts gehandelt hat, — daß, sagen Wir, solche Landleute zu rein mechanischen Werkzeugen der gefährlichsten und rücksichtslosesten Despotie, nämlich der der heutigen so genannten liberalen Partei herabgesunken waren, einer Partei, die kein öffentliches Recht noch Privatrecht achtet, der jedes Mittel willkommen ist, wenn es gilt auf Kosten der Regierung oder der Unterthanen ihren staatsgefährlichen Lehren Opfer zu bringen." In dem Tone solcher bekannten Gentzischen Phrasen ging es weiter. Namentlich wurde der Präsident der zweiten Kammer Theodor Meyer aus Lüneburg, der spätere Minister Ernst August's nach freier Wahl, als ein Mann charakterisirt, von dessen Bemühungen, die untheilbare landesherrliche Gewalt unter ein Mitregiment der Stände zu bringen, die ständischen Verhandlungen seit 1833 den Beleg lieferten. Es wurde ihm Befangenheit, Trugschlüsse, Geringschätzung der materiellen Interessen des Landes vorgeworfen. Die Mehrheit der zweiten Kammer war eines bösen staatsgefährlichen Willens bezüchtigt, ja verbrecherische Pläne, die dazu geeignet waren, ihre Urheber mit Abscheu und Verachtung zu belasten, als nicht unwahrscheinlich dargestellt. Mit Widerwillen habe der König des verbrauchten wahrhaft aufrührerischen Behelfes zu gedenken, unter Betheuerungen der Treue für seine allerhöchste Person, sich in Schmähungen gegen seine vertrauten Diener zu ergießen.

„In allen wichtigen Staats- und Regierungsangelegenheiten sind Unsere getreuen Rathgeber die Vollzieher Unseres königlichen Willens." So hieß es, und so war es: der

königliche Wille regierte allein, verantwortliche Minister gab es nicht mehr, die Stände waren oder sollten wenigstens nur leerer Popanz sein, das Auge des blöden Volkes zu täuschen. —

Die allerhöchste Person des Landes selbst war durch diese fortwährenden Kämpfe um die Verfassung kaum zur Ruhe gekommen und wenn sie Scheele auch, nach Jerome's französisch-westphälischer Art, das Land bereisen und befohlene Huldigungen in Empfang nehmen ließ, der König war durch seine Stellung als Parteiführer im Oberhause doch so scharfblickend geworden, daß er einsah, er habe sich durch Scheele's Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen zu einer ganz unnöthigen Gewalt. Diese Einsicht und körperliche Krankheitsfälle machten denselben häufig sehr übellaunig, und diese schlechte Laune entlud sich dann nicht selten auf die Departements-Minister, welche sich 1837 so ohne allen Widerstand seinem absoluten Willen unterworfen hatten.

Die Königin, welche Ernst August allein zu beherrschen verstand und welche an der vielfach im Lande verübten Gewalt keinenfalls schuldlos war, war am 29. Juni gestorben. Der König war über diesen Verlust sehr erschüttert, denn wie er Frauen immer sehr geliebt, seine Frau hat ihn zu fesseln gewußt*). Der Kronprinz war erblindet, das ließ sich, so sehr man es zu verhehlen bemüht war, nicht mehr der großen und offiziellen Oeffentlichkeit verbergen. Kurz nach der Auflösung der Stände am 3. Juli 1841 wurde denn auch

*) Der König hat dem Schlosse Herrenhausen gegenüber, dicht an der Bremen-Minder Eisenbahn ein von Parkanlagen umgebenes Mausoleum bauen lassen, von Außen unansehnlich, im Innern von carrarischem Marmor. Die von Rauch ausgeführte Statue der Königin Friederike, auf einem Ruhebette liegend, befindet sich in der oberen Halle. Später ist auch die des Königs selbst hinzugekommen.

durch ein königliches Patent festgesetzt, wie die Unterschrift des einstigen Königs, wenn er blind bliebe, durch Zeugen festgestellt werden sollte. Zwölf Personen wurden bezeichnet, die eidlich zu verpflichten seien, und von denen zwei zu jedem Acte, der eine Unterschrift heische, zugezogen werden und bezeugen sollten, daß dem Kronprinzen die Ausfertigung in ihrer Gegenwart vollständig vorgelesen und von ihm unterzeichnet sei.

Es war dieses Patent ohne alle ständische Genehmigung erlassen, und doch betraf es eine Einrichtung, die über alle Rechtsformen und allen Rechtsinhalt im Lande gesetzt war, eine Einrichtung, welche die wichtigsten Gesetze, Entschließungen, Rescripte in ihrer mitgetheilten Form vom Vorlesen abhängig machte. Der Kronprinz war nur durch seine einfache Genehmigung an diese Einrichtung gebunden, welche so wenig Sicherheit gewährte, und welche durch neue Einrichtungen mit noch größerem Monopole in jedem Augenblicke, wo dieselbe dem künftigen Könige irgend unbequem wurde, ersetzt werden konnte. Daß das Surrogat einer Verifications-Commission das Selbstsehen des Königs in keiner Weise ersetzen konnte, bedurfte keines Beweises. Daß trotz aller Zeugen als Zuhörer der vortragende Minister etwas Anderes lesen konnte als geschrieben stand (und wie wichtig ist oft ein kleines Wort), wer mochte das bezweifeln? Es war daher unmöglich, zu constatiren, daß der Regierende wirklich seinen eigenen Willen unterschrieben. Dazu kam der Uebelstand, daß außer den Ministern noch immer zwei Personen in die wichtigsten, oft geheimen, Staatsacte eingeweiht werden und daß die 12 Beglaubigungs-Männer bei Ausübung ihrer Functionen nothwendig einen politischen Einfluß gewinnen mußten. Einen blinden Herrscher kannte man nur im byzantinischen Kaiserthum. Sowohl die alte Geschichte als das Mittelalter hielt Blindheit und Regieren für absolut

unvereinbar, und die Deutschen verlangten von ihren Kaisern, daß keiner derselben vitiatus in corpore aut infectus sei, nicht einmal schielen durfte er. Um regierungsunfähig zu machen, pflegte man im Mittelalter zu blenden, wenn man nicht tödten wollte. Ihr Mitarbeiter Dr. H. B. Oppenheim hat 1844 staatsrechtlich erörtert, daß nach römischen, Feudal- und Reichsrechten, wie nach altem Volksrechte der Kronprinz von Hannover gar nicht successionsfähig war, wie auch das Staatsgrundgesetz von 1833 die eigene Ausübung der Regierung verlangte, die bei Blindheit unmöglich war. Daß der § 17 des Landesverfassungsgesetzes nur von einem solchen geistigen Zustande sprach, welcher den Regierungsnachfolger zur Führung der Regierung unfähig mache, konnte die bestehende Rechtsnorm nicht ändern, ganz abgesehen von den Gründen, welche das Landesverfassungsgesetz selbst als ungültig entstanden erscheinen ließen.

Ende des Jahres 1841 ward eine neue Ständeversammlung berufen. Ich schweige von den frevelhaften Mitteln, welche angewandt wurden, um nur der Regierung ergebene Personen in die Kammer zu bringen, aber ich muß der königlichen Verordnung gedenken, wodurch bestimmt wurde, daß der gewählte Deputirte vor Annahme der Wahl einen schriftlichen Revers auszustellen habe, durch den er sich verpflichte, auf Ehre und Gewissen das Landesverfassungsgesetz vom 6. August 1840 als unbedingt verbindliche Vorschrift anzuerkennen; sich verpflichte, den Versuch, die Wirksamkeit der Stände oder einer Kammer zu hemmen oder fruchtlos zu machen, als verfassungs- und pflichtwidrig zu betrachten, und gelobe, sich einem solchen Versuche niemals anzuschließen. Obgleich diese Verordnung ohne ständische Genehmigung nicht hätte erlassen werden dürfen, wurden dadurch weitere Versuche, die Rechtsbeständigkeit des

Staatsgrundgesetzes zu wahren, abgeschnitten und die Anerkennung des Verfassungsgesetzes gleichsam erzwungen.

Die Geschichte Hannovers im Jahre 1841 hat mit der Geschichte Kurhessens im Jahre 1860 die größten Aehnlichkeiten. Die Wahlen fielen trotz aller Anstrengungen nicht im Sinne des Cabinets aus, und die Stände von 1841 bis 1847 haben, da beide Kammern durch das Medium des Schatzcollegiums mindestens in allen Finanzfragen zusammenhielten, dem Könige den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt. Was die Theilung der Ueberschüsse der Vorjahre anbetraf, kam es zwar zu einem für die königliche Kasse nicht ungünstigen Vergleiche, dagegen waren alle Anstrengungen, eine Bewilligung für Verstärkung des Heeres, namentlich der äußerst kostspielig formirten, mit überflüssigen Offizieren versehenen Cavallerie zu erhalten, vergeblich, und Hülfe des Bundestages blieb aus. Nun war es aber eine Lieblingsidee des Königs, die schönste und beste Cavallerie auf dem Continente zu haben. Nach dem Lüneburger Lager waren die Urtheile der Sachverständigen sehr getheilt, darin allein war man einig, daß die hannoversche Cavallerie nach den Blauen, die Ernst August in England commandirt hatte, die kostspieligste Truppe der Welt wären. Der König fügte sich den ständischen Beschlüssen, welche eine Verringerung der Cavallerie auf den bundesmäßigen Etat beantragten, indeß nicht, sondern gab die Erklärung ab, daß die Augmentations-Mannschaft fortan aus der königlichen Kasse gehalten werden solle, ein Umstand, der die Zustände dieser so befriedigend erscheinen ließ, daß Stände nothwendig zu dem Schlusse kommen mußten, daß der ständische Zuschuß von 100,000 Thlr. zu dieser Kasse nicht mehr nöthig sei. In der That aber lag die Sache so, daß die Militärverwaltung an anderen Dingen, mochten sie auch noch so nothwendig oder nützlich sein, zu

ſparen ſuchte, um die Koſten dieſer Augmentations-Mannſchaft zu erſchwingen, wurde doch ſelbſt die Extravergütung von 8 Pfennigen für den Tag, welche die Stände den eingeſtellten Militärpflichtigen (Infanterie) bewilligt hatten, mehrere Monate nicht ausbezahlt, bis das Geſchrei über dieſe Verkürzung zu groß wurde.

Der Kronprinz Georg, der am 27. Mai 1843 vierundzwanzig Jahr alt wurde, hatte ſich im Jahre vorher verlobt mit Marie Alexandrine, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, die ein Jahr älter war als er ſelbſt. Die Vermählungsfeierlichkeiten fanden am 18. Februar 1843 ſtatt, zwölf Excellenzen hielten bei Hof einen majeſtätiſchen Fackeltanz, die Silberkammer mußte ihre Hauptzierden ſpenden, und die königlichen Tafeln wollten ſchier brechen unter der Maſſe von Silber und Gold, mit der man ſie überladen hatte. Die Reſidenzphiliſter machten die größten Anſtrengungen, durch Ehrenpforten, Illumination u. ſ. w. ihre Huldigungen darzubringen. Der König ließ ein Feuerwerk abbrennen, eine damals in Hannover noch ſeltene Erſcheinung. Den Mittel- und Oberbehörden in allen Landestheilen wurde befohlen Deputationen zu ſenden, denen ſpäter ſogar geſtattet wurde an den Hoffeſtlichkeiten theilzunehmen, auch wenn ſie nicht hoffähig wären, was indeß bei dem ungeheuren Andrange der Hoffähigen, der Ritter und Offiziere aus allen Provinzen und Ecken des Landes, der auswärtigen Fürſten und Würdenträger, Wenigen gelang. Eine Amneſtie für die politiſchen Vergehen, namentlich für Magiſtrat und Bürgervorſteher der Reſidenz, denen man nebſt dem Advocaten Detmold wegen einer Eingabe bei dem Bunde einen Majeſtätsbeleidigungs-Prozeß gemacht, wurde vergeblich erwartet.

Das junge Paar, dem die Stände eine ausreichende, wenn auch nicht übermäßige Apanage bewilligt hatten, be-

gann nun seine eigene Haushaltung im Fürstenhofe. Das Publikum hatte bis dahin sehr wenig von dem Kronprinzen vernommen: er schien vom Vater und vom Hofe ignorirt zu werden und wurde es daher auch von der großen Masse.

Auf die Bildung des Kronprinzen hat allem Anschein nach sein Adjutant und Quasi-Erzieher, der spätere Oberforstmeister von Düring, den geringsten Einfluß; die mütterliche Erziehung hat wohl zunächst und hauptsächlich bestimmend auf ihn gewirkt. Schon in früher Jugend soll der mütterliche Oheim, Prinz Carl von Mecklenburg, das Ideal des Prinzen gewesen sein, in dessen Phantasie sich mystische Bilder von Majestät und Königswürde, wie sie am byzantinischen Hofe und im Hause der Stuarts einst in Geltung waren, bildeten. Ein ehemaliger Hauslehrer des Prinzen von Bentheim-Steinfurth, der durch Fürsprache des Prinzen Bernhard von Solms-Braunfels „Vorleser Sr. Königl. Hoheit" wurde, der Hofrath Bode, war ein Mann von zu beschränktem Geiste und zu demüthigen, kriechenden Wesens, als daß derselbe irgend erheblichen Einfluß auf die Erziehung des herrischen Prinzen hätte gewinnen können. Welche Zeitungen, welche Werke aus der deutschen, französischen und englischen Literatur dem Kronprinzen vorzulesen seien, das wurde Bode bei Lebzeiten der Königin von dieser, nach deren Tode von der einflußreichen Umgebung des Königs Ernst August vorgeschrieben. Der Prinz zeigte von früh an eine große Neigung sich in der hannoverschen Landesgeschichte zu unterrichten; wie diese Neigung befriedigt und aus welchen Quellen er seine in der That großen Kenntnisse in dieser Beziehung geschöpft hat, weiß man nicht; Spittler's vortreffliche Anfänge und Moser's Werke scheinen indeß diesem Studium nicht zu Grunde gelegt zu sein, — vielleicht Pfeffinger und andere Chronisten, und die braunschweig-

lüneburgische Geschichte von Havemann, dem Exdemagogen, für die Jugend. Die militärische Umgebung des jungen Fürsten, Rittmeister von Hedemann und Adjutant Ernst von Freese, konnten nach ihren Charakteren einen schlimmen Einfluß auf den Prinzen nicht üben, denn, wenn auch adelsstolz und hochfahrend, war letzterer doch wahr, derb, männlich, ersterer eine zu ritterliche Gestalt, als daß sie den Prinzen etwa in der Kunst des Schauspielens hätten unterrichten sollen.

Endlich ist noch ein Consistorial-Rath Bergmann, ein anscheinend trockener Actenmensch von absolutistischer Gesinnung, zu erwähnen, welcher erkoren war, dem Thronfolger juristische Disciplinen beizubringen; wir lernen diesen Mann später als Minister des Cultus noch näher kennen. Wie sich in dieser Umgebung ein Charakter wie der Georg's V. bilden konnte, das wird erst die spätere Geschichte aufklären.

Das Verhältniß des Königs zu dem Kronprinzen war damals noch ein leidliches. Lord Granville, der bei drei aufeinander folgenden Generationen des brittischen Zweiges des Hauses Braunschweig in Gunst stand, hatte einst im Rathe der Minister gesagt: „diese Familie hat immer gehadert und wird von Generation zu Generation immer hadern.“ Es ist wahr, von der Zeit des Fürsten, der, wie Macaulay sagt: „nicht eine Zeile von Pope lesen konnte und der nichts liebte als Punsch und fette Weiber,“ bis herab zu der Zeit des Prinz-Regenten, gab es vier Prinzen von Wales, die mit ihren Vätern in Streit lebten und fast fortwährend in der Opposition standen. Es schien, als wenn „diese Eigenthümlichkeit des Hauses Braunschweig“ bei dem Enkel Georg's III. nicht stattfände, man hörte nie von der geringsten Opposition des Kronprinzen, er schien sich dem Willen des sehenden kräftigen Vaters fügsam unterzuordnen, und man

bedauerte ihn im Publicum, daß er vom Vater so abhängig und streng behandelt wurde. Zwar reiste der König Ende Mai nach England und übertrug officiell dem Kronprinzen die Regierung, allein dies war mehr Schein als Wirklichkeit, es war nur ein Versuch, dem Lande, Deutschland und den Agnaten in England zu zeigen, daß der blinde Sohn regieren könne, es sollte die oben erwähnte Verifications-Verordnung einmal zur Anwendung gebracht werden. Ernst August war so eifersüchtig auf sein Regiment, daß während seiner dreimonatlichen Abwesenheit eigentlich Nichts geschah, selbst das Nothwendigste nicht; eine Verordnung vom 8. Juni gegen die Vertreibung des Rotzes und Grindes bei den Pferden erließ er von London aus. Der Regent verkündete während des ganzen Zeitraums nur ein Patent von wenig Worten, den mit Dänemark zur Beförderung des Verkehrs zwischen den hannoverschen und holsteinschen Elbufern geschlossenen Vertrag, dagegen lebte der kronprinzliche Hof während dieser Zeit auf und es zeigte sich, wie sehr der jungen Kronprinzessin, trotz ihrer Hinneigung zum Pietismus, das Vergnügen und die Abwechslung Bedürfniß sei.

Nachdem das Tribunal in Celle das Erkenntniß der hannoverschen Justiz-Canzlei gegen den Magistrat der Residenz, welches auf Geldstrafe lautete, bestätigt, hatte, noch vor der Abreise des Königs, Rumann seinen Abschied gegen den Willen des Magistrats gefordert, Frieden mit dem Könige geschlossen und empfing aus dessen Chatullkasse seine Pension von 3000 Thlr. Die übrigen Magistratsmitglieder hatten auch klein beigegeben, waren deßhalb begnadigt. Nur Detmold wurde bestraft. Die Stadt präsentirte nun kurz nach der Abreise ihren bisherigen Syndicus Evers zum Magistratsdirector, einen Mann, der später der Stadt für 25000 Thlr. Kassenscheine entwendete und sich dann im Bade tödtete. Dieser Mensch wußte es dahin zu bringen, daß, als

der König im September von England zurückkehrte, dieser von der Bürgerschaft auf das feierlichste eingeholt und mit Glockengeläut, Illumination u. s. w. begrüßt wurde, was seit seiner Ankunft noch niemals wieder geschehen war. Zugleich bedankte sich der Magistrat für die Begnadigung. So hatte auch die Residenz mit dem König ihren Frieden geschlossen und Magistrat und Bürgerschaft sich gedemüthigt, recht tief gedemüthigt. Und doch war während dieser Anwesenheit Ernst August's in London dort etwas Außerordentliches geschehen, etwas, das bis dahin in der deutschen Geschichte noch nicht vorgekommen war. Der König von Hannover hatte der Königin Victoria von England den Huldigungseid geleistet, geschworen, ihr treuer Unterthan zu sein. Es gab also fortan in dem Rathe deutscher Fürsten einen Unterthan der Königin von England. War dies rechtlich zulässig, war es mit der Würde der deutschen Nation vereinbar? Freilich bezog nun Ernst August seine Apanage als englischer Prinz und Unterthan der Königin, 21000 Pfund, bis zu seinem Tode. —

Seitdem der Schmerz über den Tod der Königin sich gelegt, gelangte Wittwe Gräfin von Grote, geb. v. Schachten, zu einem großen Einfluß. Sie erhielt als erste Staatsdame einen Gehalt von 2000 Thlr. Ernst August machte ihr beinahe jeden Morgen einen Besuch, Nachmittags fuhr sie zum Diner des Königs, Abends war sie an dessen Theetisch. War der König durch Podagra oder andres Unwohlsein an das Bett gefesselt, so mußte Frau v. Grote an seinem Bette sitzen; sie las dem Könige die diplomatischen Depeschen vor, sie erheiterte durch ihre lebhafte Unterhaltung den König in gesunden, wie kranken Tagen. Man nannte die von dieser Dame beeinflußten Personen wohl die Camarilla. Unter den männlichen Mitgliedern dieser Camarilla war der General G. von Düring, bis er Anfang des Jahres

1848 plötzlich in eine bis jetzt unerklärte Ungnade fiel, als Generaladjutant der gefürchtetste Mann am Hofe, obgleich Viele den Hofmarschall Ernst Uncer von Malortie, der den Grafen von Wangenheim und Herrn von Steinberg hatte verdrängen können, für einen noch größeren Intriguanten hielten. Oeffentliche Blätter haben Düring als Chef des im Palais befindlichen, selbst von hochgestellten Personen gefürchteten schwarzen Cabinets bezeichnet. Nach möglichst genauer Erkundigung über dieses zuerst 1849 von der „deutschen Zeitung" erwähnte schwarze Cabinet, schloß man aus dem Verschwinden, angeblich an den König gerichteter Briefe und Bittschriften, Adressen u. dergl., daß diese geöffnet und wenn sie etwas enthielten, was dem Könige unangenehm wäre, verbrannt wurden. Das Ganze beruht auf Vermuthung, der man um so weniger Glauben schenken darf, als G. von Düring den Beinamen „der Biedermann" führte.

Im Cabinet scheint schon seit 1840 der Einfluß von Scheele's, der 1844 starb, vor dem des feineren und leidenschaftsloseren Politikers und Diplomaten von Falcke in den Hintergrund getreten zu sein. Die Departements-Minister waren ohne allen Einfluß und wurden von Ernst August mit einer augenscheinlichen Mißachtung behandelt. Seit 1847 gewann der Kammerrath Alexander von Münchhausen, der bisdahin als hoyaischer Ritter in erster Kammer wohl Opposition gemacht hatte, neben dem jüngeren Scheele festen Boden. Er war Schwiegersohn der Frau von Grote geworden und war ein Mann von vielen Kenntnissen und großem Ehrgeiz, der durch seine Ruhe selbst dem Könige zu imponiren wußte. In den inneren Angelegenheiten wurde man seit 1844 zu einigen Fortschritten gedrängt. Die anfänglichen Ueberschüsse der königlichen Kasse wurden durch Schloß- und Theaterbauten, Straßenerweiterungen u. s. w.

verbräucht, die Mißjahre drückten die noch immer zum großen Theil in Korngefällen, Zehnten u. ſ. w. beſtehenden Einnahmen herab und machten die Regierung von den Ständen viel abhängiger, als ſie es unter dem Staatsgrundgeſetz je geweſen war. — Erſte wie zweite Kammer hatten im April 1847 um Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen gebeten. Der König ließ antworten:

„Oeffentlichkeit ſei nur in ſolchen Staaten von Nutzen, in denen den Organen des Volkes eine weſentliche Theilnahme an der Regierung eingeräumt ſei, in denen die monarchiſche Gewalt durch Verantwortlichkeit der Miniſter gegen die Stände eine Theilung erlitten habe. So weit ſei es Gottlob in Hannover noch nicht gekommen. Die Oeffentlichkeit würde für Hannover nur von Uebel ſein und daher ſei es unabänderlich beſchloſſen, ſie niemals zu geſtatten.“

Das Land antwortete auf dieſe Erklärung im Herbſt 1847 mit entſchieden liberalen Wahlen. Nun kam der März 1848. Der König ſchlug die erſten in Adreſſen und Petitionen laut werdenden Forderungen kurz ab, und während in Süddeutſchland von den Fürſten Conceſſionen auf Conceſſionen gemacht waren, baten die Hannoveraner noch vergebens um Aufhebung der Cenſur.

Erſt als Metternich geſtürzt war, als in Berlin die Dinge zum Aeußerſten ſtanden, am 17. März, gab man dem Andrange der Bürger der Reſidenz in allen Punkten nach, man opferte das bisherige Princip und ließ die Träger deſſelben ſich mit hohen Penſionen zurückziehen, ehe der Sturm ſie ereilte. Dieſes Nachgeben auf einmal bewies die politiſche Klugheit Ernſt Auguſt's. Man wandte ſich an den Mann aus dem Adel, welcher als Schatzrath und Mitglied erſter Kammer dem bisherigen Syſtem die entſchiedenſte Oppoſition gemacht hatte, an den Grafen von Bennigſen. Dieſer wollte nur Stüve zum Miniſter des Innern. Wie man zu den übrigen: Braun, Lehzen,

Düring, Prott kam, ist noch Geheimniß. Dies Ministerium veröffentlichte am 22. März ein Programm, das zwar dem Wünschen und Hoffen der Altliberalen entsprach, keineswegs aber die Erwartungen der damals zuerst auftauchenden Demokraten befriedigte, namentlich nicht in seiner Unbestimmtheit in Beziehung auf Hannovers Verhältniß zu Deutschland. Stüve hatte selbst wiederholt erklärt, das Ministerium habe sich zur Aufgabe gemacht, den weiter gehenden Forderungen entgegen zu arbeiten und die Revolutionirung Deutschlands zu bekämpfen. Das Ministerium war aber auch gegen das Streben nach deutscher Einheit, weil es darin, nach dem Umritt Friedrich Wilhelm's IV. in Berlin, weiter Nichts erblickte als eine Ausbeutung dieses Strebens zu preußischer Machtvergrößerung, weil es darin namentlich die Bestrebungen von 1798 und 1806 wiederholt sah, weil es die geheimen Artikel von Kalisch, kurz das Verschlucktwerden Hannovers durch Preußen fürchtete. Das Ministerium war durch und durch hannoverisch. Hatte der König am 17. März dem an seine Thür klopfenden Volke schon Aufhebung der Censur, Amnestie und Rehabilitation politischer Verbrecher, Associationsrecht, Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, Vereinigung der königlichen und Landeskasse d. h. Mitaufsicht der Stände in Beziehung auf die Verwaltung der Domainen, Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Lande zugesichert, hatte derselbe also den absolutistischen und feudalistischen Standpunkt, den er noch am 21. April 1847 für seinen unwiderruflichen Beschluß erklärt hatte, schon verlassen, so wurde er jetzt ganz zu dem constitutionellen System des Rechtstaats, dem System, das es durchaus ehrlich meinte, übergeführt, und er versicherte wiederholt auf sein königliches Wort, daß er halten werde, was er verspreche.

Das Ministerial-Programm enthielt, was die innere

Entwicklung anbetraf, alle Garantieen, welche die Constitutionellen irgend hochhielten: Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in bürgerlichen wie peinlichen Sachen, so wie Schwurgerichte in letzteren, Rechtsweg in Polizeistrafsachen, Rechtsweg wegen aller Handlungen der Verwaltungsbehörden, wenn sie ihre Zuständigkeiten überschritten, größere Selbständigkeit der Landgemeinden und Aufhebung aller Befreiungen von den Gemeindelasten, Erlassung einer freisinnigen Städteordnung für das Königreich.

Da man die absolutistischen Gesinnungen des Kronprinzen kannte, so drang das Ministerium Bennigsen, das nach Aufhebung des Cabinets ein Gesammt-Ministerium bildete, darauf, daß die Grundsätze des Ministerial-Programms auch die Beistimmung des Kronprinzen erhielten. Diese Beistimmung wurde ertheilt, und daß sie ertheilt sei, öffentlich bekannt gemacht. Wir werden jedoch sehen, daß auch diese Vorsichtsmaßregel zu Nichts nützte.

Diese Grundsätze, die den Staat Hannover aus einem absolutistisch-feudalen in einen wahrhaften Rechtsstaat verwandelten, sollten nun aber streng auf dem verfassungsmäßigen Wege in's Leben geführt werden, d. h. die bestehende Verfassung von 1840 wurde als Basis angenommen, und mit der nach dieser Verfassung componirten Adelskammer und zweiten Kammer sollte eine neue Verfassung nach den erwähnten Grundsätzen vereinbart werden. Das Ministerium glaubte die Schranken, die der Schlußparagraph des Verfassungsgesetzes jeder Verfassungsänderung in den Weg gestellt hatte, dadurch beseitigen zu können, daß dieser durch einhelligen, dreimal wiederholten Beschluß beider Kammern aus der Welt geschafft würde. Im

Jahre 1840 hatte man es nämlich für unmöglich gehalten, daß erste und zweite Kammer jemals eine Verfassungsbestimmung einhellig aufhöben. Der Adel in erster Kammer hatte sich 1833 und 1840 so störrisch und unnachgiebig gezeigt, in irgend ein Aufgeben seiner eigenen angemaßten Rechte zu willigen, hatte jeden auf Schwächung der königlichen Macht gerichteten Antrag der zweiten Kammer so übermüthig zurückgewiesen, daß man glaubte, derselbe würde zu keiner Zeit in irgend eine übereilte Abänderung der Verfassung willigen, mindestens würde sich ein ritterlicher Mann zeigen, der Nein! sage und damit die Verfassungsänderung mindestens um zwei Jahre zurückhielte. Allein im April 1848 fand sich kein Ritter, der sein Veto einlegte; der §. 180 wurde durch einhelligen Beschluß beider Kammern aufgehoben und konnte nun der verfassungsmäßige Weg innegehalten werden, indem Verfassungsänderungen wie Gesetze durch Majoritätsbeschlüsse und Uebereinstimmung beider Kammern möglich gemacht waren. Ein einziges Nein, das diesen Weg abschnitt, hätte aber auch die Revolution hervorgerufen, und diese hätte sich zunächst gegen den Adel Luft gemacht.

So wurde denn auf dem langsamsten Wege von Commissionsberathungen, zweimaligen Berathungen in jeder Kammer, Conferenzen und verstärkten Conferenzen mit der größten Vorsicht die Rechtscontinuität aufrecht erhalten und jenes Gesetz vom 5. Sept. erst zwischen beiden Kammern vereinbart, dann vom Könige sanctionirt. Auch zu diesem Gesetze ertheilte der Kronprinz seine volle, öffentlich proclamirte Zustimmung.

Der Inhalt dieses Verfassungsgesetzes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Es war das Landes-Verfassungs-Gesetz, umgemodelt nach den Grundsätzen des Stüve'schen Programms. Nachdem die erste Kammer in der Adresse erklärt

hatte, daß die Aufhebung der Vertretung des Adels als solchen in der allgemeinen Ständeversammlung und die Aufhebung aller Vorzüge der Geburt für den Adel unbedingt erforderlich sei, um das neue Leben zu schaffen, von dem der König in der Thronrede gesprochen hatte, war der Plan einer ersten Kammer vorgelegt, welche etwa zur Hälfte aus großen Grundbesitzern, zur Hälfte aus Deputirten des Handels und der Gewerbe (10), der Kirche und Schule (10), und der Rechtsgelehrten (4) bestehen sollte.

Man handelte und mäkelte mit der ersten Kammer nicht nur über die Zahl der großen Grundbesitzer, die man von 21 auf 33 in die Höhe schrob, sondern namentlich um den Begriff, wobei man sich schließlich dahin einigte, daß diejenigen 150 Grundeigenthümer, welche die höchste Grundsteuer zahlen, in ihren, nach den Provinzen verschiedenen Wahlbezirken, eben als große Grundbesitzer durch directe Wahlen wählen sollten. Das Höchste, was die eifrigsten Adeligen damals verlangten, war ein Census von 60 Thlr. Grundsteuer. Die zweite Kammer wurde ohne Census gewählt, aber durch indirecte Wahlen. Im Uebrigen war die Verfassung den Grundsätzen des Minister-Programms gemäß umgemodelt.

Stüve beging bei seinen Vorschlägen aus Vorneigung für das Bestehende und Abneigung für die Idee, einen großen Fehler, daß er das gänzlich unnütze Institut der Provinzialstände bestehen lassen wollte, nur sollte die allgemeine Gesetzgebung (Regierung und Stände) daraus etwas zweckmäßig Neues bilden, die Provinzialstände aber darüber gehört werden. Das was Stüve aus den Provinzialständen machen wollte, eine Art Ständeversammlung und Controlbehörde für die Provinzialregierungen, also die Verwirklichung eines alten Stein'schen Gedankens, war in der That etwas Neues, das sich bei der Verschiedenheit der

Provinzialregierungen und Provinzialstände kaum zweckmäßig an das Alte anknüpfen ließ und das jedenfalls viel besser aus dem Fundamente auferbaut, als auf ein morsches und verrottetes Fundament aufgeleimt wurde. Denselben Fehler, den er in Bezug auf Institute beging, weil sie einmal geschichtlich hergebracht waren, beging er in Bezug auf Personen. Er ließ die Leute, welche sich als die absolutesten Knechte des Cabinets erwiesen, welche ihn selbst auf's ärgste chikanirt hatten, von Lütken, Voss, Klenze u. s. w. in ihren einflußreichen Stellen. Gerade diese Institute und diese Personen aber, die er schonte, waren es, die später sein ganzes Werk zertrümmerten.

Es erhob sich gegen die Art und Weise, wie Stüve seine Reformpläne durchführen wollte, eine sehr mächtige demokratische Opposition, welche auf constituirende Versammlung drang, indem sie dem Werke, welches von einer Adelskammer, wie sie bestand, geschaffen wurde, durchaus kein Vertrauen zuwenden zu können behauptete. Diese Opposition, welche hauptsächlich von den s. g. Condeputirten ausging, grub sich indeß durch übereilte Schritte bald selbst ihr Grab. Der Hildesheimer Aufstand befreite das Ministerium von der Agitation eines ihm in der That gefährlichen Volksführers, des Advocaten Weinhagen. Die Unterdrückung des Aufstandes innerhalb 12 Stunden gab dem Ministerium Kraft. Die Opposition gegen das Zweikammersystem war innerhalb, wie außerhalb der Kammern zu schwach. — Die Opposition gegen das Ministerium in Bezug auf seine deutsche, oder richtiger hannoversche Politik, existirte nicht in den Kammern, sondern eigentlich nur in der Presse und in den demokratischen Volksvereinen. Es war daher eine für das Land gänzlich unnöthige Demonstration, zu welcher das königliche Schreiben vom 7. Juli bei Schluß des Landtages benutzt wurde; der Zweck der-

ſelben war, auf Frankfurt zu wirken und die übrigen deutſchen Fürſten zu ermahnen, dem Souveränetätsſchwindel des Frankfurter Parlaments ein Ende zu machen. Sie that weder das Eine noch das Andere. In Frankfurt übte ſie keine Kraft, veranlaßte nur das Centrum, die Baſſermänner und Genoſſen, zu übermüthigen Redensarten; die andern deutſchen Fürſten, Preußen an der Spitze, mitſammt ihren Miniſterien, hatten nicht den Muth, mit ihren Herzensgedanken ſo offen an das Licht zu treten, als Ernſt Auguſt und Stüve es thaten. So übte denn dieſes Auftreten für die Souveränetät der Kleinſtaaten, dieſes ſich Sträuben gegen eine ſtraffe Centralgewalt, dieſes Drohen das Land zu verlaſſen nur die Wirkung aus, daß im Lande alle zahlreichen Vereine, welche ſich ſchon nach conſtitutioneller und demokratiſcher Richtung geſpalten hatten, die Lehre von der Unterwerfung unter die conſtituirende Macht der Centralgewalt predigten und Ernſt Auguſt nebſt ſeinem Miniſterium zu Conceſſionen drängten, denen man in Frankfurt freilich viel mehr Bedeutung beilegte, als ſie hatten. In der That wurde die Centralgewalt mit einer Phraſe abgefunden, und der alte Sinn blieb. Stüve und Ernſt Auguſt waren gerade in dem wichtigſten Punkte ein Herz und eine Seele: Beide ächt welfiſch geſinnt, wollten Beide von einer deutſchen Einheit, die auf Koſten der Souveränetätsrechte der Fürſten geſchaffen werden müßte, Nichts wiſſen. Das Hannoverthum mit der Muſterverfaſſung vom 5. September unterlag aber ſchon bei den erſten Wahlen nach der neuen Verfaſſung. Die Kammern wollten die Durchführung der Grundrechte, und zwar die zweite Kammer beinah einſtimmig ohne allen Vorbehalt, während die erſte Kammer ſich in dieſer Beziehung den Vorbehalten Stüve's anſchloß. Stüve bot ſeine Entlaſſung, aber Lang, der Syndicus aus Verden, war nicht im Stande, das ihm angebotene Miniſterium zu bilden, auch ſchien es,

als wenn der König, im Bewußtsein dieser Schwäche der Führer der Opposition, nur seinen Spaß mit dem Anerbieten des Portefeuille getrieben hatte. Die Kammern wurden vertagt, und als sich im April 1849 die einzelnen Deputirten unter Leitung des Literaturhistorikers Karl Gödeke, Lang II., und Rath Wachsmuths für die inzwischen in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung und die Kaiserwahl regten, als selbst die Volksvereine für das preußische Kaiserthum petitionirten, wurde die zweite Kammer am 25. September aufgelöst; die erste Kammer war nicht auflösbar.

Magistrate, Bürgerwesen, constitutionelle und demokratische Vereine agitirten im Mai für die Gültigkeit der Reichsverfassung. Namentlich war es der Redacteur der Zeitung für Norddeutschland, Althaus, der bis zum letzten Augenblick für die Durchführung der Reichsverfassung kämpfte, ja die Niedersetzung eines Landesausschusses nach Art des pfälzischen empfahl. Derselbe wurde verhaftet und später verurtheilt, sein Herz verblutete an dem Nichtzustandekommen des deutschen Reichs. Seine Blätter „Aus dem Gefängniß" werden sein Andenken erhalten.

Die Aufregung war in allen Theilen des Landes sehr groß und nur der Besonnenheit der Führer der hannoverschen Demokratie, die am 6. Mai auf der Volksversammlung in Eistrup warnten, den auf den 7. Mai projectirten Massezug in Hannover vorzunehmen, ist es zu danken, daß es an jenem Tage in Hannover nicht zum Blutvergießen kam, zu dem von einer Seite alle Vorbereitungen getroffen waren.

Stüve überwand seine Abneigung gegen Preußen, er reiste am 4. Mai nach Berlin, um gemeinschaftlich mit Sachsen den Entwurf einer Reichsverfassung auszuarbeiten. Das war das Drei-Königs-Bündniß. Hannover und Sachsen hatten Oesterreichs Mitwirkung zur Bedingung gemacht und zogen sich zurück, als Radowitz eine andere Inter-

pretation zur Geltung brachte und die Komödie von Erfurt spielen ließ.

Während man nicht wußte, was aus der Union des Berliner Bündnisses werden solle, wurden die Neuwahlen zur zweiten Kammer vorgenommen. Das Resultat war dem Ministerium günstig. Es waren nur wenig Demokraten von reinem Wasser gewählt, mehr von einer süßlichen Mischung aus Gothaerthum und Demokratie. Die Rechte und das Centrum überwogen die Linke und die äußerste Linke, wie die fünf oder sechs Männer, die consequent an der Reichsverfassung festhielten, die Herren Bühren, Detering, Gerding sich nannten. In der deutschen Frage siegte eine Windhorst'sche Phrase über eine andere von dem zweideutigen Führer der Linken, Lang II. und über den Antrag Bühren's. Alle Organisationsgesetze wurden in einer bis zum Juli 1850 dauernden Diät im Sinne des Ministeriums und im Sinne der Centren der Versammlung erledigt.

Stüve glaubte den Staat gerettet, als am 10. Mai 1850 sechs Stimmen in Frankfurt, Hannover durch Detmold vertreten, eine Bundesplenarversammlung constituirten. Damit war aber lediglich der erste Spatenstich zum Grabe seiner eigenen Organisationen gethan. Die Gesetze, welche die Organisationen enthielten, waren vollendet, aber es fehlte noch an der Hauptsache, an der Unterschrift des Königs. Ernst August, welcher allen diesen Gesetzen im Prinzipe, wie im Entwurfe seine Zustimmung gegeben, Ernst August, welcher den Hannoveranern zugerufen hatte, daß sie doch wohl wissen sollten, daß er das, was er sage, vorher überlege, dann aber auch halte, — hatte jetzt im Sommer 1850 auf einmal allerlei Bedenklichkeiten gegen diese Gesetze, an denen die Stände nur Modificationen vorgenommen hatten, im Interesse der Macht der Krone. Mit Mühe und nur durch einträchtiges Zusammenhalten hatten

die Minister dem Könige die Unterschrift zu dem Gesetz über Aufhebung der Jagd auf fremdem Grund und Boden am 5. August abgerungen, seitdem war nicht weiter zu kommen. Hier beginnt die geheime Geschichte, die Geschichte des unberechenbaren und leisen Einflusses der Umgebungen auf die Handlungen des Fürsten — die in der That in ruhigen Zeiten weit mehr das bewegende Prinzip der Weltgeschichte ist, als die Actionen, Anträge und Beschlüsse von Ständeversammlungen. Im Jahre 1848 und 1849 war Stüve vom Hofe und vom Adel als Retter des Vaterlandes gefeiert, Alles, was zu den Ohren des Königs drang, verkündete sein Lob. Ernst August selbst hatte, als er sich einmal überwunden die persönliche Bekanntschaft Stüve's zu machen, in demselben mehr mit eigenen Anschauungen Uebereinstimmendes gefunden, als er jemals erwartet; Stüve umgekehrt in dem Könige so viel staatsmännische und wirklich wohlwollende Sympathieen, daß er überall seine hohe Verehrung für diesen aussprach. Man hatte ganz unerwartet gut miteinander harmonirt.

Der Mohr hatte indeß seine Dienste gethan, das Volk war beruhigt, in Süddeutschland und Sachsen, in Preußen und vielen kleinen Staaten hatte die Reaction schon ihre Siege gefeiert, der Mohr konnte gehen. Der Adel, der 1848 so kleinmüthig geworden, machte jetzt im Geheimen schon seine alten Prätensionen geltend. Der Bund, den die Adelskette bildet, hat den Schlüssel zu den Verbindungen mit den Fürsten und Höfen und ist dadurch viel mächtiger als man glaubt. Die Siege der Kreuzzeitungsritter stachelten die hannoverschen Junker. Sie konnten es Stüve nicht vergeben, daß er sie aus der ersten Kammer hinausgedrängt und diese den größeren Bauern geöffnet hatte, obgleich sie wußten und wissen mußten, daß das Resultat der Wahlen zu erster Kammer ein anderes gewesen als Stüve vorausge-

setzt, und daß er seinem Versprechen nachkommen würde, zu einer dem grundbesitzenden Adel günstigern Kammercomposition die Hand zu bieten, sobald die Reaction weitere Fortschritte gemacht hätte. Stüve hatte sich in dem Sinne, daß er nur etwas Provisorisches schaffen wolle, schon in der Verfassungscommission im April 1848 offen ausgesprochen. Daß Stüve die Ritterschaften nun aber aus den neu zu organisirenden Provinzial-Landschaften verdrängen, und statt ihrer nur Vertreter der größeren Grundbesitzer zulassen wollte, das mußte hintertrieben werden, und keins von den tausend Mitteln und Mittelchen, die möglich waren, um auf Ernst August einzuwirken, blieb unversucht. Wir wollen gern glauben, daß Alexander von Münchhausen, der Kammerherr, sich nicht wesentlich betheiligte, unzweifelhaft aber that es seine Schwiegermutter die Frau von Grote; daß die intriguante Gräfin Adelaide von Hardenberg, geborene Kielmannsegge, Frau des Ober-Jägermeisters, nicht unthätig war, versteht sich von selbst; daß Unico von Malortie müssiger Zuschauer geblieben, ist kaum anzunehmen, daß Adolph von Malortie mit geholfen, ist unzweifelhaft, daß es die Grafen Platen nicht an Zuflüsterungen haben fehlen lassen, ist wahrscheinlich, daß endlich die zahlreichen von der Decken, daß der über alles ehrgeizige Borries, Lütken der Landdrost, von Bülow der Landdrost, Voss der Kammerdirector und viele Andere durch unmittelbaren und mittelbaren Einfluß am Hofe den König gegen das Ministerium einnahmen und ihn abhielten, den Gesetzen die ersehnte Sanction zu geben, ist gewiß, und mag es immerhin unentschieden bleiben, wer von ihnen mehr oder weniger Einfluß geübt hat. Den größten und entscheidendsten Einfluß, das sagt Stüve im Staats-Wörterbuche selbst, hat aber der Fürst Schwarzenberg durch den österreichischen Gesandten Baron von Kressenstein geübt. Schwarzenberg hätte dem Ministerium Bennigsen-

Stüve dankbar sein müssen, denn hätte Hannover festgehalten am Dreikönigsbündnisse, so hätte sich im Norden ein so fester Kern um Preußen gebildet, daß der Süden nachgezogen wäre, zumal bei der Unmöglichkeit, ohne den Zollverein fertig zu werden. Allein Schwarzenberg konnte es Stüve nicht verzeihen, daß sich Hannover im Februar 1850 von dem Münchner Bündniß (dem Vierkönigsbündnisse) fern hielt. Selbst daß Hannover — durch den frühern Advokaten und Reichsminister Detmold vertreten — nicht nur an der sogenannten Plenarversammlung vom 2. September Theil nahm, sondern sich auch an dem sogenannten Bundesbeschluß vom 21. September gegen die kurhessische Steuerverweigerung betheiligte und Truppen an der Gränze gegen Cassel aufstellte, vermochte das Märzministerium in den Augen Schwarzenberg's nicht zu rechtfertigen, — es sollte fallen.

Dennoch würde eine Krisis sehr wahrscheinlich abgewendet sein, wenn es schwieriger gewesen als es war, ein neues Ministerium zu bilden. Allein die als Vertrauensmänner über die Stüve'schen Organisationen zu Rathe gezogenen Männer, mindestens einige von ihnen, waren ehrgeizig genug, sich nur allzubereitwillig zu zeigen, in die Stellen ihrer alten Freunde einzutreten, sie waren eitel genug zu glauben, das Mittel gefunden zu haben, wie man die Ritter versöhnen könne. Den Provinzialständen war nämlich im Spätherbst 1849 der Stüve'sche Reorganisationsplan vorgelegt, allein nicht eine einzige Landschaft hatte ihre Uebereinstimmung damit erklärt, vielmehr hatte jede Provinziallandschaft ganz verschiedene Vorschläge gemacht, um sie an die Stelle jenes Planes zu setzen. Nun war zwar verfassungsmäßig eine Zustimmung der Provinzialstände nicht erforderlich — die Reorganisationen sollten durch die allgemeine Gesetzgebung nach Vernehmung derselben erfolgen, — allein die Ritter interpretirten diese „Vernehmung"

schon als „Zustimmung," beriefen sich auch außerdem auf ihr altes durch die Wiener Schlußacte geschütztes, durch die Regierung und allgemeinen Stände unantastbares Recht. Sonst machten sie Propositionen, in die Ritterschaften alle bäuerlichen Grundbesitzer aufzunehmen, die eine Grundsteuer von 50 bis 120 Thlr. zahlten. Der Oberbürgermeister von Lüneburg, der bisherige Präsident der zweiten Kammer, glaubte nun, wenn er den Landschaften im Punkte des Census nachgäbe, wenn er das Geschrei einiger Beamten: mit einer Amtsvertretung nach Stüve'schem Plan d. h. mit einem ständigen Ausschusse derselben lasse sich nicht regieren, durch Aufgeben des ständischen Ausschusses beseitigte; wenn er die Städteordnung einigermaßen modificirte, die Stüve'schen kleinen Aemter nicht in's Leben führte, sondern die Aemter bestehen ließe, wie sie etwa wären, er glaubte damit alle Opposition, welche Ritter und Büreaukratie gegen die Verwaltungsorganisationen machten, beseitigen zu können. Während Stüve und seine Collegen von ihren durch die Stände genehmigten Organisationen Nichts fahren lassen wollten und an der Möglichkeit einer Neubildung des Ministeriums zweifelten, ließen sich Lindemann und Theodor Meyer bereit finden die angedeuteten Aenderungen in zweiter Kammer durchzusetzen. Das Ministerium Stüve erhielt im October 1850 seine Entlassung, der Schwiegersohn der Frau von Grote wurde Ministerpräsident, Lindemann erhielt das Ministerium des Innern, Theodor Meyer wurde Cultus-Minister, Jakobi Kriegs-Minister, von Rössing Justiz-Minister, später von Hammerstein Finanz-Minister. Für diese Concessionen, welche die erste große Bresche in das Stüve'sche System schlugen, machte der König Ernst August die Gegenconcession, die Justizorganisationsgesetze nebst der bürgerlichen und Strafprozeßordnung, gegen welche eine Abneigung überhaupt nicht stattfand, zu unterzeichnen und seinen

Beistand gegen die Provinziallandschaften zu versprechen, wenn diese auch etwa gegen die neuen Reorganisationspläne Opposition machen wollten. Der König sagte bei diesem Ministerwechsel dem Lande nochmals die Innehaltung der bisher befolgten Grundsätze feierlichst zu. — Das Ministerium begann nun vom neuen Verhandlungen mit den Landschaften; den Rittern genügte aber das, was sie bisher gefordert, längst nicht mehr, sie machten viel weiter gehende Ansprüche, Ansprüche so verschiedener Art zugleich, daß eine einheitliche Gesetzgebung dabei undenkbar war.

In Hessen war der Kriegszustand erklärt, Strafbaiern waren eingerückt, es schien als wenn die Frage zwischen Oesterreich und Preußen auf hessischem Boden ausgekämpft werden sollte, indessen kam es nur zu dem Schimmeltreffen von Bronzell, Manteuffel's zaghafte und unpreußische Politik gab in Olmütz Hessen dem Bundestage, Holstein der Politik Oesterreichs Preis und brachte es zu den freien Conferenzen von Dresden. Auf diesen bewahrte Hannover, durch Herrn von Münchhausen und den Legationsrath von Scheele vertreten, wenigstens den Schein constitutioneller Gesinnung, indem es für Volksvertretung beim Bunde stimmte. Man kennt das klägliche Ende vom Liede: Herr von der Pforten triumphirte über Manteuffel, und Oesterreich errang über Preußen einen Sieg, der dieses selbst in Beziehung auf den Zollverein bedrohte. Oesterreichische Truppen durchzogen Hannover, um Schleswig-Holstein zu pacificiren. Im Januar fand das neue Ministerium Hannovers nur bei den Rittern Schwierigkeiten, welche sogar ein eigenes Organ zur Vertretung ihrer Interessen, die „Niedersächsische Zeitung" gründeten. Die Majorität beider Kammern willigte in alle Verschlechterungen, welche das Ministerium an den Stüve'schen Verwaltungsorganisationen vornahm, namentlich in den Gesetzentwurf über die Provin-

ziallandschaften, welcher den Begriff des „großen Grundbesitzes“ im Sinne der Ritter bestimmte und über kurz oder lang eine Aenderung des Wahlgesetzes für die erste Kammer nach sich ziehen mußte. Es war indeß nicht die Opposition, welche dieser Reaction ihre Zustimmung gab, sondern gerade die Rechte und das Centrum. Dieselben Personen, welche in der Diät des vorigen Jahres die Dinge im Stüve'schen Sinne fertig gemacht, bekannten schon im Jahre darauf ihre Schwäche. Die Genehmigung des Gesetzes über die Provinziallandschaften reizte zwar den Adel am Hofe mächtig zur Opposition, allein Frau von Grote verstand ihren Schwiegersohn zu schützen, und dieser selbst war Manns genug, den König bei seinem gegebenen Worte festzuhalten. Die Ritterschaften erhielten am 31. Juli auf ihre Beschwerden abschlägliche Entscheidungen, das Gesetz die Städteordnung betreffend, und das Gesetz vom 1. August über Reorganisation der Provinziallandschaften wurde verkündigt, allein der Tag, an welchem dieselben ins Leben treten sollten, blieb vorbehalten. Es war diese Bekanntmachung das Aeußerste, wozu Ernst August zu bewegen war, die Sanction der Gesetze über die Verwaltungsbehörden, die Amtsvertretung u. s. w. war abermals nicht zu erlangen, obwohl diese Gesetze jetzt in Gemäßheit derjenigen Grundsätze modificirt waren, denen der König bei Eintritt des Ministeriums Münchhausen seine volle Zustimmung geschenkt hatte. Eben so stockte die Einführung der Justizorganisation, welche bis dahin noch eng mit der Verwaltungsorganisation zusammenhing. Die Ritter, die sich von reactionären Professoren und Facultäten, von Zöpfl und Bertin Gutachten erkauft hatten, welche bewiesen, daß ohne Einwilligung der Provinziallandschaften an deren Statuten niemals etwas durch König und Stände geändert werden könne, gingen nun an die Bundesversammlung. Hier, wo ihre Vettern und

Genossen aus allen deutschen Ländern die Fürsten vertraten, hofften sie Beistand, und fanden ihn. Der reactivirte Bundestag, der damals schon die Revision aller nachmärzlichen Verfassungen angeordnet hatte, erließ am 3. October 1851 auf die Beschwerden der Osnabrückschen und Lüneburgschen Ritterschaft einen Beschluß, dahin lautend: Königliche Regierung zu ersuchen, mit Gesetzen und Verfügungen gegen die bestehenden Provinzialverfassungen einstweilen inne zu halten. —

Herr von Münchhausen antwortete zwar mit Entschiedenheit, daß eine solche Einmischung der Bundesversammlung in die inneren Angelegenheiten Hannovers ein unbefugtes Eingreifen in die Selbstständigkeit der Landesregierung, das oberste Princip der Bundesgesetze, sei, und trug darauf an, die Beschwerdeführer aus formellen Gründen zurückzuweisen, allein die Ritter hatten erreicht, was sie wünschten, der Stillstand trat von selbst ein, man hatte eine neue Handhabe, womit man auf den König einwirken konnte. — Das Ministerium Münchhausen hatte wenig Monate vorher, am 23. August keinen Anstand genommen, dem Bundesbeschlusse über den Mißbrauch der Preßfreiheit und über die Aufhebung der Grundrechte beizutreten, und somit an einer Einmischung des Bundes in die inneren Verhältnisse verschiedener kleinen Staaten, in denen diese sogenannten Grundrechte gesetzliche Kraft hatten, sich zu betheiligen. In Beziehung auf die hannoverschen Angelegenheiten meinte es das Ministerium aber wirklich ehrlich und schien entschlossen, den Kampf gegen die siebenköpfige Schlange der Provinziallandschaften mit Kraft und Entschiedenheit auszufechten — handelte es sich in diesem Falle ja doch um die Selbsterhaltung. Um seinen Zweck zu erreichen, hatte es sich an Preußen angeschlossen. Die Agitation des Fürsten Schwarzenberg gegen das Ministerium Stüve schien einen

ganz unerwarteten Erfolg haben zu ſollen, das Band, welches Oeſterreich und Hannover ſo eng verbunden, wurde gelockert, und Preußen, damals von aller Welt verlaſſen, fand einen Bundesgenoſſen an Hannover, einen Genoſſen in Beziehung auf den Zollverein, der dadurch erſt die Nordſeeküſte gewann. Man brauchte in Hannover zwar außergewöhnliche Summen für Durchführung der neuen Organiſation, aber eine Nothwendigkeit, ſich deshalb dem Zollverein anzuſchließen, war darum doch nicht vorhanden, die Mittel waren ſchon beſchafft, die Volkswünſche ſtanden nicht auf dieſer Seite, und in volkswirthſchaftlicher Hinſicht mochte es ſich ſehr fragen, ob bei einer ſo ſchutzzöllneriſchen Tendenz, wie ſie den Binnenſtaaten beiwohnte, Hannover mit Oldenburg nicht beſſer thue, ſich mit den beiden freien Städten Bremen und Hamburg, vielleicht mit Mecklenburg zu einem mehr freihändleriſchen Bündniſſe zu einigen. Aber das Miniſterium bedurfte einer Hülfe gegen die Ritter, einer Hülfe am Bunde und einer Hülfe am Hofe, und dieſe Hülfe ſagte Preußen zu.

Der Septembervertrag zwiſchen Hannover und Preußen bedurfte der Genehmigung der Stände, und die Miniſter wünſchten auch aus andern Gründen deren baldige Zuſammenkunft, als Ernſt Auguſt erkrankte und am 18. Nov. 1851 verſchied.

Die Ritter und Junker hatten, als ſie ſahen, daß es das Miniſterium Münchhauſen doch ernſtlich meine mit der Reorganiſation der Provinziallandſchaften, auch am Hofe des Kronprinzen Verbindungen angeknüpft. Denn war dieſer bei Lebzeiten des Königs auch ohne allen und jeden politiſchen Einfluß, ſo wußte der Hof über den Geſundheitszuſtand Ernſt Auguſt's mehr als das Publikum. Als ſich das Leben Ernſt Auguſt's ſeit dem October 1851, eigentlich ſchon ſeit dem Beſuche des Königs von Preußen am 15. Aug.,

sichtbarer seinem Ende zuneigte, wurden diese Verbindungen enger geknüpft und der Justizrath von der Decken und Regierungsrath von Borries aus Stade als solche Personen genannt, welche nach dem Regimente unter dem künftigen Könige strebten und die man dem Kronprinzen schon bei Lebzeiten des Vaters als Minister empfohlen habe.

Ernst August starb als 80jähriger Greis. Er hatte am Ende seines Lebens eine gewisse Popularität erlangt. Das Volk ist so dankbar. Man rechnete es dem Nestor der europäischen Fürsten so hoch an, „daß er, während der jugendliche Kaiser in Wien den Absolutismus herstellte, als ältester Fürst den redenden Beweis unwandelbarer Treue des gegebenen Worts gebe." Diese Popularität ist noch vermehrt durch die Folie, welche das Verhalten Georg's V. diesem Worthalten gegeben hat. Vor einer strengen Kritik hält aber dieser Grund der Popularität kaum Stich, denn daß Ernst August weder dem Ministerium Stüve-Bennigsen, noch dem Ministerium von Münchhausen-Lindemann die gegebenen Zusagen ganz und voll erfüllte, ist unzweifelhaft, und wie lange er bei fortschreitender Reaction an dem Gesetz vom 1. August 1851, wie an dem ganzen Verfassungsgesetze von 1848 festgehalten haben würde, steht dahin. Zweifelloser möchte uns das sein, daß er einen zu hohen Begriff von seiner Souveränetät hatte, als daß er selbst den Bundestag zu einer Einmischung in die hannoverschen Angelegenheiten aufgefordert haben würde, daß er selbst viel zu offen und geradezu war, als daß er hinter juristische und sophistische Deductionen und hinter Bundestagsbeschlüsse sich versteckt hätte, wollte er einmal die Verfassung von 1848 anders als mit Zustimmung der Stände ändern.

Ernst August's Leib wurde seiner eigenen Anordnung gemäß im Thronsaale des königlichen Residenzschlosses, in

die engliſche Feldmarſchallsuniform gekleidet, ausgeſtellt und von einer großen Menge in Augenſchein genommen.

In der Nacht vom 25/26. November wurde die bisher in der Schloßcapelle befindliche Leiche der Königin Friederike in feierlichem Conduct und bei Fackelſchein im Mauſoleum niedergelegt, die Leiche des Königs nach Herrenhauſen gebracht, um am 26. in Gegenwart vieler fürſtlichen Perſonen, des hohen Adels und der höheren Militärchargen im Mauſoleum beigeſetzt zu werden. Bei dieſer Gelegenheit wurde an einen alten Diplomaten, der die Verhältniſſe und Perſonen des hannoverſchen Hofes kannte, die Frage nach den Eigenſchaften des neuen Königs geſtellt. Die Antwort lautete: Georg V. hat nicht einen Zoll von ſeinem königlichen Vater, dagegen alle Eigenſchaften der Mutter. Sapienti sat.

So hatte Hannover alſo einen *blinden König*, den 32 *Jahr alten Georg* V.

Es mag bemerkt werden, daß Ernſt Auguſt durch Verordnung vom 24. November 1850, im Einverſtändniſſe mit dem Kronprinzen, die Formen für künftige königliche Erlaſſe ſehr erleichtert hatte. Regierungs-Angelegenheiten, welche der landesherrlichen Entſchließung bedurften, ſollten von dem Miniſter, zu deſſen Geſchäftskreiſe ſie gehörten, in Gegenwart der übrigen, mindeſtens *eines* anderen Miniſters, vorgetragen werden. Dieſelben ſollten ſodann im Concept und in der Reinſchrift vom Könige unterzeichnet werden, und ein dabei gegenwärtiger General-Secretär ſollte über den königlichen Beſchluß ſowie über die Unterzeichnung ein Protokoll führen. Die verbindende Kraft königlicher Erlaſſe in Regierungsangelegenheiten hinge von der Beobachtung dieſer Form ab. Das war abermals eine vom gemeinen Recht über Verificationen gänzlich abweichende Vorſchrift, die zur größeren Bequemlichkeit des Königs wie der Miniſter dienen, auch in Beziehung auf

Bewahrung des Geheimnisses sich empfehlen mochte, die aber noch weniger Rechtssicherheit gewährte, als die ältere Vorschrift.

Durch Patent vom 18. November trat Georg V. seine Regierung an. Er versprach in diesem Patente, in Gemäßheit der Verfassung, die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung bei seinem königlichen Wort. Dies Patent, mit dem Regierungssiegel versehen, wurde in Urschrift dem Archive der allgemeinen Ständeversammlung übergeben und durch die Gesetzsammlung verkündet. Dasselbe war in Gegenwart sämmtlicher bisherigen Minister von dem Generalsecretär des Gesammt-Ministeriums, Bening, vollzogen. — Am 19. November wurde gleichfalls in Gemäßheit der Verfassung die Huldigung ausgeschrieben. Am 20. November brachte der Magistrat der Residenz seine Condolenz- und Glückwunschansprache dar. Der junge König wußte durch seine Rede und herablassende Herzlichkeit die Augen aller Anwesenden mit Thränen zu füllen. Es ist diese Rede charakteristisch, so daß ich ein Bruchstück derselben mittheilen muß:

„Ich erflehe täglich von Gott, und ich wünsche nichts mehr, als daß alle meine Unterthanen ihre Gebete mit den meinigen vereinen mögen, daß Er mir Kraft und Licht gebe, mein schweres Amt zum Segen meines Volkes zu verwalten. Es wird mein Bestreben sein, mein Volk und mein Land nach allen Kräften, so weit es an mir ist, glücklich zu sehen."

Der Unverstand und das Philisterthum jubelte, als der König bei seinem königlichen Worte die unverbrüchliche Festhaltung der Verfassung gelobt hatte, als wenn überhaupt ein Regierungsantritt ohne diese Form juristisch denkbar gewesen wäre, und als wenn nicht diese Verfassung dem Blinden überhaupt das Recht die Regierung anzutreten erst gegeben hätte, ein Recht, das nach dem Staatsgrundgesetz zweifelhaft, nach gemeinem Recht höchst bestritten war.

Dieſer Jubel ſollte ſich indeß bald in bange Beſorgniß verwandeln, als ſchon der 23. November die Entlaſſung des bisherigen Miniſteriums und die Bildung eines neuen Miniſteriums unter dem Vorſitz des bisherigen Bundestagsgeſandten Freiherrn von Scheele brachte, eines Miniſteriums, als deſſen Mitglieder der bisherige Oberſtaatsanwalt Backmeiſter als Cultus-Miniſter, der Ober-Appellationsrath Windhorſt als Juſtizminiſter, Herr von Brandis als Kriegsminiſter, der Regierungsrath von Borries als Miniſter des Innern und endlich etwas ſpäter der Juſtiz-Rath von der Decken als Finanzminiſter deſignirt wurden. Im Volke knüpfte man an den Namen des Herrn von Scheele Befürchtungen, die ſich nachher freilich in keiner Weiſe rechtfertigten, man mißtraute den übrigen Mitgliedern des Miniſteriums. Nur die Katholiken jubelten, hatte doch das proteſtantiſche Hannover jetzt zum erſten Male einen Katholiken zum Miniſter und zwar einen ſehr klugen Mann, wie derſelbe als Führer der Rechten und als Präſident zweiter Kammer ſchon bewieſen hatte.

Die Stände wurden auf den 2. December berufen. Eine Thronrede erfolgte nicht, das königliche Schreiben, welches den Ständen die Vollziehung des Patents anzeigte, ſprach kein Wort von Verfaſſungsänderungen, vielmehr wurde auch in ihm der liebe Gott angefleht, er möge das Band der Eintracht zwiſchen König und Volk feſtigen und unauflöslich bewahren. Die Stände antworteten im gleichen Sinne, bedauerten, daß Ernſt Auguſt dahin geſchieden, ehe er das ausgeführt, was er zur Neubegründung der Landesverfaſſung unternommen, rühmten denſelben wegen der klaren Einſicht, womit er ſeine Zeit begriffen, und auf verfaſſungsmäßiger Bahn feſt fortgeſchritten, nahmen endlich mit herzlichem Vertrauen das königliche Wort entgegen,

welches die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung versprach. Dem allen war byzantinischer Zierrath in reichem Maße hinzugefügt.

Das Ministerium erklärte sich bereit, die Justizorganisationen mit einigen Abänderungen von unwesentlicherem Interesse in's Leben zu führen, ebenso die Städteordnung und Aemtereinrichtung, dagegen sehe es sich wegen des Inhibitoriums des Bundestags veranlaßt, das Gesetz wegen Reorganisation der Provinziallandschaften, wegen Einrichtung der Landdrosteien und der Amtsvertretung noch nicht einzuführen. Die Regierung halte die Erledigung der durch die Beschwerden der Ritterschaften angeregten Fragen jedoch im Wege der Verständigung für allein heilsam.

Die Stände wollten von einer Modification der Justizorganisationen Nichts wissen, die zahlreichen Juristen drangen vielmehr auf ein einseitiges Vorgehen mit der Inslebenführung dieser Organisationen, abgesehen von den Verwaltungsorganisationen, während Lehzen und die Anhänger Stüve's die Verwaltungsorganisationen nur mit jenen in's Leben gerufen wissen wollten, indem sie hofften, daß das allgemeine Drängen nicht nur des Volkes, sondern namentlich der Beamten nach der Inslebenführung der Justizorganisationen die Verwaltungsorganisationen mit durchbringen würde. Im Uebrigen sprachen die Stände aus, daß der Einführung der gesammten Organisationen kein Hinderniß im Wege stehe, und daß sie die königliche Regierung ersuchten, mit der sehnlichst erwarteten Ausführung der gesammten Organisationen förderſamst fortzuschreiten. Es war damit ausgesprochen, daß sie die Befugniß des Bundes zu einer Einmischung nicht anerkennen und in dem Bundesbeschlusse vom 3. October ein Hinderniß nicht finden könnten. — Nach heftigen Debatten wurde auch die Genehmigung zu dem September-Vertrage ertheilt, obgleich österreichischer Einfluß in den Regierungs-

kreiſen ſelbſt ſchon von neuem Wurzel geſchlagen, ſo daß es eine mächtige Partei am Hofe wie in der Regierung gab, welche es gern geſehen haben würde, wenn die Stände den Anſchluß an den preußiſchen Zollverein abgelehnt hätten.

In dem Miniſterium hatten ſich indeß zwei verſchiedene Anſichten gebildet über die Art und Weiſe, wie die Wünſche der Ritter erfüllt werden könnten. Der Miniſter-Präſident Scheele wollte den Streit durch Verhandlungen im Lande ſelbſt beſchwichtigen, er hielt eine Einmiſchung des Bundes für eine Schwächung der königlichen Macht und verlangte von den Rittern Nachgiebigkeit. Herr von der Decken und Herr von Borries wollten die Verfaſſung durch den Bund umſtürzen. Der Streit wurde ſo heftig und perſönlich, daß Scheele, der viel ächt ritterliches Blut in ſich hatte, den Herrn von der Decken forderte. — Georg V., dem die Stimme des Volkes von allen Seiten zurief, den verfaſſungsmäßigen Weg innezuhalten, entſchied ſich der Zeit für Scheele; Graf von Noſtiz, der preußiſche Geſandte, leiſtete dabei gute Hülfe, und die Annahme des Septembervertrags von Seiten der Stände war größtentheils Frucht der politiſchen Conſtellation. Man hoffte bei dem Bunde die dem Miniſterium Münchhauſen von Preußen zugeſagte Hülfe, d. h. Abweiſung der ritterlichen Beſchwerden aus formellem Grunde. Herr von Borries und Herr von der Decken ſchieden aus dem Miniſterium, und der frühere Miniſter von Hammerſtein trat als Miniſter des Innern wieder ein, von Reiche wurde Cultus-Miniſter, während Backmeiſter das Finanz-Miniſterium übernahm.

Es ſetzte dies Miniſterium die Inslebenführung der Juſtizorganiſationen, der Städteordnung und Aemtereinrichtung durch; dann berief man im Mai 1852 gleichzeitig die allgemeine Ständeverſammlung und die Vertreter der Provinzialſtände, um der erſteren verſchiedene Verfaſſungsveränderungen anzuſinnen, den letzteren Vergleichsvorſchläge

auf der Basis vorzulegen, welche 1849—1850 von den Ritterschaften selbst proponirt war. Von ersteren hebe ich nur die wichtigsten hervor. Den Gerichten sollte das Recht, über ihre eigene Competenz zu entscheiden, genommen, und ein Staatsgerichtshof für Competenzconflicte geschaffen werden. Sodann sollte den Ritterschaften und den Majoratsherren der Eintritt in die erste Kammer wieder erschlossen werden, neben den großen Grundbesitzern, die Stüve'sche Interessen-Vertretung aber größtentheils hinwegfallen —, dies Alles aber nur als Provisorium, da der Plan der Regierung Einigung mit den Provinziallandschaften voraussetzte. Die Stände waren nicht geneigt auf ein derartiges Provisorium einzugehen, dahin deutete wenigstens die von beiden Kammern gewählte Verfassungs-Commission. Während diese Commission, in der Bennigsen, Bezin, Neubourg, Wyneken, Wisch und Scheele von erster Kammer, Stüve, Lehzen, Lindemann, Ellissen, Dammers, Groß von zweiter Kammer neben Windhorst saßen, noch arbeitete, mußte die Regierung das sogenannte Junker-Parlament, ohne Einigung erzielt zu haben, entlassen. Die Junker machten Prätensionen, die selbst Herrn von Scheele viel zu groß waren, sie wollten nur unter der Bedingung die Corporation der Ritterschaften ändern und große Bauern darin aufnehmen, daß den so gebildeten Ritterschaften die ausschließliche Vertretung des großen Grundbesitzes in erster Kammer eingeräumt werde. Genug, man stellte Bedingungen, welche das Ministerium nicht annehmen konnte. Im Hochsommer mußte man die Stände vertagen. Diese Vertagung benutzte Stüve zu einem Sendschreiben an seine Wähler in Münden, in welchem er den König ermahnte, sich von dem schlüpfrigen Wege fern zu halten, sein einmal gegebenes Wort unter dem Vorwande, es widerspreche demselben nicht, wenn man die Abänderung der Verfassung durch den Bundestag nach dem Vorgange

Kurheſſens bewirken laſſe, zu brechen. „Wehe dem Lande und dem Fürſten“, ſchrieb er, „wo nicht Offenheit, Wahrheit und einfaches Worthalten, ſondern ſolche juriſtiſche und ſophiſtiſche Deductionen regieren.“ Er warnte aber auch den Bund vor einer Einmiſchung, ſei es ohne oder auf Antrag der Regierung.

Die geſammte Preſſe ſprach ſich in gleichem Sinne aus. Die Bureaukratie ſchien mit der Errungenſchaft, endlich zu wiſſen, woran ſie ſei; mit den Verſetzungen und neuen Beſoldungen, wobei man nach Kräften ihren Wünſchen entgegengekommen war, vollkommen zufrieden. Man mußte überall arbeitſam ſein, um ſich in die neuen Formen des öffentlichen und mündlichen Lebens hineinzugewöhnen, kurz, den Winter von 1852 bis 1853 verlebten die zahlreichen Beamten des Landes Hannover ſo glücklich und ruhig, wie keinen der Winter vorher; war doch die Ungewißheit, in welcher tauſende von Familien wegen des Wie? und Wo? ihrer künftigen Exiſtenz geſchwebt hatten, beſeitigt. Es waren von den Stadtgerichten und Patrimonialgerichten, welche beide aufgehoben waren, eine Menge Angeſtellter in den Staatsdienſt übernommen, und in vielen Städten des Landes bildete ſich in Folge der Einrichtung von Ober-Gerichten ein neues geſelliges Leben, friſches Blut ſtrömte durch dieſe Kreiſe, und die Maſſe der Bevölkerung theilte dies Gefühl der Erneuerung, des Wohlbehagens und der Sicherheit. Ueberall gab man ſich der Hoffnung hin, die Miniſter würden einſehen, daß es auf die vorgeſchlagene Weiſe mit den Verfaſſungsänderungen nicht gehe, daß aber, um zu einem Definitivum zu gelangen, Stände und Land den Rittern wohl einige Conceſſionen machen dürften. Nur eine der Zahl und der volkswirthſchaftlichen Macht nach unendlich ſchwache, und in ihrer Schwäche verbitterte Partei war es, die gegen die Verfaſſung im Stillen

fortagitirte und keines der Mittel verſäumte, die ihre Verbindungen am Hofe ihr gaben, den König zum Werkzeug ihrer Pläne zu machen. Sie ſcheint den Winter gut benutzt zu haben, und die ſich dem Abſolutismus ohnehin zuneigende Geſinnung des Königs kam ihr ſehr zur Hülfe. Im Frühjahr 1853 machte Herr von Scheele einen abermaligen Verſuch zur Verſtändigung mit den Rittern — die Einwirkungen und Einflüſterungen des Winters waren vor der eindringlichen Sprache, die er mit dem Könige geredet hatte, gewichen; dieſer hatte ſich entſchloſſen, den Rittern eine Art Ultimatum zu ſetzen, das er ihnen am 3. April perſönlich verkündete, als man mit den Bevollmächtigten derſelben abermals zu einer Verſtändigung nicht gelangt war. Das Miniſterium Scheele nahm nun den ſchon von Stüve angegebenen Plan auf, das Geſetz vom 1. Auguſt 1851, die Organiſation der Provinziallandſchaften betreffend, fallen und die Landſchaften in ihrer bisherigen gänzlich bedeutungsloſen Lage fortexiſtiren und vegetiren zu laſſen; die hauptſächlichſten Befugniſſe, welche man den neuen Provinzial-Landſchaften hatte übertragen wollen, in Wegeſachen, aber einer neu zu errichtenden Behörde, einem Wegerath, zu übertragen. Dadurch entzog man jeder Einmiſchung des Bundestages auch die Scheingründe. Zugleich wurden den Ständen, die am 25. April zuſammentraten, Vorſchläge auf Abänderung der Verfaſſung, auf Modification der Zuſammenſetzung erſter Kammer und Aenderung des Wahlgeſetzes für die zweite Kammer vorgelegt. Der Begriff des „großen Grundbeſitzes“ ſollte, nach den Provinzen verſchieden, an eine Grundſteuerzahlung von 50 bis 120 Thlr. geknüpft werden, die Deputirten ſollten in jeder Provinz in einer einzigen Verſammlung gewählt werden, der König ſollte das Recht haben, jeden Majoratsherrn zum erblichen Deputirten in der Kammer zu machen. Die Abgeordneten für Handel

und Gewerbe sollten bei etwas erhöhtem Census von 10 auf 6 beschränkt werden, die Abgeordneten für die Volksschulen ganz wegfallen, die Abgeordneten der Rechtsgelehrten von 4 auf 2 reduzirt werden.

An den Wahlen zur zweiten Kammer sollten nicht mehr alle bisherigen Wähler, sondern nur die in Gemeindesachen Stimmberechtigten Theil nehmen; auch sollten in den Städten Magistrat und Bürgervorsteher ein für allemal Wahlmänner sein, zu denen noch eine gleiche Anzahl Wahlmänner hinzugewählt würden. — Auch sollte die erste Kammer aufgelöst werden können.

Es waren Vorschläge, auf die hin sich unterhandeln ließ, — so war mindestens die Ansicht der älteren, während die jüngeren und die jüngsten Mitglieder der zweiten Kammer von Unterhandeln durchaus Nichts wissen wollten, immer nur auf ihr gutes Recht pochten und das Banner dieses Rechts so hoch hielten, als sie konnten. Dennoch würden die theoretischen Gründe, mit welchen Bühren, Bauermeister, Ellissen, Gerding, Plank, Groß u. A. die mehr demokratischen Grundlagen erster und zweiter Kammer vertheidigten, nicht ausgereicht haben, wenn man Vertrauen zu der Macht und Entschiedenheit der Minister gehabt hätte. Man wußte aber einmal, daß Herr Backmeister, lüstern nach der Stellung eines Minister-Präsidenten, gegen Scheele intriguirte, daß der Einfluß des Ministeriums, namentlich des Minister-Präsidenten, bei dem Könige in starkem Abnehmen war, daß den Ministern sehr häufig eine Audienz beim Könige verweigert wurde, daß endlich die Minister auf die Ritter ganz ohne Einfluß waren und diese ihr Ziel nicht aus den Augen verloren. Man glaubte daher, das Ministerium sei nur ausersehen, Bresche in die Verfassung zu schießen, um dann einem rein junkerlichen Ministerium Platz zu machen, das mit den durch die Revision in erster Kammer gewonnenen

Kräften die Verfassung von 1848 ganz beseitige. Es hatte sich ein unendliches Mißtrauen gegen den guten Willen des Königs bei den Kammermitgliedern verbreitet, — eine Menge kleiner Umstände und Aeußerungen deutete an, wie sehr die Herrn Borries, v. der Decken, Kielmannsegge, Graf Platen und ihre Anhänger an Terrain gewonnen hatten. Viele gingen so weit, den König in Verdacht zu haben, daß er die widerspenstigen Ritter unter der Hand zum Widerstande gegen die Scheele'schen Verständigungsversuche aufmuntere. Die Partei Stüve, in der Kammer durch Lehzen, Buddenberg u. A. vertreten, die Exminister Theodor Meyer und Lindemann waren für Annahme der Verfassungs-Veränderung, auch in erster Kammer waren die Hauptleiter, so Wyneken, Breusing, Exterde, Wisch, dieser günstig, die großen Grundbesitzer selbst zeigten weniger Selbstständigkeit und schienen das eigene Interesse noch nicht gehörig zu würdigen. Wie zweifelhaft die Sache stand, bewies, daß der Regierungs-Antrag wegen Aufhebung des Gesetzes vom 1. Aug. 1851 von ziemlich großer Majorität angenommen wurde, und daß von Seiten der Linken durch Horst II. ein Urantrag in dieser Beziehung angekündigt wurde, welcher der Regierung noch größere Freiheit gewährte, als der Ausschuß-Antrag. Es galt, da der Minoritäts-Antrag der Herren Plank, Elliſſen, Groß nur mit 42 gegen 35 Stimmen gesiegt hatte, vielleicht nur die Stimmen einiger Wenigen, Schwankenden, zu gewinnen. Das Ministerium wartete aber nicht einmal eine zweite Abstimmung ab, die zweite Kammer wurde am 30. Juni aufgelöst.

Diese plötzliche Auflösung soll nicht aus einem Beschlusse der Minister, sondern aus dem Willen des Königs hervorgegangen sein. Dieser hatte sich von Tage zu Tage mehr von der Herrschaft, die Herr von Scheele über ihn ausgeübt hatte, emanzipirt — zeigte die höchsten Begriffe von seiner

Berechtigung, konnte Opposition in keiner Weise ertragen und begann den Ministern das Leben schwerer zu machen, als es Ernst August in übelster Laune, von Gicht geplagt, jemals gethan hatte. Es trat schon jetzt bei dem königlichen Ehepaare eine Eigenschaft hervor, welche den entschiedensten Einfluß auf die Geschicke des Landes geübt hat. Weder König noch Königin kannten den Werth des Geldes, beide waren mit Geschenken an Musiker, Schauspieler, Schauspielerinnen, Hofdamen, Dienerschaften fremder Gäste äußerst freigebig, ebenso gelangte selten ein Gesuch um Unterstützung an dieselben, ohne daß es Gewährung fand. Die Knappheit, worin die kronprinzliche Hofhaltung bei Ernst August's Lebzeiten gehalten war, mochte das Bedürfniß freierer Bewegung hervorgerufen haben, kurz, die Ausgaben wurden nicht nach den Einnahmen beschränkt, sondern es stellte sich bald das Verlangen ein, die Einnahmen nach den Ausgaben zu reguliren, was denn einen so sparsamen und gewissenhaften Mann, wie den Hofmarschall von Malortie in häufige Verlegenheit brachte.

Nach der Auflösung der zweiten Kammer lagerte sich dumpfe Stille über das Land; man fürchtete, der König würde von den Rittern zum Verfassungsbruch gedrängt werden; die Opposition der zweiten Kammer war ihres Sieges nicht froh, und wenn man dieselben Stände im Herbst wiederberufen hätte, es unterliegt kaum einem Zweifel, daß dann die Scheele'schen Propositionen die Majorität gefunden haben würden, vorausgesetzt, daß ihr Urheber gegen die Ritter festgestanden hätte. Allein es sollte anders kommen. Die Zeit des Sommers und eines Herbstaufenthalts der königlichen Familie in Rotenkirchen wurde zu Intriguen gegen Scheele benutzt, denen, es ist kaum glaublich, Herr von Bismark-Schönhausen sehr nahe gestanden haben soll. Allein Preußens Diplomaten arbeiteten ja immer in

die Hände Oesterreichs. Daß man österreichischer Seits bemüht war, ein Ministerium zu beseitigen, das den September-Vertrag, wenn nicht abgeschlossen, doch nicht verhindert hatte, ist begreiflich. Backmeister in seinem Durst nach Macht soll nach öffentlichen Blättern gleichfalls gegen Scheele, der noch immer die Verfassung aufrecht erhalten wollte, intriguirt haben. Die geheime Geschichte jener Tage ist noch im Dunkeln.

Am 21. November wurde das Ministerium Scheele entlassen und von Lütken mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt. Es gab kaum einen verhaßteren Namen, und nach dem, was wegen Erwerbung der Elbinsel Kahlensand noch vor wenig Jahren in den Ständen verhandelt war, konnte keine ungeeignetere Persönlichkeit zum Minister-Präsidenten gewählt werden. Lütken umgab sich beinahe nur mit bürgerlichen Ministern: Geheimer Kriegsrath Wedemeyer, früher General-Secretär im Kriegs-Ministerium, übernahm das Innere, ein Ober-Gerichtsdirector Busch die Justiz, der frühere Lehrer des Königs, Consistorialrath Bergmann, das Cultus-Ministerium, Ernst v. Lenthe die auswärtigen Angelegenheiten, der Kriegs-Minister blieb.

Das Land antwortete auf diese Ministerernennung mit der Wahl einer zweiten Kammer, in welcher das Ministerium bei einer Gesammtzahl von 78 Mitgliedern kaum auf 10 Stimmen zählen durfte. Mochte es aus diesem oder einem andern Grunde sein, das Ministerium Lütken legte keinerlei Vorschläge von Verfassungsänderung vor; wohl aber forderte man außerordentliche Mittel für die Armee, welche die Stände bereitwilliger gewährten, als sie bei sorgfältiger Prüfung gedurft hätten. Aber man wollte den Vorwurf nicht auf sich laden, daß sich mit diesen Ständen nicht regieren lasse. Gleich nach dem Ministerwechsel wurde ein Mann nach Hannover zurückberufen, den Scheele entfernt hatte, der vorma-

lige Archiv-Secretär G. Zimmermann. Er war in Kiel Professor geworden, dann in dänische Dienste übergegangen und wurde jetzt als Geheimer Regierungsrath zurückberufen und zum Ministerial-Referenten ernannt. Er hatte ein Buch gegen die constitutionelle Monarchie geschrieben und beweisen wollen, daß sie für Deutschland nicht passe. Der König war entzückt darüber, und bald besaß Zimmermann mehr Einfluß als die Minister. Er war es, der mit einer neuen Erklärung der hannoverschen Regierung an den Bund betraut wurde. Seine Denkschrift vom November 1854, die man lange als ein Staatsgeheimniß betrachtete, liegt jetzt in der Lenthe'schen Zeitschrift gedruckt vor.

Wenn man diese Denkschrift gelesen, so versteht man erst, was der damalige Minister von Hammerstein, bei Empfehlung der Scheele'schen Verfassungsänderungen am 22. Juni 1853 in zweiter Kammer äußerte: Mit dem Umstoßen des gegenwärtigen Regierungs-Systems durch Ablehnung der Anträge stehe mehr auf dem Spiele, als man sich im ersten Augenblicke wohl denke — es stehe das ganze ständische Princip, das Prinzip der Vertretung des Volkes durch eine allgemeine Ständeversammlung auf dem Spiele. Soweit gingen also schon damals die absolutistischen Gelüste Georg's V., daß das Ministerium Scheele Furcht hatte, mit seinem Sturze könne derselbe das ganze ständische Prinzip beseitigen wollen.

Jene Denkschrift brachte Georg V. in Widerspruch mit der von Münchhausen abgegebenen Erklärung, die am Schlusse sagte: „daß aber der deutsche Bund keine neue Ungunst auf sich lade, das hat jeder Deutsche, vor allen haben es die Fürsten und Völker der kleinen Staaten dringend zu wünschen. Welche Gefahren ihnen ohne den Bund drohen, das hat das Jahr 1849 gezeigt, ohne seinen Schutz ist ihre Unabhängigkeit, ja die Existenz gefährdet, und was diese

trifft, das trifft zunächst und am schwersten die regierenden Geschlechter; denn mögen die Länder dereinst vielleicht auch Ersatz finden, den Dynastieen bleibt keine Aussicht für ihren Verlust entschädigt zu werden —". Der König provocirte jetzt selbst die Einmischung des Bundes, er stellte sich dem Kurfürsten von Hessen gleich.

Der Bund, welcher sich 1839, als das Volk ihn anrief, für incompetent erklärte, erkannte sich jetzt, da die Ritter ihn anriefen, für competent, und diese für legitimirt. Die März-Minister suchten einer Widerlegung, welche die Unrichtigkeiten und Sophismen der Zimmermann'schen Denkschrift darstellte, beim Bunde vergeblich Eingang zu verschaffen. Er faßte die berüchtigten Beschlüsse vom 12. und 19. April. Der erste Beschluß erklärte den § 33 der Verfassung als auf verfassungsmäßigem Wege nicht entstanden, und forderte die Regierung auf, den Rittern wiederum eine ihren althergebrachten Rechten entsprechende Vertretung in erster Kammer einzuräumen. Durch den zweiten Beschluß wurde die hannoversche Regierung ersucht, Verfassung und Gesetzgebung des Königreichs, unter Bezugnahme auf den Ausschußbericht, einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, und die Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen des Bundes zu bewirken. Der Regierung wurde die Art und Weise und die Ausdehnung der Revision überlassen, mit einer unbestimmten Einwirkung (Strafbaiern oder Strafpreußen?) war gedroht, wenn die Abänderungen auf Hindernisse stoßen sollten, einer der beliebten dunkeln Sätze fehlte nicht — „es finde die Pflicht, den in Art. 56 der W. S.-A. verzeichneten Weg einzuschlagen, insoweit nicht statt, als es sich um Wiederherstellung von Bestimmungen des noch unter dem Schutze jenes Artikels stehenden Landes-Verfassungs-Gesetzes von 1840 handle."

Die Regierung hatte es daher noch immer in ihrer

Hand, bei dieſer Reviſion den verfaſſungsmäßigen Weg einzuſchlagen oder zu octroyiren. Das Land erhob ſich beinah einſtimmig, um in unzähligen Petitionen Georg V. um Aufrechterhaltung der Verfaſſung zu bitten. Dies war ſchon geſchehen, als nur erſt das Gerücht von Frankfurter Berichten der Art auftauchte, alſo Ende März. Da der verfaſſungsmäßige Zeitpunkt zur Zuſammenberufung der Stände am 1. Febr. eingetreten war, ſo baten alle Petitionen um ſofortige Berufung der geſetzlichen Vertreter des Landes, die meiſten erinnerten den König daran, daß er zweimal freiwillig bei ſeinem königlichen Worte die Aufrechterhaltung der Verfaſſung verbürgt habe, und daß Liebe und Vertrauen das unſichtbare Band ſei, welches das Volk mit ſeinem Fürſten vereine, die Verfaſſung aber das ſichtbare Band, welches beide umſchlinge, ein Band, das nicht zerriſſen werden könne, ohne daß jenes gelockert ſei. — Was halfen aber alle Gründe? Es war beſchloſſen, die Verfaſſung zu vernichten. Ob dem Könige jene zahlreichen Petitionen der Vertreter der größten wie der kleinſten Städte wirklich wörtlich vorgeleſen ſind, — wer weiß es? Wenn dem ſehenden Ernſt Auguſt manches zu ſeinen Händen adreſſirte Document vorenthalten werden konnte, um wie viel leichter konnte das bei dem blinden Könige geſchehen!

Das Miniſterium ſchien lange zu ſchwanken, ob man die Stände berufen, oder ob man friſch darauf los octroyiren ſolle. Endlich entſchloß man ſich zu Erſterem. Die Kammern ſetzten eine Verfaſſungs-Commiſſion nieder aus den ausgezeichnetſten Capacitäten der Verſammlung: Stüve, Lehzen, Franke, Elliſſen, Plank, Gerding, Bauermeiſter, Adickes, Wyneken, Hilling, von Exterde, Matthäi. Der Ausſchuß erklärte ſich dem Könige gegenüber zur gütlichen Verhandlung bereit, wenn die Sache der Bundes-Verſammlung wieder entzogen ſein würde; gegen die Miniſter wurde

die Verfassungs-Widrigkeit des beobachteten Verfahrens geltend gemacht, ohne daß man zur Anklage schritt, ja selbst nur von dem Beschwerderechte Gebrauch machte. Die Personen der Minister schienen dazu den Ständen zu unbedeutend, dieselben, namentlich Lütken, wurden auch während der ganzen Sitzung von Zimmermann wegwerfend behandelt. Die Voranträge der Commission waren gedruckt, eben so eine Adresse an den König, in welcher es hieß, daß die Minister das, was sie gethan, auf die geheiligte Person des Königs selbst zurückwürfen, dessen zweimal, am 9. September 1848 und am 18. November 1851, frei ertheiltes Königswort dem Lande den sichersten Schutz seiner Rechte und seiner Verfassung gewähre. Stüve war zum Berichterstatter der Commission bestimmt; als die Verhandlungen aber beginnen sollten, wurden die Stände am 12. Juli vertagt. Am 31. Juli wurde das Ministerium Lütken entlassen und ein rein junkerliches Ministerium eingesetzt. Minister-Präsident wurde der Graf v. Kielmannsegge, bisher Bundestags-Gesandter, nebenbei Finanz-Minister; Cultus-Minister der bisherige Präsident des Ober-Gerichts in Celle: Ernst August von Bothmer — der sogenannte Criminalist; Justiz-Minister der Justiz-Rath v. d. Decken; Minister des Innern v. Borries; Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Platen Hallermund. Diese ließen den König am 1. August eine Verordnung unterschreiben, in welcher das Verfassungs-Gesetz von 1848 ganz willkürlich nach Anleitung des Ausschuß-Berichts festgesetzt wurde, die Adelskammer wiederhergestellt war.

Während bei den früheren Ministerwechseln die General-Secretäre geblieben, höchstens aus einem Ministerium in das andere übergegangen waren, konnten jetzt bei dem Verfassungsumsturz die Verfassungsgetreuen nicht

mehr bleiben; Bening war schon unter Wedemeyer durch einen aus einem Winkel des Landes herbeigeholten Assessor ersetzt, der sich dadurch das glänzendste Zeugniß der Armuth gegeben, daß er von 1850—1860 nicht ein einziges Mal in der Stände-Versammlung gesprochen hat; der Ober-Justizrath Lichtenberg wurde durch einen Ober-Gerichtsrath Dankert, einen Protegé Decken's ersetzt; Küster und von Witzendorf blieben.

Dieser Verfassungsbruch brachte denn bei allen Gebildeten einen ungemeinen Eindruck hervor, man hielt denselben für viel schlimmer, als den Verfassungsbruch von 1837, denn Ernst August hatte die Haltung des Staats-Grundgesetzes niemals bei seinem königlichen Worte versichert. Man wußte nur nicht, sollte man mehr empört sein gegen die Adelspartei, welche die unmittelbarste Veranlassung war, oder gegen die nächsten Rathgeber des Königs, gegen Zimmermann und Genossen. Die königliche Familie fuhr, als wenn Nichts geschehen, zum Seebade nach Norderney, und der König nahm dort kreuzzeitungsritterliche Gratulationen in Empfang über den bewiesenen Muth.

Der Schwindel, durch Industrie-Unternehmungen schnell reich zu werden, von Frankreich ausgegangen und durch den französischen Crédit mobilier immer von Neuem angefacht — auf der anderen Seite der orientalische Krieg, zogen damals die Aufmerksamkeit Deutschlands von der hannoverschen Angelegenheit ab. In Preußen namentlich zeigte sich nur bei dem „Preußischen Wochenblatte" einiger Sinn und einiges Verständniß für die Ereignisse in Hannover. Im Ganzen begriff man kaum den ungeheuern politischen Fehler, den, abgesehen von der Perfidie, Preußen am Bundestage beging, als es die Ausschuß-Anträge befürwortete. Georg V. sollte es aber bald gewahr werden, wie das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen ihm und seinem Volke zerrissen sei. Schon

seit 1855 griff eine gänzliche Theilnahmlosigkeit gegen die Geschicke der Dynastie um sich. Es bildete sich mit Naturnothwendigkeit der Gedanke aus, daß das Recht und die Freiheit in den einzelnen deutschen Staaten nie gesichert sei, so lange nicht Deutschland einig, so lange nicht das deutsche Volk einig zusammenstehe zur gesetzlichen Vertheidigung seiner Freiheit, wie jetzt die deutschen Regierungen zur Unterdrückung derselben. So sprach sich schon damals Plank in einem gedruckten Schreiben an seine Wähler aus.

Am meisten niedergeschlagen waren die „eigentlichen" Constitutionellen, die Partei Stüve's und seine Freunde, die 1848 unter so großer Anstrengung die Rechtscontinuität aufrecht erhalten, während im demokratischen Lager Stimmen laut wurden, die darauf hinwiesen, was denn nun alle Rechtscontinuität, aller vertragsmäßige Abschluß der Verfassung, was das in das Archiv der Stände niedergelegte Patent über die unverbrüchliche Haltung derselben geholfen habe? Stüve, welcher mit solcher Vorliebe am deutschen Bunde gehangen, zu dessen Reactivirung so thätig mitgewirkt, der noch 1852 das einzige Heil Deutschlands in demselben gesehen — war auf diese Weise abermals durch Thatsachen überführt, daß der Bund — ein Fürstenbund sei und bleibe, und daß er Rechtssicherheit nie gewähren werde. Lehzen starb in der That an dem Schmerz über den Verfassungsbruch, nachdem er sein vorzügliches Werk über hannoversche Finanzen eben vollendet.

Macaulay sagt von einer Epoche während der Regierung Georg's III.:

„es war eine Zeit, wo es für ausgemacht zu gelten schien, die Regierung könne nur durch die schlechtesten, unsittlichsten Kunstgriffe aufrecht erhalten werden."

Eine ähnliche Zeit kam jetzt für Hannover.

Das Schatzcollegium hatte Beschwerde wegen Verfassungsverletzung bei dem Bunde erhoben. Obgleich dasselbe dazu verfassungsmäßig legitimirt war, wurde die Beschwerde einfach zurückgewiesen *).

Damit war das erfolgreichste Mittel des Widerstandes unwirksam gemacht. Es fragte sich, ob die Gerichte die Rechtsgültigkeit der Octroyirungen anerkennen würden. Als sich nun der kleine Senat des Ober-Gerichtes zu Aurich, auf Antrag des Referenten Ober-Gerichts-Assessors Plank für die Rechtsungültigkeit der Verordnung vom 1. August 1855 ausgesprochen hatte, wurde ohne ständische Genehmigung ein sogenanntes Nothgesetz verkündet, — unmangelhafte Befolgung der Gesetze und Verordnungen, so wie Einrichtung eines Staatsgerichtshofes betreffend — welches jedes Mitglied eines Gerichts oder einer Verwaltungsbehörde, Magistrate wie Kirchendiener inbegriffen, wenn dasselbe in amtlichen Erlassen und Handlungen die Verfassungsmäßigkeit und Rechtsgültigkeit der von der Regierung erlassenen Gesetze und Verordnungen seiner Beurtheilung unterzieht und bestreitet, wegen solcher Auflehnung gegen die königliche Prärogative mit sofortiger Dienstentlassung bedrohte, die im Disciplinarwege von einem vom Könige ernannten, in Hannover seßhaften Staatsgerichtshofe erkannt werden sollte. Dadurch wurden alle Richter und Verwaltungsbehörden rechtlos gemacht, die Bestimmungen des Staatsdienergesetzes willkürlich umgestoßen. Das Gesetz enthielt eine unzweifelhafte Verfassungsverletzung. — Petitionen wegen Aufrechterhaltung der Verfassung, wie solche in muthiger Sprache von

*) Schatzrath Lang war diesen Bestrebungen entgegengewesen, er hatte sich, wie jetzt allgemein bekannt wurde, schon früher den Rittern verkauft; der Kaufpreis sollte jedoch erst 1856 bezahlt werden.

Osnabrück ergangen waren, wurden als Staatsverbrechen verfolgt, und als die Schwurgerichte freisprachen, am 28. December eine Verordnung octroyirt, welche Staatsverbrechen der Competenz der Schwurgerichte entzog. — Das Wahlgesetz ward einseitig auf eine Weise geändert, welche der Regierung den größten Einfluß gab. Gegen geachtete Staatsdiener, von denen man wußte, daß sie verfassungstreu waren, wurden Härten geübt, man suchte sie, wenn es Richter waren und kein anderes Mittel zu Gebote stand, durch unmotivirte, ihnen persönlich unangenehme Versetzungen zu strafen. Gegen Plank leitete man eine Disciplinar-Untersuchung ein und confinirte ihn. Die Presse ward auf alle mögliche Weise geknebelt, nicht blos die inländische, sondern auch die auswärtige. Minister von Borries und Polizeidirector Wermuth ließen z. B. den Verleger wie den Redacteur der in Bremen erscheinenden „Weser-Zeitung" nach Hannover kommen, um sie, unter Drohungen des Verbots der Zeitung, zu vermahnen. Herr von der Horst II., welcher gewohnt war, seinen Wählern nach jeder Session der Kammern Bericht abzustatten, klagt in dem Berichte von 1855 darüber, daß er im Hannoverschen keinen Drucker habe finden können, der diese mit der größten Mäßigung und Vorsicht verfaßte Schrift druckte. Correspondenten auswärtiger Zeitungen fühlten den weitreichenden Einfluß des Herrn v. Borries in so entschiedenem Maaße, daß sie die Correspondenzen aufgaben, weil ihre Briefe von den Redactionen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurden. — Wo irgend ein Druck auf liberale Persönlichkeiten auszuüben war, da wurde er geübt. Alles, was vom Hofe, von den Domänen, von den Eisenbahnen mit Arbeit beschäftigt wurde, mußte sich politisch dienstbar zeigen. Die Polizei in Hannover, zu einer Centralstelle erhoben, war ungemein thätig. Jede Reise eines Verfassungsfreundes wurde überwacht, und wenn ein Mit-

glied der frühern Opposition nach Hannover kam, folgte man ihm auf Schritt und Tritt. Wermuth, früher Advocat und Director der Weser-Dampfschiffahrtsgesellschaft in Hameln, schon von Ernst August nach Hannover berufen, hatte sich in so hohem Grade das Vertrauen des Königs zu erwerben gewußt, daß er auch in andern als zu seinem Ressort gehörenden Dingen um Rath gefragt wurde. Er mußte jeden Morgen Sr. Majestät über die Polizeivorfälle der Residenz und des Landes referiren, und dies gab dann Gelegenheit zu Anknüpfungen anderer Art. In den Fragen der höheren Politik blieb Zimmermann der Hauptrathgeber, in anderen Dingen hatte der König mancherlei Begünstigte. Um jene Zeit war es einer der vielen Schleswig-Holsteiner, Schow, zum Bürgermeister in Leer gewählt, welcher sehr häufig von Leer her zum Könige beschieden wurde, um seinen Rath zu ertheilen.

Georg V. zeigte sich in der Huld gegen seine Günstlinge nicht so ausdauernd als sein Großvater. Wie hatte derselbe sich z. B. noch vor kaum einem Jahre im Hause des Justiz-Ministers Busch so freundlich und holdselig gezeigt, sich zum Gevatter angeboten und die ganze Familie mit Liebe und Freundschaft überhäuft! Jetzt war von Busch nicht mehr die Rede. Auch ein anderer Personenwechsel fiel auf. Die Hofschauspielerin Fräulein Baumeister war längere Zeit hindurch befohlen worden, Sr. Majestät vorzulesen. Diese beim Publikum sehr beliebte Schauspielerin wurde plötzlich entlassen. Da das müßige Publikum keinen Grund dieser plötzlichen Ungnade kannte, legte es sich auf Conjecturen und behauptete, die Königin habe diese Entlassung verlangt und durchgesetzt. Eine neue Person, die von der höchsten Gnadensonne beschienen wurde und den allergrößten Einfluß auf die Person des Monarchen gewann, tauchte um diese Zeit auf, — der Friseur Lüprecht. Woher das

große Vertrauen des Königs zu dieſer als Großalmoſenier u. ſ. w. benützten Perſönlichkeit rührt, darüber giebt es verſchiedene Lesarten, die hier nicht mitgetheilt werden können. Daß die Baumeiſter in Lüprecht's Hauſe wohnte, und dieſer zuerſt von ihr dem König empfohlen ward, wird wahr ſein. — Die Königin, da wir ihrer einmal erwähnt haben, hatte nach dem Kronprinzen, der am 21. September 1845 geboren war, dem Könige zwei Prinzeſſinnen am 9. Januar 1848 und 3. December 1849 geboren, und man glaubte ſchon an eine Nachkommenſchaft wie die Georg's III., als ein Ende da war. Man ſprach von einer weiblichen Krankheit. Wenigſtens wurde mit Aerzten viel gewechſelt, und nachdem der Rath des Wunderdoctors und Kräutermannes Lampe in Goslar, der vom Könige mit dem Titel Director begnadigt war, nicht angeſchlagen hatte, wandte man ſich am Hofe der Homöopathie zu. Die Königin miſchte ſich nicht in Politik, ſie war nicht geiſtig bedeutend genug dazu; hatte ſie doch ihre Freude daran, vor den Genoſſen des frühern ſo ſehr beſchränkten Altenburger Hofkreiſes jetzt als Königin glänzen, es der Schweſter Eliſabeth, der Großherzogin von Oldenburg, zuvor, der Schweſter Alexandra, Gemahlin des Großfürſten von Rußland, beinah gleich thun zu können, und die Couſinen von Reuß-Greiz weit hinter ſich zu laſſen. Wurde auch ihre Laune vorübergehend getrübt, wenn eine Gräfin Münſter, eine Fürſtin Dolgorucki in einem neuen, vielleicht ſchöneren Schmuck bei Hofe erſchien, als zufällig eben die Königin trug, ſo waren die Mittel ja da, am nächſten Hoftage eine glänzende Revanche zu üben. In Kleidern und Juwelen wurde am Hofe der Königin im hohen Maaße Luxus getrieben. Es tauchte auch 1856 in dem Kopfe derſelben ſchon der Gedanke auf, daß es gar ſchön wäre, wenn ſie im Lande der Welfen, das an Raubſchlöſſern nicht arm, ſo eine alte Ritterburg habe wie der König von Preußen

und der Prinz von Preußen in Stolzenfels und Rheinstein. Da Hannover aber keinen Rhein hat und die Reisenden das alte Schloß doch sehen mußten, so sollte dasselbe an der Eisenbahn liegen. Ein Bergabhang bei Nordstemmen wurde gekauft, ein Künstler, der den Plan zu einem alten Schlosse entwarf, fand sich leicht, andere mannichfache Uebelstände, Kalkbrennereien mit ihren die ganze Gegend verpestenden Dämpfen, der Mangel an sonstigem Grundeigenthum u. s. w. wurden übersehen, und der Bau der Marienburg bei Nordstemmen wurde beschlossen. Wer von Hannover oder Hildesheim nach Göttingen reist, sieht den mittelalterlichen Bau, wenn es dem nicht unterrichteten Fremden auch schwer wird, den Zweck zu ergründen. Die Inconvenienzen der Lage und der beschränkten Räumlichkeit des umgebenden Grundeigenthums haben sich schon jetzt in starkem Maaße herausgestellt, und die Königin Marie wird wohl nicht zu häufig auf der Marienburg residiren.

Großfürstin Constantin hatte sich, ich glaube im Sommer 1856, über die beschränkten Räume des Schlosses Montbrillant, der königlichen Sommerresidenz, ausgesprochen. Als Winterresidenz hatte der König schon das Wangenheim'sche Palais und das daneben liegende Gebäude am Friedrichswalle erworben, da das alte Palais an der Leinstraße in dem Zustande bleiben sollte, in welchem Ernst August es bewohnt hatte, das Schloß selbst aber zu ungemüthlich und groß war. Es tauchte also der Gedanke an einen großartigen Schloßbau in Montbrillant mit glasverdecktem Hof und Spielplatze auf, und der Hofbaumeister Tramm hatte im Winter 1856/57 den Plan dazu schon fertig. Die Geldmittel sollte die Chatoullekasse hergeben, wie es damals hieß. Aber es war Ebbe in den königlichen Kassen, und diese Ebbe war es, die dazu drängte, daß man den Ständen von 1856 eine Veränderung des vom Bunde

unangetastet gelassenen Finanzcapitels anfann, nämlich die 1833 zwar als rechtlich möglich dargestellte, aber als unthunlich unterlassene, 1848 als verderblich gänzlich beseitigte Ausscheidung eines Domanialcomplexes, mit einem Einkommen von 500,000 Thlr. zur eigenen Verwaltung des Königs, und zugleich eine Erhöhung der Krondotation von 500,000 Thlr. Conv.-Münze auf 600,000 Thlr. Daneben wollte man, in der Furcht, daß doch wohl einmal eine Zeit kommen könne, wo Hannover in Preußen und dieses in Deutschland aufgehen werde, dem gesammten Domanialcomplexe, — der ja nur theilweise aus alt-welfischen Hausgütern stammte, zum Theil durch Staatsverträge, Käufe 2c. erworben war, — wo möglich den Charakter des reinen welfischen Privateigenthums aufdrücken; endlich wollte man die Rechte der Stände bei der Steuerbewilligung wesentlich beschneiden und das Schatzcollegium, diesen unbequemen Controleur und Wächter der Verfassung, gänzlich beseitigen.

Auf die erste Kammer glaubte man unter allen Umständen rechnen zu können, mußten doch die Ritter sich dankbar bezeigen für die Restauration ihrer sogenannten Rechte. Dagegen waren die Wahlen zur zweiten Kammer — die demokratische Partei hatte in Hannover nicht, wie in Preußen, auf die Betheiligung verzichtet — nicht nach Wunsche ausgefallen. Zwar hatte man die eifrigsten Vertheidiger der Verfassung vom Rechtsstandpunkte aus, die jungen und alten Demokraten Albrecht, Bauermeister, Ellissen, Gerding, Plank nicht wieder erwählt, dagegen aber die Alt-Liberalen aus der vormärzlichen Zeit, die Exminister und die Mehrzahl jener Bauern, die schon in den Verfassungskämpfen von 1838 mitgewirkt hatten. Die Regierung suchte sich dadurch zu helfen, daß sie nicht nur allen Staatsdienern, deren sie nicht sicher war, sondern auch namentlich allen Magistrats-Mitgliedern,

welche sie fürchtete, den Urlaub verweigerte. Dadurch kamen aber gerade zum Theil die Exminister, die als Ersatzmänner doppelt und dreifach, Lehzen sogar sieben Mal, gewählt waren, in die Kammer: Graf Bennigsen für Osnabrück, Braun für Harburg, Münchhausen für Stade, Theodor Meyer für die Universität, Windhorst für Papenburg. Lehzen starb inzwischen, für ihn trat als Ersatzmann Dr. Oppermann ein.

Die erste Kammer machte es sich auf den Sitzen, welche 6 Jahre hindurch von den großen bäuerlichen Grundbesitzern, Kaufleuten, Deputirten der Rechtsgelehrten eingenommen waren, ganz bequem und nahm eine Miene an, als wären die Jahre 1848—1856 gar nicht in der Welt gewesen. Die Bauern thaten nach ihrer Meinung besser, wenn sie die langen blauen Röcke, oder gar die modernen Fracks wieder auszögen, um in der Jacke hinter dem Pfluge herzugehen.

In der zweiten Kammer zeigte sich zwar eine entschiedene Opposition gegen diese Minister und diese Regierungsmaßregeln, allein den rechten Muth, der Sache zu Leibe zu gehen, wo sie faul und unhaltbar war, hatte man nicht, man stellte sie vielmehr auf den Standpunkt des fait accompli, und wollte von da aus das bestehende Finanzcapitel von 1848 vertheidigen, die auch selbst nach der octroyirten Verfassung rechtsungültigen Nothgesetze beseitigen.

Nur der Landcommissair v. Honstedt erklärte von vornherein: daß die durch Verordnung vom 1. August 1855 publicirten Verfassungs-Veränderungen auf verfassungsmäßigem Wege nicht erlassen seien, er solche für rechtsverbindlich nicht halte und daß er sich als Deputirter denselben nur unter Wahrung aller Rechte des Landes unterwerfe, dem Machtgebote der Ereignisse folgend. Herr v. d. Horst II. gab erst

viel später für sich und im Namen seiner Freunde die Erklärung ab: sie befänden sich nicht auf dem Boden des Rechtes, sondern dem der Thatsache. Offener als die Ritter 1848 befürworteten sie, daß sie sich den Thatsachen nur fügten, so lange dieselben stärker seien als das Recht. Was diese sagten, dachten alle nicht schon corrumpirten Stände-Mitglieder und alle denkenden Landeseinwohner.

Die sich bildende Opposition fiel der Führung des gewandten Windhorst anheim, denn weder Graf Bennigsen noch Münchhausen besuchten die Vorversammlungen, in welchen die bisherigen Demokraten im Vereine mit den Exministern und Alt-Liberalen beriethen, Windhorst mag sich wieder mit Münchhausen und Bennigsen verständigt haben. Es galt eine vollkommen „correcte" Opposition zu machen, an der selbst Metternich Nichts auszusetzen gehabt hätte. Deshalb kam man auch dem Könige bei der Forderung für den Militäretat mit viel größerer Geneigtheit entgegen, als man bei gewissenhafter Prüfung hätte thun dürfen, man erhöhte den Militäretat von 1,700,684 Thlr. auf 2,620,820 Thlr. In die Verfassungs-Commission wählte man zwar Oppermann und Krönke, welche Aenderungen des Finanzcapitels überhaupt nicht wollten, allein man wählte sie wohl nur, damit sie den „correcten" Anträgen der Majorität, welche auf die Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes hinauswollte, zur Folie dienen könnten. Alle Correctheit und eine Stimmenmehrheit von 50 gegen 31 in allen Hauptfragen half der zweiten Kammer indeß Nichts, die erste Kammer erklärte sich günstig für die Regierung und ließ selbst den Schatzrath von Bothmer, welcher das Finanzcapitel im ständischen Interesse redigirt wissen wollte, im Stiche. Die erste Kammer war nicht dahin zu bringen, die Verfassungswidrigkeit und Verwerflichkeit der Nothgesetze anzuerkennen, die Ritter

derſelben erſchienen überhaupt als Ritter von der traurigſten Geſtalt.

Während die Stände im Mai und Juni vertagt waren und nur die Commiſſionen arbeiteten, ereignete ſich eine äußerſt charakteriſtiſche Begebenheit, welche unwillkürlich an Georg III. erinnert. Als der Herzog von Devonſhire, Fürſt der Whigs genannt, einſt jenem Könige ſeine Aufwartung machen wollte, ſagte dieſer zu einem der Pagen: gehe zu ihm und ſage ihm, daß ich ihn nicht ſehen will. Der Herzog riß ſeinen goldnen Schlüſſel ab und entfernte ſich kochend vor Wuth. — So „widernatürlich halsſtarrig", wie Macaulay bemerkt, Georg III. war, er hat ſich ſpäter bitter demüthigen müſſen. — Der Exminiſter von Münchhauſen hatte nun in der Commiſſion dem ſchwachen Präſidenten derſelben die Herrſchaft aus der Hand geriſſen, und er war es, der ſich, wenn auch nicht der Kronausſcheidung ſelbſt, doch der Art und Weiſe derſelben nach 20jährigem Durchſchnittsertrage und durch königliche und ſtändiſche Commiſſarien geſchehend, entſchieden widerſetzte. Da die Mitglieder zweiter Kammer zuſammenhielten, und von der erſten Kammer wenigſtens der Schatzrath v. Bothmer das ſtändiſche Princip zu wahren ſtrebte, ſo blieben die beiden Miniſter Kielmansegge und von Bothmer beſtändig in der Minorität, ſie waren auch außerdem ſo wenig ſelbſtſtändig inſtruirt, daß ſie über alle Vorſchläge erſt die königliche Genehmigung einholen mußten und der König dann erſt wieder Zimmermann, der das Finanzcapitel entworfen hatte, zu Rathe zog. In dieſer Situation ließ der König dem Exminiſter von Münchhauſen ſagen: er wünſche ihn und ſeine Gemahlin fortan nicht bei Hofe zu ſehen. Der Hofmarſchall hatte die Botſchaft nicht ausrichten wollen, ich glaube, daß Herr v. Borries ſich dazu hergab. Das war für den ganzen hoffähigen Adel eine ſo unerhörte Maßregel, daß man daran dachte, ſich

im nächsten Winter in Masse vom Hofe zurückzuziehen. Den bürgerlichen Exministern ging, so viel ich weiß, ein solches Verbot nicht zu, sie erschienen von selbst nicht bei Hofe, auch Graf Bennigsen, von dem der König geäußert: er sei ein Engel gegen Münchhausen — („aber ein viel rötherer", sagte ein Witzbold) erschien dort nicht.

Alle Correctheit der Opposition half nicht, die Stände wurden vertagt, dann aufgelöst, und das Geschäft des Octroyirens rücksichtslos weiter getrieben.

Am 7. September 1857 wurde ein neues Finanzcapitel octroyirt, scheinbar die alte Kassentrennung, da diese nach den Organisationen ohne große Belastung der Kronkasse aber nicht durchzuführen war, in der That ein gänzlich beliebiges Provisorium hinsichtlich der Hauptsache der Ausgaben, welche altherkömmlich und nach dem Verfassungsgesetze von 1840 auf der königlichen Kasse ruhten; eine ganz einseitige Erhöhung der Krondotation auf 600,000 Thlr. —

Es war freilich gesagt, es sollten mit den Ständen Verhandlungen über die Vertheilung der Ausgaben eingeleitet werden, außerdem hatte der König die Gnade, er wußte wohl warum, zu erklären: falls die allgemeine Stände-Versammlung auf Wiedereinführung der Kassenvereinigung gerichtete Wünsche aussprechen sollte, erkläre sich die Regierung zwar geneigt, auf dieselben einzugehen, aber nur unter der Voraussetzung, daß die von der Regierung alsdann zu machenden Vorschläge genügendere Berücksichtigung fänden, als dies während der letzten Diät in zweiter Kammer der Fall gewesen sei. — Ein rechtlicher Grund für die Octroyirung war nicht angegeben, denn weder das Verhalten zweiter Kammer, noch der Bundestags-Beschluß vom 19. April 1855, der aussprach, daß der Ausschuß über diese Verhältnisse im Unklaren sei, konnte als solcher gelten. Graf Kielmansegge,

der Finanzminiſter, hatte Niemand finden können, der ſeine Krondotations-Ausſcheidungspläne und ein Budget, wie er es bedurfte, zurecht machte. Der General-Secretair im Finanz-Miniſterium, Baar, unehelicher Sohn des alten Erblanddroſten, aber, wie häufig, der legitimen Linie an Geiſt unendlich überlegen, war damals noch zu ehrlich, um einem Syſteme zu huldigen, das er mit ſeinen Anſchauungen verdammen mußte, einem Syſteme, das, wie der Volksmund ſagt, bewirkt haben würde, daß ſich ſein alter Freund und Gönner, Lehzen, im Grabe herumdrehte. Nun geſchah das wahrhaft Abſcheuliche. Ein Mann, der als Schatzrath der Verfaſſung beſondere Treue geſchworen, der gegen Stüve und alle folgenden Miniſterien den liberalen Oppoſitionsmann geſpielt und ſo eine Art Führerſchaft der Liberalen errungen hatte, Schatzrath Lang gab ſich dazu her, als Lückenbüßer einzutreten und die gehäſſigſte, dem Lande verderblichſte Maßregel durch Octroyirungen in's Leben zu führen.

Die liberale Preſſe in Hannover und in Bremen und Hamburg war ſo eingeſchüchtert, daß ſie zu dieſer neuen Gewaltmaßregel ſchweigen mußte. Nur die altpreußiſche Partei im Preußiſchen Wochenblatte, die Augsb. Allg. Zeitung, auch wohl die Kölner Zeitung wagten ſich auszuſprechen. Die Regierung kaufte auch noch ein in Nienburg von einem Buchdrucker herausgegebenes Blatt, die „Hannoverſche Dorfzeitung", welche fortan als „Hannoverſche Nachrichten" alle den Abhub und Skandal aufnehmen mußte, welchen man der officiellen Hannoverſchen Zeitung nicht aufzubürden wagte. Dieſe Nachrichten wurden in der ſchlechteſten Manier des Kreuzzeitungs-Zuſchauers redigirt. Neue Wahlen waren auf Februar ausgeſchrieben.

Macaulay erzählt von einer Periode während der Regierung Georg's III. — „für die Rache des Hofes war nichts

zu niedrig, die Aechtung erſtreckte ſich auf Zollwächter, Viſitatoren, Thürſteher.“ Ganz ſo ſchlimm war es jetzt freilich unter Georg V. in Hannover nicht, aber ſchlimm genug. Wie man das Land mit dem Schreckbilde einer octroyirten Kaſſentrennung ängſtigte, ſo drohte und ſchreckte man jede bei der Wahl thätige Corporation, und in dieſer wieder alle diejenigen, welche irgend einen Einfluß auf die Wahl ausüben konnten. Borries bereiſte die Provinzen, die ganze Junkerſchaft war thätig in ſeinem Intereſſe. Die Beamten mußten oft gegen ihre innerſte Ueberzeugung vollbringen, was ihnen von Oben anbefohlen war. Die Landdroſten mußten nach Hannover kommen, um perſönlich Inſtructionen wegen der Wahlen zu empfangen; von den Centralſtellen der Eiſenbahnen, Poſten, Forſten, Steuern, ergingen an das geſammte Unterperſonal die gemeſſenſten Befehle, wie ſie ſich bei den Wahlen zu verhalten hätten; der Juſtiz-Miniſter ließ durch die Staatsanwälte wirken, der General-Adjutant ſchrieb ſogar an die penſionirten Landwehroffiziere von 1813, das Oberhofmarſchallamt verſäumte nicht, ſeinen Einfluß auf alle vom Hofe Abhängigen geltend zu machen bis herab zu den Orcheſter-Mitgliedern und Thürſtehern im Theater. Wo man mit Drohungen nichts zu erreichen wußte, wandte man Verſprechungen und Zuſicherungen an, hier war eine Garniſon, dort eine Schleuſe, dort Sitz eines Ober-Gerichts oder Amts-Gerichts, dort eine Eiſenbahn oder ein Bahnhof wenigſtens der hingeworfene Köder. Die Oppoſition wurde der niedrigſten Motive beſchuldigt; der „Nachrichter“, wie das neue Organ, das man den Leuten umſonſt in die Häuſer brachte, vom Volkswitz betitelt wurde, ſtrotzte täglich von Schmähungen gegen die Führer der aufgelöſten zweiten Kammer.

Dazu war die Zeit leider darnach angethan, jedes edle patriotiſche Gefühl als lächerlich erſcheinen zu laſſen. Der

industrielle Schwindel hatte in Hannover durch Begünstigung von Seiten des Finanz-Ministers überhand genommen, Alle, welche etwas Geld hatten, wollten auf wohlfeile Art reich werden. Das Peiner Hüttenwerk, die Neustädter Schwindelei, die Georg-Marienhütte, zu der König und Königin die Namen hergaben, die Hannoversche Bank, die Nienburger chemische Fabrik, die Einbecker Zuckerfabrik und eine Masse anderer Unternehmungen ähnlicher Art zogen das Interesse von den politischen Vorgängen ab. Tausende von Familien hatten bei diesen Unternehmungen, die bis auf die Hannoversche Bank sämmtlich dem Bankerotte oder der Liquidation nicht entgangen sind oder entgehen werden, ihr Vermögen verloren. Die Opposition hatte außerdem durch ihr laxes Verhalten in Beziehung auf den Rechtspunkt das Vertrauen eingebüßt, mindestens zu einer Begriffsverwirrung, die sich schwer rächte, Veranlassung gegeben.

Herr von Borries brachte eine Wahl zu Stande, deren Resultat der Regierung günstig war, mindestens konnte von einer compacten Mehrheit der Opposition in der zweiten Kammer nicht mehr die Rede sein. Da aber eine große Anzahl neuer Leute, namentlich aus dem Bauernstande gewählt waren, deren man nicht sicher war, so schritt man wieder auf dem Wege des einseitigen Eingriffs in die Gesetzgebung voran. Unter der Form einer Ausführungs-Verordnung erließ man einen wesentlichen Zusatz zum Staatsdienergesetze, wonach pensionirte Staatsdiener den Ministerial-Departements, in denen sie angestellt gewesen, untergeordnet, und die mit Ruhegehalt entlassenen Minister der unmittelbaren Dienstherrlichkeit des Königs unterstellt wurden, so daß nunmehr die Pensionirten die Erlaubniß ihrer Oberbehörde, namentlich des Königs, bedurften, um in die Stände-Versammlung einzutreten. Kraft dieser Verordnung, welche der ständischen Genehmigung bedurft hätte,

wurde denn den Miniſtern Stüve, Graf Bennigſen, Braun, v. Münchhauſen, Theodor Meyer und Windhorſt der Urlaub verweigert, und die Kammer dadurch der alten Führer, welche namentlich durch ihr Anſehen in Beziehung auf die Neuerwählten gefährlich waren, beraubt. Wahrhaft ſcandalös war der Grund, den man anführte, um dem Obergerichts-Anwalt von der Horſt den Eintritt in die Kammer zu verweigern. Derſelbe ſollte durch die oben erwähnte Verwahrung von 1856 ſich für unfähig erklärt haben. Man ließ ihm frei, ſeinen Eintritt durch Widerruf jener Erklärung zu erwirken, er weigerte ſich deſſen, und die Majorität der zweiten Kammer erklärte auf den Antrag des Amtsrichters Klee die Beanſtandung der Wahl für gerechtfertigt. Die Wahl in Emden wurde beanſtandet, weil der Gewählte, der früher ſchon unangefochten Mitglied der erſten Kammer geweſen, Mennonit ſei. Die geſammten Wahlen der oſtfrieſiſchen Grundbeſitzer wurden beanſtandet. Nachdem man ſo eine Kammer zurecht gemacht*), in der man der Majorität ſicher war, wurden die etwa zweifelhaften Bauern von Regierungsräthen und Amtmännern in die Mitte genommen und nicht aus den Augen gelaſſen, ſo daß man ihre Zuſammenkunft mit liberalen Deputirten die erſte Zeit gänzlich verhinderte. Es heißt deshalb im Liede: „Lammann hütet die Bauern.“

Mit dieſer Majorität zweiter Kammer und einer ſich im Großen und Ganzen vom Hofe immer abhängig zeigenden Majorität erſter Kammer iſt es Herrn v. Borries gelungen, ſeine Mißregierung bisher weiter zu führen. Wer da glaubt,

*) Der Ausdruck paßt ganz und gar, denn es wurde für alle Mitglieder, welche der Führung Borries' folgten, ſogar der Platz in der Kammer beſtimmt und octroyirt, nur die an ſich zuverläſſigen ließ man dieſen ſelbſt wählen.

daß Borries ein Mann von irgend welchem organisatorischen Talent wäre, irrt sehr. Aus seinem Gehirne ist auch noch nicht eine schöpferische Idee hervorgegangen, seine ganzen Organisationen sind nur auf das Gegentheil von dem gerichtet, was Stüve, der ursprüngliche Schöpfer derselben, in's Leben rufen wollte, er hat die Stüve'schen Organisationen nur in seinem Sinne revidirt, d. h., Alles daraus entfernt, was dem Volke die Selbstregierung gab oder es zum Selbstgouvernement erzog, Alles entfernt, was nach Freiheit und Demokratie irgend schmeckte, dagegen Alles hinzugefügt, was die Regierungsmacht verstärken konnte, was der Büreaukratie und dem Absolutismus in die Hände arbeitete. Denn bei der Art und Weise, wie bei uns regiert wird, läuft alle Verstärkung der büreaukratischen Gewalt schließlich auf Verstärkung der absoluten Gewalt hinaus. Borries ist ein sehr arbeitsamer Mann, hat große Arbeitskräfte, vielerlei Wissen, guten Willen zur Hebung des Ackerbaues, angeborene Vorliebe für seine Provinz, das Bremische, daneben ist er von großer Zähigkeit, hat eine eiserne Stirn und einen breiten Rücken. Wenn Herr von Bennigsen in der Kammer eine Philippika gegen ihn hält, geht er mit grinsendem Gesicht zu seinen Vertrauten in der Kammer, diesem eine Prise bietend, jenem auf die Schulter klopfend. Er ist sehr selten aus der Fassung zu bringen, nur einmal ging die Zunge mit ihm durch und diesem unglücklichen Zufalle verdankt er seine europäische Berühmtheit durch den Kladderadatsch und seinen Grafentitel.

Wie Borries eigentlich mit dem Könige fertig wird, ist ein Geheimniß. Zerwürfnisse mit andern Ministern — denn eigentlich pfuscht Borries in alle Ministerien hinein — und Hofintriguen haben ihn mehrmals der königlichen Ungnade nahe gebracht, er scheint aber von Georg V. noch immer als das beste Werkzeug erachtet zu werden, durch welches das

Welfenhaus die von Gott verliehene Herrschaft über das angestammte Volk ausüben könne.

Was in Hannover seit dem August 1855 geschehen ist, um dies zu bewerkstelligen, läßt sich mit kurzen Worten aufzählen.

1. Zunächst wurde 1857, nachdem die s. g. Stände, durch einen desfallsigen Antrag des Amtmann Ostermeyer überrascht, um Beibehaltung der Kassenvereinigung gebeten hatten, ein neues Finanzcapitel im Sinne des von Zimmermann ausgearbeiteten, von den Ständen von 1856 zurückgewiesenen Entwurfes, mit einigen scheinbaren Concessionen gegen die erste Kammer vereinbart. Darin ist die Ausscheidung einer Krondotation nicht nur bewilligt, sondern ein Verfahren dafür festgesetzt, welches die schließliche Entscheidung der Sache den Händen der Kammern gänzlich entzog und sie in die Hände von vier ständischen, vier vom Könige ernannten Commissarien legte. — Sämmtliche Domainen und Regalien, auch die durch Staatsverträge erworbenen, die einträglichen Domanialbesitzungen und Polder in Ostfriesland, sind für königliches Fideicommiß erklärt und das Eigenthumsrecht des Königs auf diese Domainen, die freie Disposition desselben über sie, „welche durch den Begriff des staatsrechtlichen Eigenthums verflüchtigt worden," ist wieder klar hingestellt, oder wie Georg V. in einer berühmten Rede sagte, der Raub, den die Stände an ihm ausgeübt, ist ihm zurückerstattet. Das Bewilligungsrecht der Stände ist ferner wesentlich beeinträchtigt, das Schatzcollegium zu einer Illusion und Sinecure gemacht. —

2. Durch eine sogenannte Revision des Staatsdienergesetzes ist die Unabhängigkeit der Staatsdiener, die Richter eingeschlossen, vollständig gebrochen, ja der Begriff des Staatsdienerthums hat völlig vertilgt

werden sollen; es giebt seitdem in Hannover nur königliche Diener in dem Sinne, daß die Obrigkeit von Gottes Gnaden Diensttreue zu fordern habe von dem ganzen Menschen, und dieser als ein Mann des Königs im Sinne des Lehnrechts dastehe. Daß ein solcher keine eigene Ueberzeugung, keinen eigenen Willen haben dürfe, davon wurde 1858 bei Berathung dieses Gesetzes selbst, ein eclatantes Beispiel gegeben.

Der Generalsecretair im Justiz-Ministerium Herr Oberjustizrath Dankert, Deputirter der Stadt Nienburg, wagte in zweiter Kammer in Beziehung auf die Selbständigkeit der Staatsdiener in einem Punkte anderer Meinung zu sein als Herr Borries. Sr. Majestät war über dieses Benehmen so erzürnt, daß nicht nur Herr Dankert sofort entlassen wurde, um später als Obergerichtsdirector nach Lehe versetzt zu werden, nach einem der damals schon dem Untergange geweihten Obergerichte, sondern ihm wurde befohlen, die Residenz sofort zu verlassen und als Deputirter für Nienburg zu resigniren. — Später erschien auch eine Verordnung, nach welcher die Staatsanwaltschaften fortan Kronanwaltschaften genannt werden sollten. Der Begriff Staat sollte überall aus der Gesetzgebung fort und Jedermann klar werden: L'état c'est moi.

3. Die Städteordnung wurde revidirt, um die Magistrate, deren Befugnisse man erweiterte und deren lebenslängliche Ernennung man begehrte, von der Regierung gänzlich abhängig zu machen, sie von der Gemeinde mehr zu trennen, die Befugnisse der Bürgervorsteher zu schmälern. Seit 1856 sind eine Unzahl Wahlen von Magistratsmitgliedern vom Könige nicht bestätigt worden, ohne alle Angabe von Gründen. Der Verdacht liberaler Gesinnungen oder der Umgang mit Personen, die liberaler Gesinnung nur verdächtig, reichte hin, die Bestätigung verweigert zu sehen.

Es ist wohl keine einzige Stadt im hannoverschen Lande, welche nicht ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Zugleich ward den größeren Städten die Polizeiverwaltung entzogen und königliche Polizeidirectionen wurden eingerichtet.

4. Eine neue Landgemeindenordnung brach die Selbständigkeit der Gemeinden, und vermehrte die Rechte der einer Gemeinde angeschlossenen ritterschaftlichen Güter.

5. Das Gesetz über Amtsvertretung wurde verstümmelt, indem nicht etwa gewählte Vertreter, sondern die Vorsteher der Gemeinden, die immer in Abhängigkeitsverhältnissen zu den Beamten stehen, die Gemeinde vertreten sollten.

6. Die Justizorganisationen sind zwar bei einigem Widerstande, den die erste Kammer leistete, nicht in der Weise verderbt, als man beabsichtigte, allein man hat tief genug eingeschnitten und den Grund gelegt, um nach Ablauf einer gewissen Zeit von Neuem hier ändern zu müssen. Justiz-Minister von der Decken nahm seinen Abschied, weil er so tief einschneidende Veränderungen nicht für nöthig hielt, und weil er sich die Einmischungen des Herrn von Borries in sein Departement nicht gefallen lassen wollte. Man hat einen Oberappellationsrath von Bar zum Justiz-Minister gemacht, dessen Kopf voll aristokratisch-feudalistischer Begriffsverwirrungen steckt, und der sich beinah bei jedem öffentlichen Auftreten als unfähig erwiesen hat. Es ist derselbe, der wegen einer seiner Vorfahren, des Testamentserben der Prinzessin von Ahlden, mit Herrn Vehse einen literarischen Streit führte.

7. Die Aburtheilung einer großen Menge von Polizeivergehen wurde den Gerichten entzogen und den Verwaltungsbehörden übergeben, um das

Ansehen und die Macht derselben zu vergrößern. Nach den Stüve'schen Organisationen sollte der Beamte weniger als Befehlender, denn als Rathender, Belehrender, den Amtseingesessenen die Ueberzeugung beibringen, daß das, was die Regierung verlange, wirklich zu ihrem Besten gereiche. Herr von Borries brauchte Paschagewalt für seine Beamte.

8. Die Gesetze über Anwaltskammern sind in der Weise verändert, daß die Disciplinargewalt in höchster Instanz nicht den Standesgenossen, sondern dem höchsten Gerichte oder einem von diesem beauftragten Obergerichte zufällt, daß den Kronanwaltschaften eine directe Einmischung gestattet und daß so auch der Anwalt- und Advocatenstand in eine Abhängigkeit von der Regierung versetzt ist, die in einzelnen Fällen so weit geht, daß ein Anwalt zu jeder Abwesenheit von einem Tage die Erlaubniß der Kronanwaltschaft einholen soll, weil diese darüber zu wachen habe, daß das Publikum den Anwalt auch immer zu seiner Disposition finde. Der wirkliche Grund ist indeß, daß man Herrn von der Horst II. die Redaction des hannoverschen Theils der Zeitung für Norddeutschland unmöglich machen wollte.

9. Das Jagdgesetz ist zum Nachtheil der Gemeinden, denen auch die Einnahmen von den Jagdscheinen entzogen sind, und zum Nutzen derjenigen, welche der noblen Passion der Jagd obliegen, geändert. Man wäre gern weiter gegangen und hätte nach dem Vorbilde von Kurhessen u. s. w. das alte Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden wiederhergestellt, allein wie 1838 sich die Ablösungsordnung als unangreifbar erwies, so 20 Jahre später die Ablösung der Jagd. Man hätte, wenn man einen Schritt weiter ging, sofort die Bauern, welche man mit Mühe gewonnen, und damit die Majorität zweiter Kammer verloren.

10. Gegen Verwaltungsbehörden ist Recht kaum noch zu bekommen. In einem Falle, wo die Generaldirection des Wasserbaus Anlagen gemacht hatte, welche Privaten sehr erheblichen Schaden verursachten, und nicht nur ein Obergericht, sondern auch der höchste Gerichtshof die Einrede, daß die Sache von der Verwaltungsbehörde zu entscheiden sei, zurückgewiesen hatte, wurde, nachdem in erster Instanz ein verurtheilendes Erkenntniß erlassen, in zweiter Instanz Competenzconflict erhoben, — und der Competenzconflictshof entschied für die Verwaltung. Es ist überall kein Fall bekannt geworden, in welchem dieser Competenzconflictenhof für die Gerichte entschieden hätte.

11. Die Finanzen des Landes haben sich seit 1856 erheblich verschlechtert. Trotzdem, daß die directen Steuern, mit Ausnahme der Grundsteuer, an die man sich des Adels und der Bauern wegen nicht wagt, bedeutend erhöht sind, namentlich die Häusersteuer und die Personensteuer, steht das Land statt der früheren Ueberschüsse jetzt an einem Deficit. Die Ausgaben für das Militär mehren sich von Jahr zu Jahr.

Es scheint beinah eine politische Demonstration sein zu sollen, daß man in Beziehung auf Formation, Uniformen u. s. w. die preußischen Muster gänzlich beseitigt und sich österreichischen zugewendet hat. In der Residenz hatte man kostbare Kasernenbauten veranstaltet und eine unverhältnißmäßige Menge von Truppen dort aufgehäuft, aus Besorgniß vor künftigen Unruhen. Die Krondotation des Königs ist um 87,000 Thlr. vermehrt, außerdem aber hat nach mäßigen Berechnungen die Kronkasse bei der Art und Weise, wie die Ausscheidung der Domainen zu ihren Gunsten vollzogen ist, einen Profit von jährlich 200,000 Thlr., sodaß

die königlichen Einnahmen auf mehr als eine Million angeschlagen werden können, eine Bedarfssumme, welche die Einnahmen der Krone in Sachsen, Würtemberg und verhältnißmäßig auch in Bayern und Preußen bei weitem übersteigt. Dazu kommen Ausgaben für Schloßbauten.

12. Daß das Vereinsrecht wesentlich beschnitten; die Presse in der Weise geknebelt ist, daß das Damoklesschwert des lediglich im Verwaltungswege auszusprechenden Verbots über jeder Zeitung schwebt und man mit Verwarnungen nicht sparsam ist; daß das Institut der Bürgerwehr abgeschafft, ist eigentlich Selbstfolge des Systems und braucht nur erwähnt zu werden.

Ich würde noch einen Bogen in Anspruch nehmen müssen, wenn ich alle die Unbilden aufzählen wollte, welche das Land Hannover während der Regierung des Herrn von Borries erduldet, zum Theil durch eigene Schuld erduldet, weil das Rechtsbewußtsein und der Eifer in Vertheidigung der vertragsmäßig entstandenen Verfassung dem hannoverschen Volke viel mehr fehlte als den benachbarten Hessen.

Statt dessen will ich mich bemühen, die geschehenen Dinge zum Theil aus den Ansichten und Anschauungen der höchsten Spitze des Staats zu erklären und einige Notizen über dessen Leben, die in die Oeffentlichkeit gedrungen, mittheilen.

Am 14. Januar 1857, gerade am Tage der Wahlen in der Residenz, ließ sich der König Georg V. in den Freimaurerbund aufnehmen, erhielt an einem Tage alle drei Grade und wurde Großmeister der hannoverschen Logen. Viele Freimaurer versprachen sich von diesem Eintritte des Königs die allergrößten Erfolge für die Freimaurerei. Ich kann darüber nicht urtheilen, in wiefern solche eingetreten, nur so viel verlautete in öffentlichen Blättern, daß seitdem

mehrere Offiziere sich in den Orden aufnehmen ließen, daß man in Hannover vorsichtiger wurde bei Aufnahmen, und nicht jeden Commis voyageur, der die Freimaurerzeichen als Handgriffe benutzte, sich Kundschaft zu erwerben, recipirte. Der Hoffriseur Lüprecht wurde auf Vorschlag des Königs als Bruder aufgenommen und möglichst rasch promovirt.

Eine Schwesternloge wurde zum ersten Male in Hannover abgehalten und vom Könige, laut der „Hannoverschen Zeitung", besucht; die Königin war durch Unwohlsein gehindert. Laut ferneren öffentlichen Nachrichten, pflegt der König die Loge sehr häufig zu besuchen und sich namentlich bei Tafellogen bis Mitternacht und darüber zu betheiligen, bei welchen Gelegenheiten er auch nicht selten redet. Ueber diese Reden verlautet nach Privatberichten, daß sie sich besonders um das Thema einer besondern Treue drehen, welche der Maurer gegen das hohe Haus der Welfen zu hegen und zu pflegen habe. Man hat gesagt, die Freimaurerei sei eine königlich hannoversche geworden. Einmal verlautete von Maßnahmen gegen Aufnahme von Juden, welche von der Großloge in Hannover ausgingen. Es ist aber wieder still davon geworden, und man scheint nicht durchgedrungen zu sein. In einigen kleinen Städten, z. B. Verden und Harburg, sind seitdem neue Logen entstanden. Ob der Eintritt des Königs einen politischen Einfluß ausgeübt hat, darüber ist das Urtheil verschieden. Zweifellos war der Eintritt im Jahre 1857 nicht ohne Einfluß auf das damalige Wahlresultat, aber nachhaltige politische Wirkungen lassen sich nicht verspüren, zumal das Institut der Freimaurerei überhaupt seine Bedeutung verloren hat und nie wiedergewinnen wird, so lange es sich in Dunkel und Heimlichkeit verhüllt. —

Im Juli 1857 war der König vom Magistrate der Residenz zur Schützenhofsfeier eingeladen. Der Minister

von Borries eröffnete darauf dem Magiſtrate, daß eine ſolche Einladung zur Zeit und bis zum Aufgeben der prinzipiellen Oppoſition des Magiſtrats und des Bürgervorſtehercollegiums noch nicht angenommen werden könne. Das Bürgervorſtehercollegium verwahrte ſich dagegen. Nunmehr erfolgte auf Befehl des Königs eine Verfügung, worin Form und Ausdrucksweiſe dieſer Verwahrung gerügt wurden, in der man nur einen ferneren Beleg erblicken könne, wie zu Allerhöchſtem Leidweſen die kundgegebene Ungnade eine wohlverdiente ſei. — Als man ſich von Seiten des Magiſtrats und der Bürgervorſteher entſchuldigte und erklärte, man habe die Deputirten der Reſidenz nicht gewählt, um prinzipielle Oppoſition zu machen, kam am 1. October von Norderney eine königliche Antwort, in der hervorgehoben war, welchen Verdienſt die Stadt durch den Aufenthalt des königlichen Hauſes, der vielen Behörden und des Militärs habe — in landesväterlicher Milde und Nachſicht von einer Prüfung der verſuchten Entſchuldigung Abſtand genommen, und die Verſicherung ertheilt wurde, man wolle der Reſidenz Huld und Gnade wieder zuwenden in der Vorausſetzung, daß ſie ihre Ergebenheit auch bethätigen, und beſſer wählen würde.

Dieſe Art und Weiſe, offen ſeine Ungnade gegen Städte auszuſprechen, iſt etwas durchaus Charakteriſtiſches an Georg V. Daß ſich dann an ſolche Ausſprüche bei der nächſten Wahl die albernſten Gerüchte und Drohungen knüpften, z. B. der König würde die Reſidenz nach Celle verlegen, die Miniſterien und alle hohen Behörden ſollten von Hannover entfernt werden, iſt natürlich, eben ſo daß bei einfältigen und furchtſamen Reſidenzphiliſtern damit gewirkt wird.

In einer Anrede an 12 Miſſionäre, welche von Hermannsburg ausgerüſtet waren, ſprach der König aus, daß

die Lage des Königreichs an der Nordsee und der Besitz dreier großen schiffbaren Flüsse den Willen und die Absicht Gottes bekunden, daß das welfische Königshaus und sein Königreich mit vollster Kraft thätig sei, sein göttliches Wort in fremden Landen auszubreiten, damit der Herr an dem Tage, wo er erscheinen werde, in allen Ländern Gläubige finde, die ihm froh entgegenkommen. —

Der sich bei allen Gelegenheiten kundgebende christlich orthodoxe Sinn des Königs war denn von keinem Stande früher bemerkt und ausgebeutet worden als von dem der Geistlichen. Pastöre und Pfaffen, die bis 1851 ein ganz liberales Christenthum exercirten, drehten den Mantel, seit sie zur Einsicht kamen, daß unter Georg V. nur solche Leute befördert und bestätigt werden, die auf die symbolischen Bücher schwören und ihnen nicht nur die Vernunft opfern, sondern auch die Bibel. Hannover hat bei der Wahl Steinacker's, Celle bei der Wahl Hartwig's Beispiele von Unduldsamkeit und Willkür Seitens des Consistoriums erlebt, die im 19. Jahrhundert merkwürdige Zeichen der Zeit sind. Das protestantische Pfaffenthum drängt offenbar zum Katholicismus zurück. Die Gesangbuchsfrage im Osnabrückschen und die Pfaffenwirthschaft unter Münchmeyer, Kranold und Consorten scheinen es zu einer Entscheidung zu treiben, wozu in jüngster Zeit ein Pastor Sulze Veranlassung gegeben. Daß jene Herren die Gemeinden gerade immer mehr von Kirche und Christenthum entfremden, scheint man mit blöden Augen nicht sehen zu können. Wahrhaft ergötzlich sind die politischen Expectorationen eines Pastor Ernst in zweiter Kammer. Beförderung einer heuchlerischen Frömmigkeit hat indeß noch niemals zur Stütze der Throne gereicht. —

Als am 2. Januar 1858 die Stände wieder zusammenberufen waren, wurden sämmtliche Mitglieder der ersten und

zweiten Kammer zur königlichen Tafel auf das Schloß geladen. Georg V. hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in welcher er sagte: unter dem gnädigen Beistande des Allmächtigen sei der Verfassung ein Finanzcapitel verliehen, welches man mit Recht als ein Muster-Finanzcapitel für alle Verfassungen bezeichnen könne, wodurch der Raub (so versichern Ohrenzeugen — die Hannoversche Zeitung bringt statt dessen das Wort Eingriff) gesühnt worden, der schon einmal 1833 und leider abermals 1848 durch die frevelnde Hand der Revolution an dem Eigenthum des Herrscherhauses geschehen sei. Die spätern Geschlechter würden dankend anerkennen, was die Stände im Jahre 1857 vollbracht — und, so schloß die Rede:

„Ich trage keinen Anstand zu behaupten, daß Ihrer Namen insgesammt, Meine Herren, ja des einzelnen Namen eines Jeden von Ihnen, die zur Vollbringung dieses Werkes beigetragen, in den Blättern unserer Landesgeschichte stets mit Ruhm und Stolz Erwähnung geschehen wird!“

Das ist freilich nicht eingetroffen, Viele von denen, die 1857 für das Finanzcapitel stimmten, würden heute schon Anstand nehmen dies zu thun, jedenfalls wird die Geschichte ein ganz andres Urtheil über die Männer fällen als der König es gethan, ihre Namen werden aufbewahrt werden, aber wahrlich nicht zu ihrem Ruhme und nicht zum Stolze des Landes, man wird vielmehr sagen: das waren die Männer, die das gute Recht des Landes, das Georg V. zweimal mit seinem königlichen Worte verbürgt hatte, um eitler Drohungen, um des Eigennutzes und lächerlicher Eitelkeit willen opferten. —

In der zweiten Kammer, der man in Stüve, Bennigsen, Münchhausen, Braun, Meyer, Windhorst die Hauptführer entzogen hatte, hatte sich in dem Deputirten der Stadt Göttingen, dem Obergerichtsassessor Bennigsen, der den Staatsdienst quittirte, um gänzlich unabhängig dazustehen,

eine jugendliche Kraft mit einer Fülle von Wiſſen und einer Gabe der Rede hervorgethan, wie ſie dieſe Verſammlung ſeit ihrem Beſtehen noch nie gehört hatte. Bennigſen fiel von ſelbſt die Führerſchaft der Oppoſition zu, die ihm die älteren Männer, der vielſeitig erfahrene und überaus tüchtige Oberbürgermeiſter Barkhauſen von Lüneburg, der Bürgermeiſter Neubourg von Stade und Andere mit Vertrauen überließen. Auf Bennigſen's Seite kämpften außer den eben Genannten, der immer ſchlagfertige, witzige, den Nagel auf den Kopf treffende Bauer Rädeker, Deputirter der Stadt Dannenberg, Obergerichtsanwalt Albrecht für Hildesheim, Adickes aus dem Bremiſchen, Landrath Hilling für Oſtfriesland, Obergerichtsanwalt Müller aus Verden u. A. Dieſe Minorität erfocht mit jeder Niederlage, die ſie durch den geſchloſſenen Phalanx der Majorität in der Abſtimmung erlitt, einen Sieg in der öffentlichen Meinung, und Göttingen war ſtolz auf ſeinen Deputirten. Göttingen hatte mit ſchweren Geldopfern eine Kaſerne erbaut, ſie ſtand ſeit Jahren leer, die königliche Ungnade laſtete auf Stadt und Univerſität. Man verhandelte jetzt eine Garniſon gegen eine Loyalitätsadreſſe und der ſchwache Bürgermeiſter Oeſterlei, der ſeine Strebungen für das Verfaſſungswerk von 1848 vergeſſen machen wollte, war dazu behülflich. Nachdem der Zweck theilweiſe erreicht war, wurde der Beſuch der königlichen Familie zugeſagt, um zu zeigen, daß die Gnadenſonne über Göttingen wieder aufgegangen wäre. Die Stadt hielt es für nöthig, dem Könige ein Feſtgedicht zu überreichen, und ſang denſelben folgendermaßen an:

Willkommen, Gottwillkommen Dir,
Du Deines Landes treuſter Vater,
Du Fürſten-Vorbild, Schmuck und Zier,
Du Segensſpender, Troſt, Berather,

Du guter König, der ein Herz
Wie Keiner hat für Deutschlands Ehre,
Für Deutschlands Freude, Deutschlands Schmerz,
Du Mann des Wortes und der Wehre!

Du unser König, unser Hort,
Hannovers Glück, Hannovers Freude,
Hannovers Hoffnung fort und fort
Und seiner treuen Herzen Weide! —

So ging es noch in 13 Strophen weiter fort, zu Ehren der Königin und des dreizehnjährigen Kronprinzen, der als „Ritter vom Geist" besungen wurde.

Es ist nicht anders möglich, als daß Lobeserhebungen der Art das Gemüth eines blinden Mannes, der von dem wirklichen Leben gar keine Anschauungen, sondern nur Phantasiegebilde hat, noch mehr zu jener Exaltation von seiner Gottessendung u. s. w. reizen mußten, von der alle seine Reden Kunde geben. In dieser Beziehung erwähne ich nur der Rede, die am 21. September 1859 bei Grundsteinlegung der Christkirche gehalten wurde, in welcher wieder von den besonderen Beziehungen des Welfischen Hauses und seines Erbkönigreiches (? 1814) zu der göttlichen Vorsehung die Rede war und deren Schluß also lautete:

„Mit diesen heißen Gebeten für die Kirche, die Gemeinde und Mein Volk, Ihn innig anflehend, daß das alte Band des Welfischen Herrschers mit seinen Landen in vereinigter Glaubenswärme und Gottesfurcht bis zu jenem Tage umschlingen möge, wo wir zusammen vor unserem göttlichen Heilande erscheinen und durch sein theures Blut, welches Er am Kreuze für uns vergossen, die Segnungen der Seligkeit erhalten, lege Ich den Grundstein der Christuskirche im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

An demselben Tage wurde auch das Richtfest des in der Nähe der neuen Kirche stehenden Schlosses, zu dessen

Bau die Stände 500,000 Thaler bewilligt hatten und das den Namen „Königssitz“ führen soll, gefeiert. Dasselbe ist nicht ohne architektonische Schönheiten, allein es hat den unglückseligsten Platz, der bei Hannover irgend ausgesucht werden konnte. Die Fronte ist nach der Herrenhäuser Allee, die alle Aussicht auf das schöne Leinethal und die Deisterberge abschneidet, hin gekehrt, nach Osten sieht man auf den Judenkirchhof und auf die alte jetzt mit der Stadt vereinigte Vorstadt, — nach Norden ist gar keine Aussicht, und nach Süden sieht man auf die Stadt. Alle diese Uebelstände besprach das Publikum, schon ehe der Bau begonnen wurde. Dem Könige konnten sie nicht einleuchten, der Königin sollen sie erst aufgefallen sein, als ihre Schwester, die Großfürstin, ihre allerhöchste Verwunderung ausgesprochen über ein Schloß, in dem man einen der vielen Thürme besteigen müsse, um mehr zu sehen als die Herrenhäuser Allee. „Königssitz“ würde sich zu Herrenhausen, im Georgenpark, in dem früheren Wallmoden'schen Garten prächtig ausnehmen, — da wo es steht, ist es beinahe unsichtbar, und schon jetzt spricht man davon, daß es die Bedürfnisse nicht befriedige. Es ist seitdem vor den neuen Kasernen auch noch ein „Welfenplatz“ entstanden. —

Die bekannteste Rede des Königs, welche durch den „Kladderadatsch“ eine eigenthümlich populäre Verbreitung gefunden, ist wohl die von Emden, obgleich sie nur einen schon häufig ausgesprochenen Gedanken in präciserer Form wiedergiebt. Es muß bemerkt werden, daß in Folge einer zwischen der Demokratie einerseits und dem Magistrate und der alt-liberalen Fraction andrerseits eingetretenen Spaltung im Jahre 1857 zum ersten Male in Emden ein unfreier, dem Ministerium Borries anhängender Deputirter gewählt war, der Kaufmann Bocke. Man hatte der Stadt Emden wegen Erweiterung der Schleuße und

Verlegung des Fahrwaſſers, Dinge, die offenbar Staatsſachen, nicht Stadtſachen waren, Zuſicherungen gemacht, deren Erfüllung ſich jedoch, da man in Hannover Geld immer zu anderen Dingen gebrauchte, in die Länge zog. Bis 1859 war indeß in der Stadt ſelbſt ein Umſchwung vor ſich gegangen, und zahlreiche Bürger hatten ſich bei einer Erklärung vom 19. Juli 1859, die Bennigſen und andere ſtändiſche und liberale Notabilitäten im Sinne des Eiſenacher Programms abgegeben, einer Erklärung, welcher der Nationalverein ſeine hauptſächlichſte Entſtehung verdankte, betheiligt. Dieſe Beitrittserklärungen, welche eine Centraliſation Deutſchlands unter Preußens Führung verlangten und welche dem Welfenhauſe zumutheten, einen Theil der erſt 1814 auf dem Wiener Congreſſe demſelben beigelegten Souveränetätsrechte zu opfern, waren in Hannover höchſt ungern geſehen und man ſchritt ſofort mit Arbeitsentziehungen, Contractbrüchen u. dgl. gegen alle Einzelnen, auf die man dadurch wirken zu können glaubte, vor, erlangte hie und da auch in der That Widerrufe. Man legte ein grünes Buch, nach Muſter des Dresdner Schwarzen Buches an, in welchem alle diejenigen verzeichnet waren, die der nationalen Beſtrebung anhingen. Dabei ward allen Behörden aufgegeben, mit ſolchen Individuen keinerlei Contracte und Geſchäfte im öffentlichen Intereſſe abzuſchließen, ſie in keiner Weiſe zu befördern, den Gerichten ſogar angedeutet, Advocaten und Anwälte, welche ſich bei dieſen Beſtrebungen betheiligt, nicht zu Curatoren bei Concurſen zu wählen. — Trotz aller dieſer Maßnahmen hatten gerade in Emden eine große Anzahl von Bürgern ihren Beitritt zu jenem Programm erklärt.

Die königliche Familie hielt ſich im Spätſommer 1859 in Norderney auf, und der Magiſtrat der Stadt Emden hielt es für angemeſſen, eine Deputation dorthin zu ſenden, welche

den König begrüßen, für die Verlegung des Amts und Amts-Gerichts Greetsyhl ſich bedanken und bitten ſollte, der Stadt ferner Gnade und Wohlgewogenheit angedeihen zu laſſen. Die Deputation ward am 26. Aug. empfangen, und der König, nachdem er hervorgehoben, daß ſein Beſtreben immer geweſen ſei, das Aufblühen der Stadt Emden zu fördern, erwiderte:

„Dagegen muß Ich indeß auch erwarten, daß die Bürger und Bürgervorſteher Mir in Meinen Beſtrebungen entgegenkommen, nicht aber Mir und Meiner Regierung — wie noch jüngſt durch Beitritt zu der durch einige Meiner Unterthanen abgegebenen bekannten Erklärung und die darin liegende Richtung geſchehen — entgegentreten. Geſchieht dies fernerhin, ſo werde Ich nicht mehr an das Aufblühen der Stadt durch thunlichſte Hebung ihrer mercantilen und ſonſtigen Intereſſen, wie Ich es bisher durch die Anlegung der Eiſenbahn und aller zum Aufſchwunge des Handels damit verbundenen Einrichtungen gethan, denken können, namentlich werde Ich nicht Mein Augenmerk auf die **ſo nothwendige** Verbeſſerung der Schleuße und Verlegung des Fahrwaſſers lenken können, um, wenn die Zeit gekommen ſein wird, dies thunlichſt zu fördern.“

Dieſe Rede machte nicht nur in Oſtfriesland und Hannover das ungemeinſte Aufſehen, ſondern auch in ganz Deutſchland. Denn wenn auch die öffentliche Meinung noch nicht mit Fichte den Zweck der monarchiſchen Regierung darin ſieht, ſich ſelbſt entbehrlich zu machen, ſo zweifelt doch Niemand daran, daß das Wohl und Gedeihen der Unterthanen die Pflicht jedes Monarchen iſt, und daß dieſe von Gott auferlegte Pflicht ihm nicht erlaſſen werden kann, wenn einzelne Einwohner einer Stadt eine ihm mißfällige politiſche Richtung einſchlagen. War die Verbeſſerung der Schleuße und des Fahrwaſſers nothwendig, wie der König ſelbſt erklärte, ſo mußte darauf das Augenmerk des Staatsoberhauptes gerichtet werden um ſo mehr, da ja nicht aus dem Säckel des Königs, ſondern dem des Landes die Bau-

kosten bestritten wurden. Als daher bei der Rückreise von Norderney das Dampfschiff, welches die königliche Familie, den Grafen Borries und vieles Hofpersonal aufgenommen hatte, die Fluthzeit verfehlte und auf einer Untiefe sitzen blieb, wo man bei gräßlichem Wetter viele Stunden, nicht ohne Lebensgefahr, frierend, hungernd und dürstend ausharren mußte, da lag der von „Kladderadatsch" ausgebeutete Gedanke nahe, daß der Flußgott sich über die königliche Rede erzürnt habe. Wäre es dem Könige vergönnt gewesen, bei jener Gelegenheit in den Herzen seiner „angestammten Unterthanen" zu lesen, so würde er gesehen haben, wie sehr das Band der Liebe und Treue durch die mindestens begünstigten, wenn nicht provocirten Verfassungsbrüche gelitten habe*).

Als eine Eigenthümlichkeit im Wesen des Königs muß die Art und Weise betrachtet werden, in welcher er vor der Welt seine Blindheit zu verstecken sucht und verlangt, daß seine Umgebung dieselbe ignorire. Georg V. nimmt Paraden ab, er wohnt Revüen bei und läßt stundenlang die Truppen an sich vorüberziehen, die Haltung derselben lobend; er besucht Kunstausstellungen und äußert seine Meinung über Bilder; er redet bei Hofe und bei Hoffesten die Menschen an, als wenn er sie sähe. Der König hat es zu einer besonderen Virtuosität darin gebracht, bei Tafel, wo 20—30 Personen speisen, genau zu wissen, wo jeder seinen Platz hat. Er richtet dann plötzlich das Gesicht dorthin und redet den

*) Der Kladderadatsch brachte ein Gedicht, das indeß mit Variationen schon lange im Volke circulirt hat und manches Charakteristische enthält:

Du hast die Seebach und Niemann,
Hast Lüprecht, ein stattliches Heer,
Marienhütten-Actien —
Mein König, was willst du mehr u. s. w.

Der König soll nicht wenig stolz darauf gewesen sein, daß Niemann in Baden-Baden dem großen Protector Napoleon III. vorsingen durfte.

Mann an, so daß dies für denjenigen, der es zum ersten Male erlebt, wirklich etwas Erschreckendes und Ueberwältigendes hat. Bei Vorstellungen kommt in der Regel der Adjutant zu Hülfe, oder der Angeredete springt, wenn er nicht schon vor dem Könige steht oder vorgeschoben wird, rasch vor diesen hin. Es sollen da zu Zeiten, besonders wenn der König in ihm unbekannten Räumen sich bewegt, spaßhafte Verwechslungen vorkommen, z. B. daß ein Ofen statt eines Menschen angeredet wird. Eine ähnliche Anekdote erzählt man sich z. B. von einer Scene in Verden bei Gelegenheit des letzten Herbstmanövers, wo der König den „einzigen loyalen Advocaten im Lande" anredete, und wo ihm „der getreuste aller seiner Unterthanen," der Steuerdirector Bronnenberg, vorgeführt wurde. Wenn Georg V. zur Zeit, wo sich das Lager bei Verden befand, in der Umgegend herumritt, Bauerhäuser besuchte und sich die Einrichtung und den Viehstapel zeigen ließ u. s. w., so frägt der gesunde Menschenverstand natürlich, was das solle? Es liegt etwas entsetzlich Unwahres in dieser Art des Auftretens, für das es nur an dem rechten Ausdrucke fehlt, das aber allem übrigen Thun und Lassen einen gewissen Charakter, daß es anders sei, anders gemeint sei, als es sich giebt, aufdrückt.

Was müssen 6000 oder 10,000 Krieger denken von einem Könige, der sich ihnen gegenüber stellt, als könne er sehen, während jedes Kind weiß, daß er nicht das Geringste sehen kann? Die Umgebung Georg's V. hat diesen durch den knechtischen Sinn, mit dem sie sich seinen Launen gefügt, zu einem viel gefürchteteren Manne erzogen, als es Ernst August seiner Umgebung jemals war. Ein Beispiel möge genügen. Eines Morgens bittet Wermuth, nachdem er seinen Polizeibericht abgestattet, oder Lüprecht, nachdem er die Neuigkeiten aus der Couliſſenwelt referirt, irgend einem von ihnen protegirten Manne eine untergeordnete Stelle in irgend einer

Branche zu verleihen. Der König sendet sofort einen der Adjutanten zu dem Büreauchef, in dessen Ressort die Sache fällt und läßt ihn den allerhöchsten Wunsch wissen, die fragliche Stelle an X. zu verleihen. Der Büreauchef bedauert, Sr. Majestät nicht willfahren zu können, da die Stelle gestern einem der Anciennetät nach Berechtigten verliehen sei. Hierauf bittet der Adjutant den Büreauchef: er möge ihm diese Resolution schriftlich mitgeben. — Wie weit muß die sklavische Furcht gediehen sein, wenn der Beauftragte nicht mehr wagt, die Antwort, welche er erhalten, seinem Herrn mündlich zu hinterbringen, weil er fürchtet, ein Theil des Zornes oder der bösen Laune wegen der mißliebigen Antwort könnte sich auf ihn ablagern!

Nur solche sklavische Devotion und kriechende Schmeichelei kann dem Blinden die schwindelhafte Vorstellung von der Größe und Macht Hannovers eingeflößt haben, wie er sie besitzt. Man erzählt sich, daß, als Graf Platen dem Könige im vorigen Jahre eine diplomatische Depesche vorlas, worin die Königreiche Sachsen, Würtemberg, Hannover als Mittelstaaten bezeichnet wären, derselbe auffuhr: „Mittelstaaten geht nicht, muß Mittelreiche heißen.“ Platen meinte, daß Mittelreiche nicht correct und in der diplomatischen Sprache nicht gebräuchlich sei, — es half Nichts.

Doch genug. Auch der Kronprinz wird in dem Systeme erzogen. Man läßt den jetzt 15jährigen Knaben Reisen machen durch das Land, um Unterthanenjubel und Schmeicheleien in Empfang zu nehmen. Auf einer dieser Reisen in Reinhausen bei Göttingen, im Frühjahr 1860, äußert der 15jährige junge Mann: „Göttingen will ich nicht sehen, ich bin den Göttingern ungnädig, weil sie Bennigsen zum Deputirten gewählt haben,“ und er reiste auf einem Umwege

um die Stadt. Herr Paſt iſt ſein Erzieher, ein ſchlimmes Omen. Den Gouverneur des Prinzen, Oberſt-Lieutenant Freiherrn von Iſſendorf hat man in dieſen Tagen entlaſſen, weil er ſich dem Plane, den Kronprinzen mit Gewalt zur ſpecifiſchen Frömmigkeit zu erziehen, widerſetzte.

Da Sr. Majeſtät den Getreuen, welche das Finanzcapitel fertig gemacht und ſeitdem nach der Pfeife des Grafen Borries getanzt, eine Ehrenſäule noch nicht errichtet haben, ſo ſchließe ich damit, dieſe Würdigen hier dem deutſchen Publikum vorzuſtellen und die Belohnungen, welche bis jetzt an ſie verausgabt ſind, zu regiſtriren.

Die vom Könige ernannten Mitglieder zweiter Kammer Graf Borries, Landdroſt von Bülow, und General-Poſt-Director von Brandis ſind mit Titeln, Orden und einträglichen Stellen reichlich belohnt, letzterer iſt aus dem Militär an die Spitze der Poſtanſtalten verſetzt. Die Dotirung des Grafen Borries mit entſprechendem Grundbeſitz läßt noch auf ſich warten, da die Ebbe, trotz des Finanzcapitels und ſeiner Vortheile, nicht ſchwinden will.

Die Deputirten der Stifter, die Paſtoren Raven und Ernſt und der Ober-Schul-Inſpector Röbbelen ſind nicht nur ſämmtlich ſeit 1857 mit Orden verſehen, ſondern Ernſt iſt an die reich dotirte Pfarre zu Großen-Goltern verſetzt.

Der Deputirte des Conſiſtoriums zu Hannover, Heiſe, war unter dem Miniſterium Windhorſt aus Dankbarkeit für ſeine den bisherigen Miniſterien bewieſene Anhänglichkeit vom Amtsaſſeſſor zum Ober-Gerichtsrath mit 1500 Thlr. Gehalt befördert. Er hat es durch ſeine von Bennigſen und der Linken ſehr häufig empfundene Unparteilichkeit als Präſident zweiter Kammer und ſeine Fügſamkeit, auch wohl ſeine nahe Verwandtſchaft mit Wermuth zum Oberjuſtizrath,

Generalsecretär des Justizministeriums, einem Gehalt von 3000 Thlr. und zum Ritter des Guelphenordens gebracht.

Der Deputirte des Consistoriums zu Osnabrück, Räber, ein alter Burschenschafter, ist von Freiburg an der Elbe an das sehr einträgliche Scheffel versetzt, mit der 4. Classe des Guelphenordens bedacht. Domdechant Merz für Hildesheim hat die 4. Classe bekommen (Cardinal Antonelli zu Rom 1858 das Großkreuz mit Brillanten der achtungswerthen Gesinnung und des würdigen Strebens dieses Mannes wegen).

Der Stadtdirector Rasch geht nicht durch Dick und Dünn mit Borries, sondern nur durch Dünn, er hat nur das Ritterkreuz bekommen. Oberst Schomer, für die Stadt Nordheim, Generalsecretär des Kriegsministeriums, ist reich decorirt. — General-Polizei-Director Dr. Wermuth hat das Commandeur-Kreuz und die höchste persönliche Gnade Sr. Majestät; für seine Verwandten: z. B. Finanzrath Didrichs ganz passabele Stellen und seit dem 27. Mai d. J. auch Decorationen.

Amtsrichter Ludowig für Einbeck — 4. Classe. Bürgermeister Brehl für Osterode — Ritter; Ober-Regierungs-Rath Roscher für die kleinen Göttinger Städte, Ritter; Regierungs-Rath Blumenhagen, der Hofgelegenheitsverfemacher, für Münden das Großkreuz; A. A. Bürgermeister Sudendorf, für die kleinen calenbergischen Städte, durch seine Schlauheit in dem großen Criminalprocesse gegen die unschuldig zum Tode verurtheilten Ziegenmeyer und Busse bekannt, Ritter; Oberbergmeister Pape für die Bergstädte — 4. Classe; Ober-Steuer-Inspector Stock für Harburg, Ritter; Kammerrath von Linsingen für die kleinen Lüneburgischen Städte; Ober-Zoll-Rath Cammann für Clausthal und Zellerfeld — hat bei der Schatzrathwahl, die auf seinen Schwager Ostermeyer fiel, sich seinen Ober-Zoll-

rath förmlich ausbedungen und das Gehalt darnach, außerdem mit der 4. Classe decorirt. — Amtsassessor und Bürgermeister Rasch für Nienburg ist bis jetzt leer ausgegangen; Amtsrichter Jäger für die hoyaischen Flecken ist im Jahre 1858 nicht pensionirt oder auf Wartegeld gesetzt, aber 1860 mit der 4. Classe beglückt; Amtmann Denicke für Diepholz — Ritter; Amtsassessor von Engelbrechten für die kleinen osnabrückschen Städte, Ritter.

Amtmann Bödicker für Meppen und Lingen, Ritter; Bürgermeister von Krogh, ein Schleswig-Holsteiner, der jetzt an der Spitze der großen Volksabstimmung, ob Welfen oder Nationalverein, steht, für Peine, Ritter; Amtmann von Linsingen für die hildesheimer kleinen Städte, Ritter; Kaufmann Bocke zu Emden, Ritter; Regierungs-Rath Erxleben für Esens, Ritter; General-Director Hartmann für Leer, Großkreuz. — Ortsvorsteher Kemna, die silberne Verdienstmedaille (das gewöhnliche Ehrenzeichen für verdiente Stabstrompeter u. dergl.). Amtmann Schwarz 4. Classe, Oeconom Hanstein, Hofbesitzer Keil, die silberne Verdienstmedaille. Bauermeister Rudolph, silberne Verdienstmedaille; die Genannten vertreten die Grundbesitzer in Calenberg, Grubenhagen, Göttingen. Hofrath Wilhelmi für Hohenstein, 4. Classe. —

Aus dem Lüneburgischen haben sich Hofbesitzer Wehling und Stein die silberne Verdienstmedaille, Major Fischer, Amts-Richter Klee das Ritterkreuz erstimmt. Weshalb die Treue des Amtmanns Melle von der Decken, welcher der Stadt Dannenberg drohte, Heinrich der Löwe habe das ungetreue Bardowick zerstört, Dannenberg möge in sich gehen, noch nicht besser belohnt, muß seine besonderen Gründe haben. Die bremischen Marschen haben den Amts-Richter Schaumburg und Hausmann von Thun geliefert, sie gehen vorläufig nur mit durch das Dünn. Von

den hoyaiſchen Freien ſind der Domainenpächter Düvel und der Gutsbeſitzer Schumann als Ritter decorirt, ein früherer Landwehr-Lieutenant hat den Titel Major und das Ritterkreuz bekommen, Herr Major Strauß. Von den Vertretern der Meppen-Lingenſchen Bauern hat Amtsrichter Hey ſich das Ritterkreuz erſprochen, Colon Böhmer die ſilberne Verdienſtmedaille erſtimmt. Letztere haben auch der Ortsvorſteher Heſſe und Strube aus dem Hildesheimſchen für gutes Verhalten erhalten, Herr Landesökonomie-Commiſſär Thölke wird mit der 4. Claſſe bedacht ſein, oder am 27. Mai nächſten Jahres bedacht werden.

Das wären die Pappenheimer des Grafen von Borries, — würdige Leute alleſammt, beinah ſämmtlich decorirt. Eigentlich gehört noch hierher Schatzrath Oſtermeyer, der ſich 1857 um die Sache als Deputirter der hoyaiſchen Flecken, wie oben erwähnt, verdient gemacht, dafür mit Hülfe der Regierung, nachdem man Cammann abgekauft, von der zweiten Kammer zum Schatzrath gewählt und mit der 4. Claſſe geſchmückt iſt. Als Schatzrath wagt er dann und wann etwas Oppoſition zu machen, da er mit der Carriere zufrieden iſt und nicht weiter ſteigen will.

Ihnen ſtehen als Undecorirte und Männer der Linken gegenüber: Bennigſen für Göttingen, Schütz für Hannover, früher Barkhauſen, jetzt Baring für Lüneburg, Brauer Wolde für Celle, Kaufmann Hoppe für Uelzen, Hofbeſitzer Redecker für Dannenberg, Landrath Bürgermeiſter Neubourg für Stade, Kaufmann Richter für Buxtehude, Obergerichtsanwalt Dr. Müller für Verden, Banquier Breuſing für Osnabrück, Obergerichtsanwalt Linkelmann für Goslar, Amtmann a. D. Meier für Bentheim, Brauer Haſtedt für die Grundbeſitzer um Harburg, Hausmann Addix, Adickes, Kröuke für Lehe,

Hagen, Land Wursten, Neuhaus-Osten, Vollhüfner Lehmann, Gutsbesitzer Müller, Hofbesitzer Mahlstedt für die bremische Geest, Schultheiß von Borstel und Dr. med. Wiebalk für das Land Hadeln, Vollmeier C. H. Meyer aus Heiligenloh im Hoyaischen, die Colonen: Buddenberg, Feldmann, Uhrberg aus dem Osnabrückischen, Hofbesitzer Gott aus dem Hildesheimschen, die Oeconomen v. Düffel, Leehoff, Steinbömer, Dicken und Landrath Hilling aus Ostfriesland, Colon Tigler aus dem Bentheimschen. Da sich, wie ich erfahre, eine Broschüre des Obergerichtsanwaltes Dr. Miquèl im Druck befindet, welche die Geschichte der Domanial-Ausscheidung zum Vorwurfe hat, so habe ich diesen Gegenstand nur kurz berührt und die Verdienste, welche sich Herr Amtmann Schwarz und der Hofbesitzer Kemna um die Krone erworben, nicht näher berührt.

Zur

Geschichte eines kleinen Staates.

Wenn man auf der Cöln-Mindener Eisenbahn, vom Rhein herkommend, die monotonen Ebenen der Grafschaft Mark und des Münsterlandes und dann die jene Ebenen abschließende Bergkette des Osning passirt hat, so öffnet sich dem Auge eine freundliche Landschaft, ein wohlangebautes, mit Gehöften und einzeln stehenden kleinen Häusern besäetes, von lebendigen Hecken und anmuthigen Hainen durchschnittenes, von wellenförmigen Erhebungen durchbrochenes Niederland, das rings am Horizonte von Bergen umrahmt scheint. Man verläßt bei der preußischen Stadt Bielefeld den südwestlichen Theil dieses Rahmens und hat in einer halben Stunde die preußische Stadt Herford und damit den nordöstlichen Saum der die Landschaft einfassenden Berge erreicht. Aber derjenige Theil des Niederlandes, den man während der kurzen Fahrt zur Rechten liegen sah, und die Hügel und Berge dahinter südwärts waren lippisches Gebiet.

Mancher mag auf diese Art einen guten Theil der deutschen Monarchie, die Lippe-Detmold heißt, überschaut haben. Ein Anderer fuhr vielleicht die Weser hinab und ward unterwegs an einer Haltstelle, wo ein schwankender Kahn einen vereinzelten Passagier an Bord brachte, von einem wohlunterrichteten Reisegefährten belehrt, daß das Dörfchen an dem linken Flußufer zu den Staaten Sr. Durchlaucht des Fürsten von der Lippe gehöre. Einen Dritten führte sein Weg von Westphalen nach Thüringen, und er sah

von der Paderborner Eisenbahn aus prächtig bewaldete Berge, welche einen Theil des teutoburgischen Waldes und des lippischen Forstes bilden. Aber betreten wird das Land von den wenigsten unserer Leser sein. Der große Strom der Reisenden, die von Nord nach Süd, von Ost nach West Deutschland täglich durcheilen, fließt an ihm vorüber. Von den Arterien und Venen des modernen Verkehrslebens, den eisernen Straßen, durchkreuzt und berührt es keine. Die Weser streift es nur an einem vorspringenden Winkel. Das Fürstenthum, von der Natur keineswegs stiefmütterlich bedacht — im Gegentheil ausgestattet mit einem reizenden Wechsel von Berg und Thal, von Hain und Feld, mit herrlichem Laubwald, — besitzt doch nicht die eminente landschaftliche Schönheit, welche die Menge der Touristen verlocken könnte, seinetwegen die Eisenbahn zu verlassen und sich schwerfälligen Postgäulen anzuvertrauen. Die lippischen Städtchen sehen den Landstädten Westphalens von gleicher Größe (1900—5000 E.) ähnlich und bieten wenig Sehenswürdigkeiten. Ein zum Badeort avancirtes lippisches Dörfchen, Meinberg, fristet in der Concurrenz mit dem altberühmten waldeckischen Pyrmont und dem neuberühmten preußischen Oeynhausen eine siechе Existenz und sieht selten „ausländische" Gäste. Der Versuch, der deutschen Einheit auf einem lippischen Berge ein Denkmal zu bauen, ist ebenso verunglückt, wie diese Einheit selbst, und die Ruine des Hermannsdenkmals kann natürlich nur geringe Anziehungskraft üben auf Fremde. Die lippischen Ackerfelder, fruchtbar allerdings und ergiebig an sich, produciren kaum mehr als den Bedarf der Bewohner, — von lippischer Industriethätigkeit verlautet wenig, von lippischer Kunst und Wissenschaft noch weniger, — und was bleibt dann übrig, das viele nichtlippische Menschenkinder in diese Gauen zu führen vermöchte?

Wie das Fürstenthum abseits des großen Verkehrs liegt, so dringt aus ihm auch selten ein Ton herüber in die deutsche Welt. Der lippische Moniteur, das Intelligenz- und Anzeigeblatt, ist zwar auf einem grünlich-grauen Löschpapier gedruckt, das seines Gleichen nicht hat, aber über die Landesgränzen kommt er nichts desto weniger nicht hinaus. Die Localpresse der benachbarten preußischen und hannoverschen Provinzen nimmt wohl hie und da Notiz von den „Ereignissen" im Ländchen, aber die größern Organe der Tagespresse gedenken des letzteren in der Regel nur, wenn ein Fürst stirbt oder ein Ministerium wechselt, oder wenn ein Schöppenstädter Streich passirt, der den Gelehrten des Kladderadatsch in die geschickten Hände gefallen ist.

Gleichwohl hat dies kleine Territorium von fast insularem Charakter, dessen von der Außenwelt isolirte Bevölkerung anscheinend noch heute schafft und denkt und lebt, wie sie vor fünfzig und hundert Jahren schaffte, dachte und lebte, — gleichwohl hat dieses Territorium von 21 Quadratmeilen einen hervorragenden Anspruch, in der neuesten Geschichte Deutschlands berücksichtigt zu werden. Die Revolution und Reaction der jüngsten Zeit hat in keiner deutschen Monarchie tiefere Furchen gezogen, als in dieser; nirgends tritt das Elend unserer Kleinstaaterei, der Fluch der Duodez-Souveränetät von Gottes Gnaden sichtbarer hervor, als hier. Und wenn sich anderswo der Verlauf der Dinge dramatischer gestaltet hat, so möchte derselbe kaum anderswo lehrreicher sein. Wir wollen es versuchen, diese Entwicklung in kurzen Zügen darzustellen.

Die Märztage von 1848 fanden das lippische Ländchen vorbereitet und unvorbereitet, — je nachdem man die Sache ansieht.

Vorbereitet insofern, als es an Mißvergnügen und Unzufriedenheit nicht fehlte, unvorbereitet insofern, als die

Opposition gegen das Bestehende aus den heterogensten, unzusammenhängendsten Elementen bestand.

Die lippische Fürstenkrone trug damals Leopold I. (1820—1851), der Sohn und Nachfolger der berühmten Fürstin Pauline. Diese Letztere hatte zu den aufgeklärten, humanen und energischen Regenten, wie es deren im vorigen Jahrhundert mehrere, in unserm wenige gab, gehört, welche ihre Pflicht gegen die Unterthanen schärfer im Auge hatten, als ihr Recht. Ihre achtzehnjährige vormundschaftliche Regierung hatte das Gepräge einer Autokratie gehabt, aber einer wohlwollenden und verständigen Autokratie. Sie hatte ihr Land mit möglichst geringem Schaden durch die napoleonische Zeit zu bringen und nach dem Frieden die während der Kriegsjahre geschlagenen Wunden möglichst zu heilen gewußt, — durch sparsame Finanzwirthschaft, einsichtsvolle Wahl ihrer Rathgeber, durch Zugänglichkeit und Leutseligkeit, durch eifrige Sorge für die Bildung und den Wohlstand der Bevölkerung, durch Reformen in der Justiz sich ein bleibendes Andenken gestiftet. Ihr Sohn Leopold war der Mutter wenig ähnlich. Er war ein Mann von beschränkten Gaben, von mäßiger Bildung, von engem Horizont, von geringer Energie. Diese Schwächen traten indeß nicht auffällig hervor. Der Fürst hielt sich in einer unnahbaren Ferne, er kam wenig in Berührung mit den Gesellschaftskreisen der Residenz, er kam gar nicht in Berührung mit dem Volke. Er liebte es nicht, Audienzen zu ertheilen, und man sah ihn nur im Theater oder im raschen Vorüberfahren auf dem Walle Detmolds — er mied, wenn irgend möglich, die Straßen der Residenz — oder auf den Chausseen des Landes. Leopold I. liebte mehr, als seiner Gesundheit zuträglich war, den Wein, er war ein Freund der Jagd und eines wohlgehegten Wildstandes, mehr als seinen feldbauenden Unterthanen recht schien, er war ein passionirter Liebhaber des Theaters und der Musik, ohne

ängstlich zu berechnen, ob die Kosten dieser Passion in richtigem Verhältniß standen zu den Einkünften des Landes. Man lobte ihn jedoch als treuen Gatten und strengen Vater, und sollten wir das Urtheil, das die öffentliche Meinung über ihn fällte, in wenige Worte zusammenfassen, so würden wir sagen: der kleine dicke Herr mit geröthetem Gesicht und mit militärischer Haltung war nicht beliebt und nicht unbeliebt, aber der lippische Landmann und Bürger blickte mit angestammter Pietät und royalistischer Devotion zu ihm auf. In der That, der Fürst hätte sich bei seiner Abneigung, irgendwie die Initiative zu ergreifen, vortrefflich geeignet für einen constitutionellen Monarchen. Er folgte den Vorschlägen seiner Räthe, unterschrieb, was sie ihm vorlegten, griff nicht willkürlich ein in Regierung und Justiz. Aber Lippe war keine constitutionelle Monarchie, sondern ein Staat von absolutistischer Façon, in welchem der Absolutismus nur gemildert war — nicht etwa durch die allerdings vorhandene ständische Verfassung — sondern durch den guten Willen der Büreaukratie. Diese letztere erlebte unter Leopold I. ihre goldene Aera.

Die lippische Büreaukratie von damals hatte die Licht- und Schattenseiten, die dieser Race im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt eigen waren. Sie repräsentirte ohne allen Zweifel die Intelligenz des Ländchens. Ihre Mitglieder waren fast die einzigen Bewohner des Fürstenthums, welche einen über das knappe Maß der Volksschule hinausreichenden Jugendunterricht erhalten, und welche um der Studien willen ein paar Jahre ihres Lebens jenseits der lippischen Gränzen zugebracht hatten. Sie waren zum größeren Theile das, was man aufgeklärte und anständige Leute nennt, und es herrschte unter ihnen im Allgemeinen ein löblicher Geist der Ordnung und der Gesetzlichkeit. Aber sie hatten auch ein starkes Bewußtsein von

ihrem Privilegium der Bildung, Gesittung und bevorzugten Stellung in der Gesellschaft. Es mochte gegen 30—40 Familien geben, welche dem Lande den Hauptbedarf an Beamten lieferten. Aus ihnen wurden die Posten der Administration und Justiz, die Pfarren, die höhern Schulämter, die Offizierstellen besetzt. Der pater familias hatte studirt, und es galt für eine Art von Degradation, wenn einer seiner Söhne ein bürgerliches Gewerbe ergriff, die Töchter blieben lieber ledig, als daß sie einem Gewerb- oder Handeltreibenden ihre Hand gegeben hätten. Wurde für irgend ein Amt Jemand aus dem Auslande berufen, etwa ein Philologe, weil es im Inlande an dieser Species mangelte, oder ein Anderer, der sich einflußreicher Connexionen erfreute, so ging ein Gemurmel des Mißfallens durch jene büreaukratische Gilde. Studirte der Sohn eines Handwerkers, so hatte er gewiß länger zu dienen, als Jakob um die Rahel, um der Ehre, als vollberechtigtes Mitglied der besten Gesellschaft zu gelten, theilhaftig zu werden. Wehe aber demjenigen, der Herz und Hand an eine hübsche Bürgerstochter verschenkte, wehe dem, der den Umgang mit seinen Standesgenossen zu Gunsten der Philister vernachlässigte! Beamtentöchter und Frauen waren seine Ankläger, — und hatte er getäuscht, so wurde er wieder getäuscht, er wurde nicht befördert und blieb sitzen, wo er saß. Sonst galt die Zukunft dessen, der erst einmal einen Posten irgend einer Art erlangt hatte, als gesichert. Er wurde — ob fähig ob unfähig — nach der Anciennetät befördert, oder man gab ihm Gratificationen und Zulagen, überwies ihm Nebenämter, wenn die wachsende Familie oder sonstige Gründe das „standesmäßige“ Leben erschwerten.

Das Hauptquartier dieser durch Kreuz- und Querheirathen vielfach untereinander verzettelten Kaste war natürlich die Residenz, ihre Spitze das Regierungscollegium.

Das letztere besaß, wenn es auch immer mit kluger Rücksicht den „Willen des gnädigsten Fürsten“ als höchste Potenz hinstellte, eine ausgedehnte, unbeschränkte Gewalt. Es versah auf der einen Seite die Functionen eines Ministeriums und war auf der andern Seite mit den wichtigsten Zweigen der Specialverwaltung betraut. Mitglieder des Regierungs-Collegiums saßen z. B. in der Kammer oder Landrentei (der Domanialverwaltung), in der Ober-Kirchen- und Ober-Schul-Behörde, in der Militär-, Polizei- und Steuerverwaltung, während sie qua Regierungsräthe die Oberaufsicht über alle diese Einzelbehörden hatten. Sie übten also einen unmittelbaren und mittelbaren Einfluß auf das Beamtenpersonal und auf die Bevölkerung des Landes nach allen möglichen Richtungen hin, und sie befanden sich in der glücklichen Lage, über Beschwerden, welche gegen ihre Verfügungen als Kammerräthe, Consistorialräthe erhoben wurden, selbst endgültig mit entscheiden zu dürfen, — abgesehen davon, daß sich durch jene Nebenämter ihr Einkommen steigerte*). Wenn eine solche, keines Widerspruchs gewohnte, völlig uncontrollirte, allem Anscheine nach lebenslängliche Machtfülle den Quintumvirn der Regierung Schwindel erregte, so konnte das kaum Wunder nehmen. Sie galten allerdings in ihrer Mehrzahl für geschäftskundige Männer, für fleißige Arbeiter, sie gaben in ihrem Privatleben keinen Anstoß, sie beobachteten in ihren Verfügungen die Dehors, die Landesgesetze, noch mehr, sie huldigten fast alle einem gewissen Liberalismus und Rationalismus. Die büreaukratische Kehrseite ihres Wesens kam jedoch zum Vorschein, wenn ihre Gewalt angefochten und angezweifelt wurde. Sie wurden dann brutal und

*) Einer der Regierungsräthe z. B. bezog, außer seinem Gehalte als solcher, an Honorar: aus der Consistorialkasse 20 Thlr., aus der Steuerkasse 204 Thlr. 13 Gr. 4 Pf., aus der Sportelnkasse 102 Thlr. 6 Gr. 8 Pfennige.

ſchlugen wie mit Keulen drein. Einen klaſſiſchen Ausdruck hat dieſe büreaukratiſche Brutalität im Landtagsabſchiede von 1847 gefunden. In jenem Jahre hatten die Landſtände eine außergewöhnliche Selbſtſtändigkeit gezeigt, nicht nur Vorlagen der Regierung abgelehnt, ſondern auch von ihrem unbeſtrittenen Recht, Wünſche an den Stufen des Thrones niederzulegen, einen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Sie waren unter Anderem auf Geldforderungen nicht eingegangen, hatten ihre Einwilligung in eine Trennung des Staatshaushalts vom Domanialhaushalte von Bedingungen abhängig gemacht, ſich der Beſchwerden über Wildſchäden angenommen, wegen des Gebrauchs der Schußwaffen gegen Wilddiebe reclamirt, Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in der Juſtizpflege, Beſteuerung der Staatsdiener, Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen, Aufſtellung eines General-Finanzetats beantragt, ſich über Erhöhung des Salzpreiſes beſchwert, und den Wunſch ausgeſprochen, daß die Verhältniſſe der Juden anders geordnet werden möchten. Eine ſchnödere Abfertigung möchte nicht leicht einer Ständeverſammlung geworden ſein, als die lippiſche Regierung ſie in jenem Landtagsabſchiede den Vertretern des Adels, der Städte und der Bauern gab. In trockenen Worten wurden die Wünſche abgewieſen und den Ständen bezüglich der nicht bewilligten Geldforderungen bemerklich gemacht, daß ſie die Befugniſſe einer zum Rathertheilen berufenen Verſammlung überſchritten hätten. „Eine Abänderung, den Gebrauch der Schußwaffen gegen Wilddiebe betreffend", ließ die Regierung den Landesherrn ſagen, „bleibt zu unſerem Ermeſſen verſtellt, und werden wir dieſelbe verfügen, ſobald wir es für erforderlich erachten. Zur Competenz getreuer Stände gehört dieſer Gegenſtand nicht." Und in Bezug auf die verweigerten Gelder: Wir ſehen uns „zu unſerem Bedauern in die unangenehme Nothwendigkeit

verſetzt, einſtweilen, damit die Landesverwaltung ihren geregelten Fortgang behalte, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, ſelbſt wenn dadurch die beſtehenden Verhältniſſe getrübt und vielfache Intereſſen verletzt werden ſollten, in welcher Hinſicht wir die Verantwortung zum voraus von uns ablehnen."

Nahm die Regierung keinen Anſtand, den Landtag in ſo wegwerfender Weiſe zu behandeln, ſo verfuhr ſie noch rückſichtsloſer jeder andern Spur von Oppoſition gegenüber. Wie bemerkt, — die einzelnen Regierungsräthe huldigten im Privatleben einem gewiſſen Liberalismus. Unter ihren Augen raiſonnirte man an den öffentlichen Orten der Reſidenz ſo frei über deutſche und europäiſche Politik, wie etwa in der Kneipe zu Leipzig, wo Robert Blum ſein Töpfchen Bier zu trinken pflegte. Das hinderte das Regierungscollegium indeß nicht, jedem Verſuch, lippiſche Zuſtände öffentlich zu beleuchten, entgegenzutreten. Die Herausgabe politiſcher Journale wurde nicht geſtattet. Brochüren u. ſ. w. unterlagen ſtrenger Cenſur. Ein Cenſor legte der Regierung in übergroßem Eifer das politiſche Manuſcript eines jungen Mannes vor, und ſie gab neben der Verweigerung der Druckerlaubniß die charakteriſtiſche Antwort: der Verfaſſer habe es nur ſeiner Jugend zuzuſchreiben, daß nicht criminaliter gegen ihn verfahren werde. In den vierziger Jahren bürgerte ſich der Pietismus in Lippe ein. Es war die nothwendige Reaction gegen das rationaliſtiſch-büreaukratiſche Regime, dem die Kirche verfallen war. Die Pfarrer, vom Conſiſtorium ohne alle Mitwirkung, oft gegen den Willen der Gemeinde ernannt und verſetzt, führten die Kirchenbücher ganz gut und verſahen prompt ihre Geſchäfte, aber die meiſten von ihnen ſtanden der Gemeinde auch nur als Beamte gegenüber. Die Regierung, im Einverſtändniß mit dem rationaliſtiſchen Conſiſtorium und der Maſſe der rationa-

liſtiſchen Prediger, war dem Pietismus abhold. Sie verbot alle Privatzuſammenkünfte zu religiöſen Zwecken, brandmarkte ſolche mit dem Namen „Conventikel,“ und veranſtaltete förmliche Treibjagden auf die Reiſeprediger und die allerdings martyrdurſtigen Betbrüder. Wo ein Dutzend Menſchen zuſammenkamen und Choräle ſangen, ſchritt die Polizei ein. Und als man ſich des Singens enthielt und mit weniger lauten Andachtsübungen begnügte, half das keineswegs: die Polizei drang in die Wohnhäuſer, wo die Gläubigen ſich zuſammenfanden, ſchickte die Zuhörer nach Hauſe und nahm die ſogenannten Rädelsführer in Strafe. Es war eine ganz ähnliche Hetzjagd, wie die im folgenden Jahrzehnt gegen die Mitglieder der freien Gemeinden in andern deutſchen Staaten ausgeübte.

Nur zu gut fanden ſich die Beamten in dieſen im Regierungscollegium heimiſchen Geiſt. Mit Ausnahme der Städte war das Land in Aemter getheilt. An der Spitze jedes Amtes ſtand ein Amtmann oder Amtsrath. In ſeiner Hand lag die Juſtiz und die Adminiſtration, und er donnerte wie ein Jupiter im Kleinen in ſeinem Diſtrict. Wohl milderten Verſtand und Humanität bei Einzelnen ſolche Allmacht, aber es gab doch auch Amtleute, die ſchamloſen Mißbrauch von ihrer Gewalt machten und Gegenſtände des Schreckens und des Haſſes waren, andere, welche die Geſchäfte maßlos verſchleppten. Ein ſolcher Haß ruhte auf den Namen Helwing und Liebich. Namentlich der Letztere, Beamter im Amte Varenholz, war das Urbild eines Tyrannen, ein Geßler im Frack des neunzehnten Jahrhunderts. Seinen Hut hat er freilich nicht auf eine Stange geſteckt, aber wer ihm nicht die unbedingteſte Devotion bewies, an dem rächte er ſich auf die eine oder andere boshafte Art. Er provocirte Polizeivergehen, um ſie hinterher ſtrafen zu können. Er blieb ſelbſt über die Polizeiſtunde hinaus im Wirthshaus

und ſchickte unmittelbar nach ſeinem Fortgange die Poliziſten, um die durch die Anweſenheit des Amtmanns ſicher gemachten Gäſte in Strafe zu ziehen. Die einfachſten Sachen zog er in die Länge. Keiner trieb unerbittlicher Gerichtsſporteln und Geldſtrafen ein von armen Leuten als er, und ſeine Art Geſtändniſſe zu erpreſſen galt allgemein als Tortur. Sein Hochmuth gränzte an Verrücktheit und erregte das Gelächter Derjenigen, die nicht zu ſeiner Jurisdiction gehörten. Aber er war der Schrecken des ihm untergeordneten Landvolks. Ein Ausgewanderter ſchrieb von Amerika: er ſei drüben in einem herrlichen Lande, es gebe dort keinen Liebich und keinen Paul (der Untervogt, das Factotum des Amtmanns), und dieſe Phraſe trug man von Mund zu Mund. Allerdings nicht in ſo ſchlimmem, aber auch nicht in gutem Rufe ſtand der Amtsrath Helwing, er galt für einen ſo auserleſenen Grobian, daß die ganze rothe Erde nicht ſeines Gleichen habe. Aber im Reſultat war ſeine Amtsführung um wenig beſſer. Der Untervogt Sonntag, ein ehemaliger Corporal oder Feldwebel, war ſein allmächtiger Günſtling. Und dieſer übte ſeine Macht in ſolcher Weiſe, daß er zuletzt ſeines Lebens nicht mehr ſicher war und nach Sonnenuntergang nur bis an die Zähne bewaffnet das Haus verließ.

Die Regierung ließ das Alles geſchehen, obſchon Beſchwerden bei ihr erhoben wurden. Sie gab beiden Beamten durch den Titel „Amtsrath“ Zeichen ihrer Gnade. Sie folgte der echt büreaukratiſchen Maxime, man muß den Beamten unter allen Umſtänden ſchützen gegen die Unterthanen, den Beamten höhern Ranges gegen den niedriger ſtehenden. In Bezug auf den erwähnten Liebich kam es zu förmlichem Eclat. Derſelbe war auch ein Tyrann gegen die ihm untergebenen jüngeren Juriſten. Eine Verſetzung zu Liebich galt gleich einer Strafe, gleich einem Exil. Manchen hatte er

ſchon zur Verzweiflung gebracht, endlich ſtieß er auf eine kernfeſte Natur, die ihm männlich entgegentrat. Beide beſchwerten ſich über einander bei der Regierung, das fluchwürdige Treiben des erſten Beamten wurde nun auch officiell enthüllt. Und — man ſchlug die Sache nieder.

Es waren einzelne Diſtricte, einzelne Klaſſen der Bevölkerung, die unter dieſem Gebahren der Büreaukratie litten und eine ſtumme Erbitterung gegen die Regierung mit ſich herumtrugen. Anderes hatte andere und weitere Kreiſe mit Mißbehagen erfüllt. Lippe war dem preußiſchen Zollverbande beigetreten, ohne Rückſicht zu nehmen auf die allgemeine Antipathie der Bevölkerung, hatte die Regierung den Anſchluß durchgeſetzt. Nicht aus merkantilen Rückſichten, nicht aus nationalen, — lediglich aus fiskaliſchen. Lippe war damals, wo das angränzende Hannover noch einen freihändleriſchen Tarif hatte, nicht im mindeſten genöthigt, beizutreten, — es war aus volkswirthſchaftlichen Gründen nicht einmal berechtigt dazu, denn es hatte keine Fabriken, denen ein Schutz zu Gute gekommen wäre, ſeine ackerbauende und gewerbtreibende Bevölkerung mußte nur die Colonial-Waaren und Fabrikate, die ſie bisher völlig ſteuerfrei bezogen hatte, höher bezahlen. Aber die Averſionalſumme von 100,000 Thlr., welche jährlich in die Regierungskaſſe fließen ſollte, lockte. Die Oppoſition des Landtags ward gebrochen: die Regierungsräthe gaben Diners und Soupers, um die einzelnen Ständemitglieder zu bearbeiten, ſie ſchwindelten ihnen vor von Hebung der Fabrikation und Induſtrie, ſie ſchlugen die nationale Seite an, ja, ſie erklärten, die Souveränetät des Fürſten ſei bedroht, wenn Lippe ſich noch länger vom Zollverbande fern halte. Dem widerſtanden nicht die Beamten, nicht die Bürgermeiſter, nicht die Bauern. Es wurde raſch abgeſtimmt und in aller Eile der Vertrag mit Preußen ſogar unter ſchlechteren Bedingungen, als ſie andere Kleinſtaaten

erhalten hatten, zu Stande gebracht. Im Jahre 1842 war der Anſchluß erfolgt, im Jahre 1848 war der Regierung der Streich noch nicht vergeſſen.

Ein anderer Alp, der auf dem Lande laſtete, war die Domanialverwaltung. Dieſelbe ſpielt in Lippe — wir ſprechen hier im Präſens, weil dieſe Verhältniſſe noch heute unverändert fortbeſtehen — eine wichtige Rolle. Ein volles Fünftheil des ganzen Landes iſt Domanium. Daſſelbe beſteht zum Theil aus Forſten, die unmittelbar verwaltet werden, zum Theil aus Landgütern, die verpachtet ſind. Von dem Reſte des Landes iſt der weitaus größere Theil in den Händen von Bauern, deren Grundbeſitz nach altem Brauch untheilbar vom Vater auf den älteſten Sohn vererbt. So bleibt nur ein kleiner Theil des Territoriums übrig für die Maſſe der Bevölkerung. Die Auswanderung nach Amerika iſt nicht gering, aber ſie conſumirt bei weitem nicht den Zuſchuß, den das Proletariat theils durch ſeine eigene natürliche Vermehrung, theils durch die ihm verfallenden jüngern Söhne der Bauern beſtändig erhält. Demnach exiſtirt in Lippe ein immer wachſendes Proletariat, das nicht im Stande iſt, ſich durch Spinnen oder Tagelöhnerarbeit im Lande zu ernähren. Jährlich gehen 8—10000 Menſchen außer Landes, um Arbeit zu ſuchen. So regelmäßig wie Zugvögel ziehen ſie im Frühling aus, ſo regelmäßig wie dieſe kommen ſie im Spätſommer oder Herbſte wieder. Sie ſind die wahrhaften Kuli's Deutſchlands. In Holland, in Jütland, Holſtein, Mecklenburg verdingen ſie ſich, Ziegelſteine zu bereiten, Gras zu mähen u. dgl. Von Speck, den ſie im Schnappſack mitnehmen, von Brod, Kartoffeln und Kaffee nähren ſie ſich in frugalſter Weiſe die Sommermonate hindurch, um nachher den Lohn möglichſt ungeſchmälert nach Hauſe zu bringen. Von dem Lohne zehrt die Familie dann den Winter über. Dies Prole-

tariat betrachtet das Domanium als einen ihm mit Unrecht verſchloſſenen Garten Eden. Es wirft lüſterne Blicke auf die wohlangebauten Felder, die üppigen Saaten, eine kleine Parcelle davon würde den Familienvater glücklich machen, lüſterne Blicke auf den Holzreichthum des lippiſchen Forſtes. Und nicht dabei bleibt es: ein ewiger Krieg herrſcht zwiſchen den lippiſchen Proletariern und der Domanialverwaltung: die Bittſchriften um pachtweiſe Ueberlaſſung kleiner Stücke Landes nehmen kein Ende, die Strafurtheile über Forſtfrevel bilden in vielen Aemtern des Landes ein langes Regiſter, das ſich jährlich in die Hunderte beläuft. Und nicht allein dies Proletariat ſieht mit böſem Blick auf das Domanium und deſſen Verwaltung, die Landrentei. Die letztere iſt auch für den Beſitzer kleiner Ackergüter ein Pfahl im Fleiſche. Während der Inhaber eines großen Gehöftes, das Ablöſungsgeſetz benutzend, ſich von Laſten möglichſt befreit hat, iſt ſein minder begüterter Nachbar, der auf einem in früherer Zeit vom Domanium abgetrennten Grund und Boden ſitzt, der Landrenteikaſſe nach allen Dimenſionen verpflichtet. Unter hunderterlei Titeln, die uns in's graue Mittelalter zurückverſetzen, ſchöpft die Landrenteikaſſe den Rahm von der Milch. Sie erhebt ablösliche oder unablösliche Gefälle, Erbpacht, Mühlenpacht, Zehnten und Canon, Fleiſchzehnten, Blutzehnten, Korn- und Heidezehnten, Canon von Leibeigenthum und Gutseigenthum, von Gärten, Ländereien und Wieſen, Schaftriftengeld und Kuhweidengeld, Pfingſt- und Michaelis-Kuhgeld, Schweinemahlungsgeld und Lämmergeld. Sie bezieht Viehabgaben in natura oder das Geld dafür von Hühnern und Eiern, Gänſen, Mahlſchweinen, Mahlkühen, Mahlhammeln. Unter dem Titel Dienſtgeld giebt es Burgfeſtdienſtgeld, Extradienſtgeld, Erntedienſtgeld, ſtändiges Dienſtgeld, auch erobertes Dienſtgeld. Andere Abgaben und Gefälle ſind rubrizirt als:

Jakobischulden, Heilige-drei-Königsschulden, Jesuitergefälle, Mittensommerschatz, Mittenwinterschatz, Michaelis- und Osterschatz 2c. Die Landrentei hat außerdem Gewerbconcessionen auf dem platten Lande zu ertheilen, sie bestimmt die Holzpreise, sie giebt Erlaubniß zum Holzsuchen und Laubsammeln, verpachtet die Güter-Complexe, sie hat den Betrieb des Salzwerks, stellt also eine Menge Leute an. Unzählige sind direct oder indirect von ihr abhängig. Es war im Jahre 1847 nur eine Stimme im Lande, daß sie ihre Gewalt mißbrauche. Das tiefe Geheimniß, worein sie gehüllt war, mehrte die Erbitterung. Unbegründete Anklagen kamen auf diese Weise zu den begründeten. Abgesehen von denen, die von der Landrentei begünstigt wurden und von denen, die aus Scheu, bei dem einflußreichen Regierungs- und Kammerrath Rohdewald in Ungnade zu fallen, schwiegen, war der Unwille gegen die Landrentei allgemein. Dieser Unwille traf aber die Regierung mit, nicht nur deßhalb, weil mehrere ihrer Mitglieder zugleich in der Domanialverwaltung saßen, sondern auch deßhalb, weil sie der überall gewünschten Trennung des Staatshaushaltes vom Domanialhaushalte Hindernisse in den Weg legte.

— — — — — — — — — — — —

Der März des Jahres 1848 rüttelte im Fürstenthum Lippe alle unzufriedenen Elemente auf, — rascher als in den meisten andern deutschen Staaten. In den ersten zehn Tagen des Monats hatte die Bevölkerung wirklich eine revolutionäre Miene angenommen. Alles forderte einen Umschwung der Dinge, alle im Vorigen erwähnten Beschwerden und Anklagen und viele andere wurden plötzlich laut. Es war wenig Uebereinstimmung, gar keine Organisation in der Bewegung, nur der Ruf erscholl überall: „ziehen wir nach Detmold!“ Was da geschehen sollte, war ungewiß, — aber in der Residenz kreuzten sich unheimliche Gerüchte:

es hieß, die Landleute wetzten ihre Aexte und Senſen, ſie beabſichtigten das Theatergebäude in Brand zu ſtecken u. dgl. m. Dieſer revolutionären Haltung des Landes gegenüber hielt die Büreaukratie nicht Stand, ſie wartete den Chac nicht ab, ſie brach zuſammen über Nacht.

Zwar wurden Verſuche gemacht, der Bewegung die Spitze abzubrechen. Ein Mann, der durch eine oppoſitionelle Haltung im Landtage eine bedeutende Popularität genoß und zugleich als der Sohn eines Regierungsrathes den leitenden Kreiſen naheſtand, Juſtizrath Petri, legte dem Detmolder Gewerbeverein eine Petition an den Fürſten vor, welche angeblich die Wünſche des Landes enthielt. Jedoch in dem Vereine ſelbſt fand er einen Widerſtand, dem er nicht gewachſen. Ein junger Advocat, Karl Vette, warf ihm eine andere Petition entgegen, welche viel weitgreifender war, und die große Mehrzahl des Gewerbevereins fiel dieſer zu.

Von dieſem Augenblick an hatte die Bewegung ein Ziel und einen Führer. Die Vette'ſche Petition ward mit fabelhafter Schnelligkeit im ganzen Lande verbreitet, überall adoptirt, ſie hieß die Volkspetition, und dem Verfaſſer fiel wie von ſelbſt die Leitung der für die Durchſetzung der geſtellten Forderungen zu ergreifenden Maßregeln zu. Seinem Vorſchlag, am 12. März Deputirte aus allen Landestheilen zur Ueberreichung der Petition nach Detmold zu ſenden, wurde allſeitige freudige Zuſtimmung. Die Communalbehörde der Reſidenz, vermuthlich im Einverſtändniß mit der Regierung, verſuchte es nochmals, dem Sturme Einhalt zu thun und richtete eine Petition an den Fürſten, die ſofort am 8. März dahin beantwortet wurde, daß die Landſtände demnächſt zuſammenberufen und mit ihnen über die andern Wünſche berathen werden ſolle. Aber das nichtsſagende Zugeſtändniß befriedigte nicht mehr, es beſtärkte nur den Entſchluß, die

Volkspetition am 12. zu überreichen. Vor dieſer Ueberreichung zitterten alle Behörden. Der 8. März war für Detmold ein Tag entſetzlicher Angſt. Eine bedrohliche Nachricht über die andere kam aus dem Lande: aus jenem Dorfe hätten ſich 40 berittene Bauern auf Sonntag, den 12. angemeldet, aus einem andern 30 und ſo fort. In den Städtchen hätten viele Bürger ihre Wagen unentgeldlich zur Verfügung geſtellt, um Jeden, der wolle, nach Detmold zu transportiren. Einige Gemeinden hätten bei Vette anfragen laſſen, ob ſie ſcharfes Geſchirr mitbringen ſollten. In Beamtenhäuſern wurden Silberſachen und andere Koſtbarkeiten eingepackt. Man beſtürmte Vette und ſeine Freunde, ſie möchten den Zuzug abbeſtellen. Umſonſt. Da entſchloß ſich die Communalbehörde, für die Stadt das Aeußerſte fürchtend, dem Fürſten nochmalige dringende Vorſtellungen zu machen. Sie beſchwor ihn, die in der Vette'ſchen Petition geforderten Conceſſionen, und zwar eiligſt, zu gewähren. Seine fürſtliche Durchlaucht hatte keine Ahnung von der in der Stadt herrſchenden Aufregung. Er war im Theater, als ihm die Petition überreicht wurde. Einige Hofcavaliere gaben ihm den Commentar zu der Bitte der Stadtbehörden, und er — erklärte ſich geneigt, auf die Forderung einzugehen. Früh am 9. März ſetzte eine vorläufige Bekanntmachung der Stadtbehörde und einige Stunden ſpäter eine von den Regierungsräthen contraſignirte Proclamation des Fürſten Detmold davon in Kenntniß.

Damit war die Revolution in Lippe geſchloſſen. Die Maſſendemonſtration am 12. unterblieb. Der gefürchtete Tag ging unter allgemeinem Jubel ruhig vorüber.

Und was war durch die Revolution erreicht, was war der Inhalt der fürſtlichen Conceſſionen?

Im Allgemeinen war wirklich gewährt, was gefordert worden. Der Landtag ſollte ſofort einberufen, Oeffentlich-

keit ſeiner Verhandlungen geſtattet werden. Die entſcheidende Mitwirkung des Landtags in allen legislatoriſchen Fragen wurde anerkannt, und die Regierung verſprach über eine Umgeſtaltung der beſtehenden Verfaſſung und der Finanzwirthſchaft dem Landtag Vorſchläge zu machen. Mitglieder des Regierungscollegiums ſollten nicht ferner Mitglieder der Landrentei ſein. Wir erwähnen das Verſprechen der Einführung einer Beeidigung des Militärs auf die Verfaſſung, Einführung einer Bürgerwehr, einer Reviſion der Zollverhältniſſe, einer Verminderung der Koſten des Militärs. Natürlich fehlte auch nicht die Gewährleiſtung der Preßfreiheit und die Zuſage, die Regierung werde auf eine deutſche Volksvertretung hinwirken.

Zum Belege, daß es mit den Conceſſionen ernſt gemeint ſei, erfolgte auch ein Perſonenwechſel im Regierungscollegium. Der Präſident deſſelben, Eſchenburg, ein nach Lippe berufener Braunſchweiger, nahm und erhielt unter dem Drucke der volksthümlichen Forderung, daß keine unfähigen Ausländer wieder in die Regierung berufen werden möchten, und um dem Unwillen, den ſeine Thätigkeit beim Abſchluß des Zollvereinstractats erregt hatte, ein Opfer zu bringen, — ſeine Entlaſſung. Der Regierungsrath Rohdewald ſchied aus der Regierung, um an die Spitze der Domanialverwaltung zu treten, deren Seele er immer geweſen war. Dagegen wurden, allerdings nur vorläufig, die beiden hervorragendſten Mitglieder der ſtändiſchen Oppoſition, Juſtizrath Petri und Amtmann Heldmann in's Regierungscollegium berufen.

Es gab allerdings auch einige Leute, die mit den Conceſſionen noch nicht zufrieden waren. Sie vermißten namentlich die Zuſicherung, daß der Fürſt mit einer Civilliſte, wie die Volkspetition forderte, ſich einverſtanden erkläre. Sie fanden in der Reorganiſation der Regierung keine hinreichende Garantie, ſie wieſen auf die Abnormität hin, daß Petri Vater

und Petri Sohn in dieſem Collegium ſitze, und ſie hätten das Zuſtandekommen der Maſſenpetition gewünſcht, damit der Fürſt ſelbſt aus dem Munde von Deputirten der verſchiedenſten Theile des Landes die volle Wahrheit über die Motive der revolutionären Haltung erfahre. Indeß in der allgemeinen Befriedigung verhallten ihre Stimmen, und man warf ihnen entgegen, daß der Landtag oder die neu zu ſchaffende Volksvertretung das Alles erledigen werde.

Bis die neue Volksvertretung in's Leben trat, verfloß jedoch noch weit über ein Jahr, erſt am 11. Juni 1849 ſollte ſich dieſelbe verſammeln. Dieſe lange Zwiſchenzeit benutzte die Büreaukratie, um ſich von dem Schlage, der ſie getroffen, zu erholen.

Sagten wir, daß die Revolution mit dem 9. März abgeſchloſſen war, ſo iſt das freilich nicht ſo zu verſtehen, als ob damals ſofort die landesübliche büreaukratiſche Ordnung zurückgekehrt ſei. Darüber verging noch eine Weile. Die Executivgewalt war vorläufig ohnmächtig, ſie ließ die Anwohner des lippiſchen Forſtes Haſen und Rehe ſchießen nach Herzensluſt, ſie lieh den einzelnen Gutsbeſitzern, welche vom Proletariat bedroht wurden, nur ſehr dürftigen Schutz — die Executivgewalt war für eine Spanne Zeit auf den Advocaten Vette übergegangen. An ihn wandte man ſich von allen Seiten, von unten — damit er Petitionen entwerfe, Beſchwerdeſchriften aufſetze, von oben — damit er die Gährung beſchwichtige. Er gefiel ſich in dieſer Rolle, er machte von Detmold aus Expeditionen in's Land, er trat rettend ein, als einen Beamten des Obergerichts in der Reſidenz eine Katzenmuſik bedrohte, er präſidirte in Volksverſammlungen, aber er benutzte die Gewalt, die der Moment ihm zugeworfen hatte, ſchlecht, — für das Land, wie für ſich. Ein Mann von ſcharfem Verſtand, von hervorragender Redegabe, von einer einnehmenden Perſönlichkeit, erſchien er zum Volkstri-

bunen wie geboren, aber er beſaß gar zu wenig Arbeitskraft und gar zu viele Paſſionen, er würde der neuen Regierung der gefährlichſte Gegner geweſen ſein, wenn ſie etwa raſch in die Bahnen der Reaction hätte hineinlenken wollen, er machte ſich allmälig ſelbſt unſchädlich bei der zuwartenden Haltung, die jene einnahm.

Aus der Eile, womit die neue Regierung die Landſtände berief, — am 23. März ſchon traten ſie zuſammen, — ſchien hervorzugehen, daß die Ausführung des Patents vom 9. März überhaupt möglichſt beſchleunigt werden ſolle.

Die Landſtände mit ihrem Drei-Curien-Syſtem, mit ihrem chapeau unter dem Arm, mit ihrer ſchlecht verhehlten Scheu vor der Oeffentlichkeit, begriffen doch damals in ſo fern die Zeit, als ſie einſahen, daß es ſich für ſie nur darum handle, mit Anſtand zu ſterben. Sie erhoben keinen Widerſpruch gegen die Verfaſſungs-Aenderung, die ritterſchaftliche Curie verzichtete am 31. März einſtimmig auf ihre Vorrechte und erklärte ſich bereit, einer wirklichen Volksvertretung den Platz zu räumen. Und nicht Schuld der Stände war es, wenn ein Stillſtand eintrat. Die Regierung fand bei dieſer mittelalterlichen Corporation Widerſtand, als ſie die junge Preßfreiheit geſetzlich einzuſchränken und als ſie die fürſtliche Verheißung vom 9. März, daß der Landtag eine entſcheidende Stimme bei der Geſetzgebung haben ſolle, in abgeſchwächter, weſentlich modificirter Form zum Geſetz zu machen verſuchte. Unter nichtigen Vorwänden ſchob ſie die Beſchlußfaſſung über ein neues Wahlgeſetz auf und vertagte den Landtag.

Das „Zeitgewinnen“ kommt unter allen Umſtänden dem zu Gute, der einmal das Räderwerk der Staatsmaſchine zu ſeiner Dispoſition hat, — um ſo mehr in einer Duodez-Monarchie und in einer ſo durchweg büreaukratiſchen, wie

das Fürstenthum Lippe. Gebt den Bewohnern einer kleinen Residenz, die trotzig auf das Recht des mündigen Volkes pochten, nur Zeit, und sie erinnern sich erschreckt, daß der fürstliche Hofhalt eine Quelle ihres Verdienstes, — gebt ihnen Zeit, und die Phrase: „die Beamten sind von uns besoldet," wandelt sich in die andere um: „wir leben doch von den Beamten," gebt ihnen Zeit, und sie grüßen wieder mit alter Devotion, ja mit inniger Rührung den so leutselig gewordenen Rath und Geheimerath. Laßt den Nachwuchs der Büreaukratie, der in den Tagen des März die Volkssouveränetät proclamirte, sich nur besinnen, und er duckt sich und bückt sich und trägt Rechnung der Hoffnung auf Avancement und erkennt die Interessen seiner Kaste. Laßt den Bauern, der die von seinem Pascha-Amtmann ihm angelegte Kette zu brechen entschlossen war, erst eine Weile überlegen, und er wird wieder der Bauer der Gellert'schen Fabel. Bringt eine Revolution zum Stillstand, ruft die conservativen Elemente, deren immer mehr sind, als der revolutionären, aus ihrem gelähmten Zustande wach, — und ihr habt gewonnen. Die Revolution erringt ihre Siege durch rasches Handeln, die Reaction durch Zaudern.

Im Sommer 1848 bildeten sich in Lippe die politischen Parteien. Während der Märztage war Jedermann Demokrat; ein paar Monate später galt Derjenige, der sich einen Demokraten nannte, schon für einen gefährlichen Menschen. Die Ursache dieser Wandlung lag nicht etwa bloß in dem Verlaufe der großen Politik, sie lag in den Localverhältnissen Lippe's. Der rechte Demokratismus ist nur eine Frucht der Kultur, er wächst nicht wild auf dem Ackerfeld des Bauern oder auf dem „Kampe" des „Einliegers" oder „Kötters." Er war in Lippe nur vertreten durch einzelne Leute aus den höhern Ständen, größtentheils junge Juristen und Theologen, und durch eine Anzahl Volksschullehrer; im Uebrigen

bezeichnete der Name Demokratie nur das äußerſte Maß der Unzufriedenheit. Jene jungen Leute verdankten ihren momentanen Einfluß nur ihrer Keckheit, ihnen fehlte aber meiſt das gewiſſe Alter, der gewiſſe Rang, das geſicherte Einkommen und das warme Intereſſe für die localen Zuſtände, lauter Eigenſchaften, die in einer ſo primitiven Welt die nothwendige Baſis einer dauernden politiſchen Geltung ſind. Sie hatten im erſten Rauſch der Märztage ein politiſches Journal gegründet*), und verfochten den theoretiſchen Demokratismus nicht übel, aber in die Details der lippiſchen Adminiſtration und Juſtiz drangen ſie nicht ein. Herangereift an der radicalen Literatur der vormärzlichen Zeit, boten ſie gerade im Theoretiſiren der lauernden Reaction zahlreiche Angriffspunkte. Ihre unverhohlene Sympathie für die deutſche Republik ward von den Gegnern benutzt, um den nur ſchlummernden Royalismus, die Pietät für den angeſtammten Fürſten wach zu rufen; ihre Aufforderungen, für das Proletariat Etwas zu thun, legte man aus als communiſtiſche Gelüſte, und benutzte ſie als wirkſames Schreckgeſpenſt bei dem wohlhabendern Theile der Landleute. Die demokratiſche Partei hatte auch ſelbſt das Bewußtſein ihrer Schwäche. Gleich bei der Wahl eines Abgeordneten für das Frankfurter Parlament trat das hervor. Die Partei wagte es nicht, einen Candidaten aufzuſtellen, ſie votirte für einen Mann, Profeſſor Schierenberg, Director des Detmolder Gymnaſiums, der Abgeordneter werden wollte um jeden Preis, und den ſeine krankhafte Eitelkeit bewog, durch öffentliche und private dehnbare Verſicherungen ſich Freunde auf der Rechten und Linken zu ſuchen, — ſie votirte für dieſen, um nur die Wahl des Regierungscandidaten zu vereiteln. Der eigentliche Candidat der Demokratie, Theodor Althaus, bewarb ſich be-

*) Die „Wage", redigirt von Vette, Volckhauſen und Wolff.

ſcheidenermaßen nur um den Poſten eines Stellvertreters und blieb auch dabei in der Minorität.

Als der Hauptherd der Demokratie galt die Stadt Lemgo. Dort hatte ſeit vielen Jahren die Bürgerſchaft im Streite gelegen mit dem Magiſtrat und bei der Regierung unabläſſig Klage geführt über jenen, der eine beiſpiellos liederliche Verwaltung, und — wenn man der öffentlichen Meinung glauben wollte — noch viel Schlimmeres durch büreaukratiſche Geheimnißkrämerei verdeckte. Die Regierung hatte die oft geforderte Abhülfe immer darauf beſchränkt, daß ſie dem Magiſtrate, wenn dieſer die Rechnungsablage, welche den Stadtverordneten jährlich gemacht werden ſollte, um einige Jahre verzögert hatte, Verweiſe ertheilte und ihm ſchließlich einen Boten ſandte, der von dem Bürgermeiſter ſo lange verpflegt werden mußte, bis die Rechnung vorgelegt wurde. Die Revolution rief den Bürgern von Lemgo alles erlittene und jahrelang mit ohnmächtigem Grimme erduldete Unrecht in's Gedächtniß. Aber ſie verſäumten den rechten Moment. Statt eine ſichre und prompte Volksjuſtiz zu üben und die Schuldigen mit Gewalt vom Amte zu ſuspendiren, bis eine Unterſuchung die Schuld oder Unſchuld derſelben erwieſen haben würde, verließen ſie ſich auf den allgemeinen Umſchwung der Dinge, auf das Patent vom 9. März, auf die neue Regierung. Sie fingen abermals an zu petitioniren, ſich zu beſchweren, Unterſuchung zu fordern. Aber die neue Regierung war ſo wenig geneigt, ernſtlich einzuſchreiten, als die alte, war doch der Bürgermeiſter von Lemgo, der als der Hauptſünder betrachtet wurde, der Bruder des Regierungspräſidenten Petri und der Oheim des Regierungsraths Petri, und die Sache dauerte den Lemgoern zu lange. Sie wollten nun ihre Lokal-Revolution ſpielen nach der Univerſal-Revolution, ſie hielten Volksverſammlungen, zu denen mit Trommeln und Poſaunen einberufen wurde, ſie ängſtig-

ten die verhaßten Beamten, und ſie kamen endlich eines Tages in hellen Haufen nach der Reſidenz, um dem Fürſten eine Petition zu überreichen. Aber der Sinn für Ordnung hatte indeß ſchon ſolche Fortſchritte gemacht, daß die Detmolder Bürgerwehr ſich beeiferte, die Petenten mit gefälltem Bajonnet zum Thor hinauszutreiben, und daß die Detmolder Demokraten, wenn auch mit ſaurem Geſicht, nicht wagten, ſich von der Attaque auszuſchließen. Dieſer Eclat hatte denn nun freilich eine Unterſuchung der von der Lemgoer Bürgerſchaft erhobenen Beſchwerden zur Folge. Ein Regierungs-Commiſſär wurde nach Lemgo geſandt. Die Anklagen gegen den Magiſtrat ſtellten ſich als vollkommen begründet heraus: außerdem daß jene verzögerte und nur durch gewaltſame Maßregeln erzwungene Rechnungsablage nun im Detail conſtatirt wurde, kam eine frevelhafte Unordnung im Allgemeinen an den Tag: da waren die Nachweiſe über die Stadtrechnungen lückenhaft, dort fehlten Quittungen, im andern Falle waren Rechnungen vom Bürgermeiſter quittirt, aber es ſtellte ſich heraus, daß die Betreffenden kein Geld bekommen hatten; Decennien hindurch war faſt kein einziger Concurs zur Erledigung gekommen, Stipendien, auf die jeder Bürger ein Anrecht hatte, waren 10 Jahre lang für die Familie des Stadtſecretärs in Beſchlag genommen u. dgl. m. Aber die Regierung ließ den Bürgermeiſter im Amte und dictirte den Petenten Zahlung der Unterſuchungskoſten.

Die Bewohner Lemgo's wurden durch ein ſolches Verfahren allerdings der Demokratie in die Arme getrieben, und zwar in dem Maaße, daß die Stadtverordneten im Herbſt 1848 einen an die deutſche Nationalverſammlung gerichteten Proteſt gegen die in Frankfurt zur Sprache gekommene Mediatiſirung der Kleinſtaaten, den die Regierung eifrig und mit Erfolg im Lande colportiren ließ, nicht nur nicht unterzeichneten, ſondern eine entgegengeſetzte Eingabe machten und

drucken ließen. Sie erklärten darin, sie hätten gegen die beabsichtigte Mediatisirung des lippischen Fürstenthums Nichts zu erinnern. „Wir glauben," sagte die Petition, „die Mediatisirung wird von großem Vortheil sein, insofern als dadurch der Regierungskosten — durch Einziehung der Apanagen und Vereinfachung der Verwaltung — weniger und der Nepotismus, der wie ein Alp auf dem Lande lastet und ein Fluch aller kleinen Staaten ist, beseitigt werden würde." So gewann die Opposition in dieser Stadt an Terrain, allein der unschädliche, ziemlich harmlose Lärm der revolutionären Trommel und Posaune hatte die Bürgerschaft Lemgo's und mit ihr die übrige lippische Demokratie bei ängstlichen und conservativen Leuten, die vor allen Dingen Ruhe wünschten, in Verruf gebracht.

Die Wirksamkeit eines im Interesse des „gemäßigten" Liberalismus gegründeten Organs, der „Vaterländischen Blätter," und den Erfolg seiner Polemik gegen die Demokratie durfte man nicht zu hoch anschlagen. Das Blatt trat mit all der Zurückhaltung und Unselbstständigkeit auf, die der offiziösen Presse eigen; loyale Beamte abonnirten darauf, in der Masse fand es keinen Anklang. Eine kräftigere Unterstützung kam der Regierung dagegen von einer andern Seite.

Den unmittelbarsten Gewinn von der neuen, durch das Patent vom 9. März garantirten Freiheit hatte eine Partei gezogen, die dieser Freiheit grade am meisten abhold war, — die pietistische. Das Verbot der Conventikel, die Hetzjagd auf Reiseprediger hörte mit dem März natürlich auf, und das Vereinsrecht, die Religionsfreiheit, bald auch die Preßfreiheit wurden von den Pietisten im weitesten Sinne des Wortes ausgebeutet. Eine sogenannte „freie evangelische Gemeinde" bildete sich, ein „erweckter" Prediger aus dem Wupperthale trat an ihre Spitze. Eine Zeitschrift, „das lippische Volksblatt" wurde gegründet und wetteiferte mit dem be-

rüchtigten „Halliſchen Volksblatt“ und mit dem „Zuſchauer“ der „Kreuzzeitung“ in der Anpreiſung des Fürſtenthums von Gottes Gnaden und in der Verleumdung aller derer, die ſich zur Demokratie hielten. Wir würden ein Unrecht begehen, wenn wir nicht ausdrücklich bemerkten, daß die Regierungsräthe wie die große Mehrzahl der Beamten überhaupt für die theologiſchen Velleitäten des Pietismus wenig Sympathieen bewieſen, — doch die politiſche Doctrin der Pietiſten mußte, der Natur der Sache nach, der um ihre Machtfülle beſorgten Regierung zu Nutze kommen.

In ſolchem Parteitreiben verlief der Sommer und Herbſt 1848. Die günſtige Zeit für Ausführung des Patents vom 9. März, für Reorganiſation der Verwaltung und Juſtiz, für Erledigung der Domanialfrage ging damit für die Volkspartei unwiederbringlich verloren. Die Abſicht der Regierung, welche der durch die Revolution erhobene Regierungsrath Petri bei einer öffentlichen Wahlrede verrathen hatte, die Abſicht, Zeit zu gewinnen, wurde vollſtändig erreicht. Im December 1848 endlich wurden die alten Landſtände nochmals einberufen, ein Wahlgeſetz für die neue Volksvertretung und eine Inſtruction, — wenn wir es ſo nennen dürfen, — für dieſelbe mit ihnen vereinbart. Der künftige Landtag ſollte demnach ſich mit den zur Einführung der Grundrechte nöthigen Geſetzen, mit der Umgeſtaltung der Finanzverhältniſſe und der Verfaſſung beſchäftigen, bis zur erfolgten Feſtſtellung einer neuen Verfaſſung ſollten die neuen Abgeordneten „ſämmtliche, den ſeitherigen Landſtänden verfaſſungsmäßig zuſtehenden und durch unſer Patent vom 9. März 1848 verliehenen Rechte“ ausüben.

Am 11. Juni trat der neue Landtag — wie oben bemerkt — zuſammen. Er war, und Nichts konnte bezeichnender ſein für die Stimmung des Landes — trotz aller im Vorigen angedeuteten Verhältniſſe und trotz eines keineswegs libera-

len Wahlgesetzes — in überwiegender Mehrheit freilich nicht demokratisch, aber oppositionell. Das Gesetz verordnete eine indirecte Wahl und öffentliche Stimmgebung, es schloß alle Diejenigen, die je wegen eines Holzdiebstahls bestraft worden, also, da jährlich der Holzdiebe gegen 8—10000 verurtheilt wurden, eine Menge Menschen aus, es machte, indem es das passive Wahlrecht an die Bedingungen eines Alters von 30 Jahren knüpfte, grade zum Nachtheil der demokratischen Partei nicht wenige jüngere Leute wahlunfähig, — trotzdem brachte die entschiedene religiös-politische Reaction nur 3 oder 4 Abgeordnete in den Landtag, und wenn man dieselben mitzählte, konnte die Regierung in den entscheidendsten Fragen höchstens auf 8—9 Stimmen unter der Gesammtheit von 25 rechnen.

Dieser Landtag von 1849 bildet den Glanzpunkt in der — mit Ausnahme der Regierungszeit der Fürstin Pauline — ziemlich düstern lippischen Geschichte. Es gab da grade keine durch eminentes Rednertalent glänzenden Männer, keine brillanten Capacitäten, die Versammlung im Ganzen hatte etwas Kleinstädtisches, etwas Philisterhaftes, sie kam über manche, mit so kleinstaatlichen Verhältnissen nothwendig verknüpfte Vorurtheile nicht hinweg, es kam ihr im Einzelnen auf eine Inconsequenz gar nicht an, aber die Mehrheit bestand aus Menschen, die Detailkenntniß und Arbeitskraft, redlichen Sinn und ehrlichen Eifer, den kranken Staatskörper zu heilen, besaßen. Feste, geschlossene Parteien gab es da nicht, die Mehrzahl bildeten sogenannte praktische Leute, die einen Prinzip-Menschen zur Verzweiflung bringen konnten, die mit sich reden und handeln ließen, die in allen Fällen gemäßigt, in vielen nachgiebig, in manchen conservativ waren, die aber in der Hauptsache eine beifallswerthe Zähigkeit entfalteten. Eine Anzahl werthvoller Gesetze ging aus dem Landtage hervor, umfassendere Reformen wurden

angebahnt, und in den Hauptsachen, Verfassung und Finanzwesen, wäre sicher ein der Entwicklung des Landes günstiges Resultat erzielt, wenn die Regierung nur einigermaßen auf billige Forderungen und Wünsche eingegangen wäre.

Sie, die bisher sich passiv und zuwartend verhalten hatte, kehrte dem Landtage gegenüber ihr eigentliches Wesen wieder heraus. Sie hatte sich seit dem März den Zeitumständen in allen ihren Phasen willig accommodirt und sich den Anschein gegeben, als lasse sie, auf alle Initiative verzichtend, lediglich den Thatsachen, welche mächtiger als sie, und dem Rechte den Lauf. Sie hatte die Bürgerwehr dem Reichsverweser huldigen lassen, die Reichsverfassung anerkannt, die Grundrechte proclamirt, sie war aber auch sofort bei der Hand gewesen, den preußischen gegen die Reichsverfassung gerichteten Bestrebungen beizutreten. Sie hatte die Organisation der demokratischen Volksvereine und der pietistischen Vereine mit anscheinender Unparteilichkeit zugesehen, nur das schärfere und mißtrauische Auge entdeckte in einzelnen Symptomen ihre retrograde Tendenz. Wenn sie z. B. das Verfahren der Oberschulbehörde, — welche schon im Sommer 1848 es mit dem Amte eines Gymnasiallehrers für unvereinbar erklärte, ein Blatt, in welchem die Volkssouveränetät proclamirt werde, zu redigiren — billigte, wenn sie gegen die Lemgo'schen Ruhestörer und gegen Preßvergehen die alten Formen des Inquisitionsprocesses und das alte Criminalrecht, das Majestätsverbrechen mit Zuchthausstrafe belegte, in Anwendung brachte, und von Amnestie wie von Geschwornengerichten Nichts wissen wollte, so konnten freilich schwache Seelen immer noch ihrem Liberalismus vertrauen. Aber ihr Auftreten dem Landtage gegenüber enthüllte ihr eigentliches Wesen. Dies war Nichts als der vormärzliche, zwar aufgeklärte, aber herrische und anmaßende, wirklichem constitutionellen Treiben abholde Büreaukratis-

mus. Er trat auch hier nicht ſogleich und nicht bei untergeordneten Verhandlungen hervor. Eine Reihe von Geſetzen wurde erledigt, ohne daß ein Conflict zwiſchen den beiden Factoren der Geſetzgebung ausgebrochen wäre. Gegen die Aufhebung der Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden hatte das Regierungs-Collegium, dem man eine Vorliebe für adliche Paſſionen nicht nachſagen konnte, Nichts einzuwenden. Ein Schulgeſetz kam zu Stande, das freilich die in den Grundrechten vorgeſchriebene Trennung der Schule von der Kirche nicht durchführte, aber immer noch liberal genannt werden durfte. Ein Staatsdienergeſetz, eine Verwaltungsordnung für die Landesſtrafen-Anſtalt wurde vereinbart, das Ablöſungsgeſetz verändert, Familien-Fideicommiſſe aufgehoben, die Beſtimmungen über Verhaftungen und Hausſuchungen außer Kraft geſetzt u. dgl. mehr. Aber in den Cardinalfragen, in der Verfaſſungsſache und in der Trennung des Staatshaushaltes vom Domanialhaushalte, kam es nimmer zur Einigung.

Die Regierung legte dem Landtage einen Verfaſſungsentwurf vor. Da dieſer als formell und materiell unbrauchbar bei Seite geſchoben und ein von einem Ausſchuſſe ausgearbeiteter Entwurf der Berathung zu Grund gelegt wurde, gab der Commiſſarius bereits die patzige Erklärung ab: er könne den Verhandlungen über die Details nicht beiwohnen. Dieſe im erſten Zorn ausgeſtoßene Drohung wurde allerdings nicht verwirklicht, aber der vom Landtage beſchloſſenen Verfaſſung ward nicht nur die Zuſtimmung verſagt, ſondern der Verſammlung ſchließlich ſogar noch eine Rüge ertheilt, daß ſie der an ſie ergangenen Aufforderung, den Entwurf der Regierung zu prüfen, nicht nachgekommen ſei.

Nicht beſſer erging es in der Domanialangelegenheit. Daß ſie eine Lebensfrage für das Land iſt, ward im Eingange

ſchon angedeutet. Zum Verſtändniß der Sache iſt aber noch Einiges hinzuzufügen. Nach altem Herkommen und Geſetz hatte der lippiſche Landesherr aus ſeiner Landrentei nicht nur die Koſten der Hofhaltung, ſondern auch die der Landesverwaltung und der Gerichtspflege zu beſtreiten, das Land oder die Landkaſſe ſollte ihm nur, wenn das Bedürfniß es erforderte, zu Hülfe kommen. Das Wort Bedürfniß iſt ein ſehr elaſtiſcher Begriff, es läßt ſich ſehr verſchieden interpretiren. Bis zur Revolution ſtand es mit der Interpretation folgendermaßen.

Die Einnahme der unter ſtändiſcher Controle ſtehenden Landkaſſe betrug circa 149,000 Thlr., wovon 119,000 Thlr. aus Zollrevenuen, 28–29,000 Thlr. aus Grundſteuer und der Reſt aus verſchiedenen Quellen floſſen. Hiervon wurden für das Militär 31,000 Thlr., für den Wegebau 34,000 Thlr. und kleinere Summen für Medicinalweſen, Schulweſen u. ſ. w. verausgabt. An die Landrenteikaſſe wurden gegen 29,000 Thlr. gezahlt (darunter ſogenannte Sublevationsgelder, circa 12,800 Thlr., ſogenannte Herrengelder 8500 Thlr.). Die Landrentei dagegen hatte eine bei weitem größere Einnahme von — jene 29,000 Thlr. eingerechnet — weit über 200,000 Thlr., welche für den Hofhalt, Apanage, für Verwaltungskoſten, für Gehalte der Beamten u. ſ. w. ohne Controle verausgabt wurden. Wenn die Regierung nun auch die Nothwendigkeit einer Reform anerkannte, und dem Landtage Vorſchläge machte, ſo gingen ihre Vorſchläge doch von der eine Reform in der Wurzel vergiftenden Fiction aus, daß das geſammte Domanium, Landgüter, Forſten, Salzwerk, nebſt den aus gutsherrlichem Verbande entſprungenen Abgaben, Privateigenthum des fürſtlichen Hauſes ſei, und von dem eben ſo ſchlimmen Poſtulate, die Verwaltung dieſes Domaniums müſſe ohne Concurrenz des Landtages dem

Landesherrn verbleiben. Die Vorschläge der Regierung liefen nur darauf hinaus, daß einerseits der Zuschuß der Landeskasse zur Landrentei von circa 29,000 Thlr. aufhören, andererseits der Landkasse circa 18,000 Thlr. an Gefällen aus Regalien u. s. w. überwiesen werden sollten. Für diesen kargen Gewinn von circa 46,000 Thalern sollte die Landkasse die Verpflichtung übernehmen, die Kosten der Landesverwaltung und der Gerichtspflege zu bestreiten. Ja, jener karge Gewinn sollte noch geschmälert werden, indem eine Berechnung über die Domanial-Einkünfte und Ausgaben — freilich ohne die Basis einer Uebersicht des Besitzstandes — vorgelegt und daraus das Verlangen hergeleitet wurde, die Landkasse solle noch 9 — 10,000 Thlr. zu den Bedürfnissen des fürstlichen Hauses zuschießen. Der Landtag konnte auf solche Vorschläge nicht eingehen. Er machte billigere Gegenvorschläge, er erklärte sich, als diese schroff von der Hand gewiesen wurden, bereit, die Eigenthumsfrage in suspenso zu lassen, er schlug vor, dem Fürsten die volle, für nöthig erklärte Summe von jährlich 85,000 Thlr. nebst Benutzung der Schlösser, der Jagd und verschiedene Naturalien, dazu Apanagen u. s. w. zu garantiren und dagegen nur die Ueberschüsse für das Land und die Controle über die Verwaltung für den Landtag in Anspruch zu nehmen. Auch diese Vorschläge, so bescheiden und maßvoll sie waren, lehnte die Regierung trocken ab. Die Erledigung der Domanialfrage ward in infinitum vertagt.

Der Landtag rächte sich, indem er die oben erwähnten Zuschüsse der Landkasse zur Landrenteikasse, die Herrengelder und Sublevationsgelder verweigerte. Die Regierung erwiderte darauf im Landtagsabschiede vom 13. Aug. 1850 unter Berufung auf ein altes Gesetz von 1783, das, wenn man das Patent vom 9. März 1848 nicht ganz sophistisch auslegte, erloschen war, Folgendes:

„Wir vermögen dem am Landtage gefaßten Beſchluſſe (über die Herrengelder) keine Folge zu geben und haben die Auszahlung der Herrengelder zur Landrentei im vollen Betrage verfügt.“

„In Bezug auf die Sublevationsgelder erkennen Wir das Recht des Landtages zu deren Bewilligung an. Mit dieſem Rechte iſt gleichzeitig aber die Pflicht zu deren Bewilligung verbunden, ſobald das Bedürfniß zur Beſtreitung der Koſten der Landtagsverwaltung nachgewieſen wird. Ein ſolcher Nachweis war dem Landtage durch die ausführlichen Vorlagen über den Stand der Landrentei geliefert.“ — — „Indem Wir gegen den gefaßten Beſchluß Unſere landesherrlichen Rechte hierdurch verwahren, haben Wir für jetzt verfügt, daß der für die Fortführung einer geregelten Verwaltung nothwendige Betrag vorläufig aus der Leihekaſſe angeliehen werde.“ Eine ſchiedsrichterliche Entſcheidung über beide Poſten ward vorbehalten.

Hiermit hatte die lippiſche Regierung die abſchüſſige Bahn der rettenden Thaten beſchritten. Alle folgenden Acte der Reaction ſind nur eine Fortſetzung dieſes erſten. Die Regierung kehrt mit dieſem Landtagsabſchiede auf den vormärzlichen Standpunkt zurück. Die angekündigten Reformen ſtocken, die begonnene Entwicklung erlahmt, der Landtag verkommt in apathiſcher Hoffnungsloſigkeit, über das Land breitet ſich allmälig wieder die dumpfe Stille der vierziger Jahre.

Da ſtarb am 1. Januar 1851 der regierende Fürſt Leopold I., und ſein älteſter Sohn, Leopold II., folgte ihm nach. In ſeinem Namen lud die Regierung die Landtagsabgeordneten durch Circular auf den 22. Januar nach Detmold ein, um nach Vorſchrift der ſtändiſchen Verfaſſung von 1836 dem neuen Regenten zu huldigen. An und für ſich war dieſe Berufung des Circulars auf die antiquirte ſtän-

diſche Verfaſſung ſchon ein böſes Omen, aber es war auf eine viel ſchlimmere Ueberrumpelung der Abgeordneten abgeſehen, als die Beſorgteſten erwarteten. Der Eid, der dem Landtage zugemuthet wurde, lautete:

„Ich gelobe und ſchwöre u. ſ. w., daß ich Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht, dem Herrn Paul, Emil, Friedrich, Leopold, treu, hold, gewärtig und gehorſam ſein werde, ſo wahr mir Gott helfe!“

Alſo kein Wort von Treue gegen die verfaſſungsmäßigen Geſetze, nur Treue, unbedingte, unbegränzte, gegen den Herrn, den Fürſten. Die Formel wurde den Abgeordneten auf ausdrückliches Verlangen kaum eine halbe Stunde vor der Landtagsſitzung mitgetheilt, — zur Discuſſion, zur Einigung über das einzuhaltende Verfahren blieb keine Zeit. In der Sitzung ſelbſt wurde keine Erörterung über die Eidesformel geſtattet, einfach die Wahl gelaſſen, ſchwören oder nicht. Zwanzig Abgeordnete leiſteten den Schwur, einige davon unter motivirten Erklärungen, fünf weigerten ihn. Der Repräſentant des Fürſten, der Geheime Oberregierungsrath Piderit, — der Fürſt ſelbſt war an dem Tage nicht in Detmold — rief den letzteren nach, das Weitere werde ſich finden.

Und das Weitere fand ſich in der That. Die fünf eidweigernden Abgeordneten, — der Stadtrichter Franz Hausmann, der Kanzleirath z. D. Althof, der Lehrer Echterling, der Bauer Hagemann, der Paſtor Kulemann — waren ſo unbeſtreitbar in ihrem Recht, daß die Regierung ſich weislich auf eine Widerlegung der Gründe ihres Verhaltens, die in das Protocoll des Landtags und in an die Wähler gerichteten Flugblättern niedergelegt wurden, nicht einließ. Die Ablegung eines ſolchen Eides war nicht nur an ſich unvereinbar mit den Pflichten eines Abgeordneten, die Berufung der Regierung auf die Verfaſſung von 1836

war ein durchaus nichtiger Vorwand. In dieſer Verfaſſung war gar kein Huldigungseid formulirt, und die Formulirung eines ſolchen konnte unmöglich der Regierung allein zuſtehen. Ueberdies hatte die Verfaſſung von 1836 nur eine durch das Patent vom 9. März 1848 begränzte Geltung, und die Regierung ſelbſt hatte dies in bezeichnender Weiſe anerkannt, indem ſie den zur Herſtellung einer Verfaſſung im Jahre 1849 berufenen Abgeordneten gar keinen Eid abforderte. Was aber endlich eine Hauptſache war, der Fürſt ſelbſt hatte ſich ſeinerſeits zu Nichts verpflichtet. Sein Commiſſar hatte mündlich Etwas davon geſagt, daß der Fürſt im Geiſte des Vaters regieren und die (antiquirte) Verfaſſung von 1836 mit den geſetzlichen Modificationen befolgen werde, aber keine Vollmacht zu dieſer Erklärung vorgelegt.

Alſo das Weitere fand ſich, die Regierung erklärte die Sitze der eidweigernden Abgeordneten für erledigt und ordnete aus ſouveräner Machtvollkommenheit Neuwahlen an. Nur eine kleine Minorität in den betreffenden Wahldiſtricten wählte, die Mehrzahl proteſtirte. Aber der Rumpf des Landtags ſelbſt drückte dem Verfahren der Regierung eine Art von geſetzlichem Stempel auf. Auch er entſchied, als er im Mai zuſammentrat, daß jeder Abgeordnete verpflichtet geweſen ſei, den Eid zu leiſten, und daß der den Eid Verweigernde nicht Abgeordneter ſein könne. Gegen die eigenmächtig von der Regierung verfügte Anordnung der Neuwahlen ward Anfangs proteſtirt, doch fand man ſich nachher damit ab, daß die Regierung ein Protocoll ausfertigte, wonach ſie die Sache ſo angeſehen haben wollte, als hätten die fünf Abgeordneten ſelbſt ihr Mandat niedergelegt. Dieſes Auskunftsmittel war um ſo lächerlicher, als jene am 14. Mai, abgeſehen von ihrem Proteſt, ſelbſt im Abgeordnetenſaal erſchienen waren, um ihre Plätze einzunehmen, von der Majorität aber ausgeſtoßen wurden.

Durch diesen empörenden Gewaltact war der Landtag — ein freisinniger Abgeordneter, der den Eid geschworen, Amtmann Meyer, legte unmittelbar nach den erzählten Vorgängen sein Mandat nieder — von allen eigentlich demokratischen Elementen purificirt, und der Opposition überhaupt war namentlich mit dem Ausscheiden Hausmann's, des Vicepräsidenten der Versammlung, eines im ganzen Lande in hoher Achtung stehenden, unerschütterlichen Mannes, eines Demokraten von Einsicht und Besonnenheit, der Lebensnerv zerschnitten: die Session von 1851 schleppte sich in der Erledigung der laufenden Arbeiten und mit der Vorbereitung von kümmerlichen Organisationsplänen hin. Die Berufung der Regierung auf den wieder erstandenen Bundestag, von dem Vorkehrungen zu erwarten seien, wodurch die zwischen Landtag und Regierung obschwebenden Streitigkeiten betreffs der Finanzen erledigt würden, deutete schon auf neue Gewaltthaten hin.

Aber sie sollten nicht von der Regierung vollzogen werden, welche die ersten ausgeübt hatte. Die Reaction verschlingt wie die Revolution ihre eigenen Kinder.

Der Fürst von der Lippe, Leopold II., dreißig Jahre alt, als er die Regierung antrat, hatte die Räthe seines Vaters anfangs sämmtlich an ihrem Posten und die Regierungsmaschine in ihrem gewohnten Lauf gelassen. Niemand erwartete auch von ihm eine eigentliche Selbstherrschaft, ja die Büreaukratie hatte Grund zu der Hoffnung, sich unter seiner Regierung einer noch größeren Autonomie zu erfreuen, als unter der des Vorgängers. Die geistige Beschränktheit des neuen Regenten war, wenn nicht landes-, so doch residenzkundig. Nicht alle Lehrer des jungen Prinzen waren völlig discret gewesen, und man erzählte ihnen nach, daß es, trotz aller väterlichen Zwangsmittel, in dem Kopfe des jungen Menschen unheimlich öde aussehe.

Als der Prinz nach Beendigung ſeiner Studien von Bonn und ſpäter von Berlin, wo er in der Garde diente, in die Reſidenz heimkehrte, war es nicht beſſer geworden. Wie die Bonmots Friedrich Wilhelm's IV. in Berlin, ſo circulirten die Etourderien, die der Erbprinz einer Dame beim Tanz oder einem Staatswürdenträger beim Diner geſagt hatte, in Detmold, und wurden ebenſo wie jene, nur vielleicht mit anderer Miene, belacht. Zu dieſer geiſtigen Schwäche geſellte ſich, wir wiſſen nicht von welchem Zeitpunkt an, die körperliche. Sie äußerte ſich in einem nervöſen Zittern, das ihm nicht erlaubte, Löffel und Gabeln von gewöhnlicher Schwere zum Munde zu führen; und dieſe phyſiſche und pſychiſche Schwäche haben den jungen Mann bereits zum Hypochonder gemacht. Seine Ehe, im Herbſt 1851 mit einer rudolſtädtiſchen Prinzeſſin geſchloſſen, war nicht glücklich. Sie iſt kinderlos. Nach dem Verlauf einiger Flitterwochen trat eine Disharmonie unter den Gatten ein, die gar nicht verhehlt werden konnte, und von der man ſich im Lande zahlreiche Anekdoten erzählt, die wir aber, als außerhalb unſers Bereichs liegend, übergehen wollen.

Die Büreaukratie indeß, wenn ſie auf die Eigenſchaften des Fürſten wirklich Hoffnungen baute, verrechnete ſich vollſtändig. Auch ſchwache Geiſter haben ihre Paſſionen, und gegen die Paſſionen eines Regenten hat der freche Büreaukratismus ſo wenig ausreichende Mittel wie der demüthige Conſtitutionalismus der Männer von Gotha und Erfurt. Leopold II. hatte in Berlin als preußiſcher Gardeoffizier die Ideen eingeſogen, welche aus der Kreuzzeitung hinlänglich bekannt ſind. Bei Lebzeiten des Vaters, der zwiſchen Bürgerlichen und Edelleuten in ſeiner Umgebung kaum einen Unterſchied gemacht hatte, und in der erſten Zeit nach dem Tode jenes trat das wenig hervor, liefert doch Detmold auch kaum das Material, um einen hocharistokratiſchen,

durch keinerlei bürgerliche Beimiſchung inſizirten Kreis herzuſtellen. Das ganze Land zählt nur wenige Junker, und die paar adeligen Cavaliere in der Reſidenz waren zum Theil mit der bürgerlichen Geſellſchaft durch lange Gewohnheit eng verwachſen. Aber ſeit der Verheirathung des Fürſten machte ſich ſeine Vorliebe für das Vollblut immer ſtärker geltend. In dieſem Punkte ſtimmten ſeine Neigungen mit denen ſeiner Gemahlin überein. Ein im fürſtlichen Stalle angeſtellter Herr von Unger, ehemaliger braunſchweigiſcher Referendar, Freiherr von Stietencron, ein aus Mecklenburg ſtammender, in Lippe anſäſſiger Junker, und der Hofjägermeiſter von Donop wurden die vertrauteſten und einflußreichſten Rathgeber des Fürſten. Unter ihrem Einfluß wurde der Entſchluß gefaßt, mit der Revolution völlig zu brechen. Auf den 20. Oktober 1852 berief der Fürſt den Landtag ein und ließ ihm die Zumuthung machen, in die Aufhebung des Wahlgeſetzes von 1849 und in die Reſtauration der Verfaſſung von 1836 zu willigen. Der Landtag lehnte das ab, und der Fürſt löſte ihn auf. Im März 1853 verkündete eine „Verordnung" dann die Wiederherſtellung der Verfaſſung von 1836.

Obwohl dieſe ſämmtlichen Verordnungen von einem Mitgliede der Regierung contraſignirt waren, ſo mag es immerhin richtig ſein, daß, wie das Gerücht ſagte, die Regierung die Rückkehr zur alten Verfaſſung mit Mißfallen und den Einfluß der die Perſon des Fürſten umgebenden Junker mit Beſorgniß anſah. Ja es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie direct von jenem Vorgehen abgerathen hat: die Junker indeß wußten auch gegen die Regierung Rath.

Unter dem 13. September 1853 erſchien in der Geſetzſammlung eine vom Regierungspräſidenten unterzeichnete fürſtliche Verordnung, wonach dem Regierungs-Collegium die Angelegenheiten des Aeußeren und des fürſtlichen Hauſes,

die Landtags- und Militärſachen, die Oberaufſicht über Juſtiz und Polizei, Kirche und Unterricht, Anſtellung der Staatsdiener, Recurs- und Gnadenſachen entzogen und einem „Cabinet“ übertragen wurden. Die Regierung war damit zu einer einfachen Verwaltungsbehörde degradirt. Und wer bildete dies Cabinet oder Cabinetsminiſterium, dem ſie den Platz räumen mußte? Der aus dem Stalle hervorgezogene Herr von Unger und ein Mann, deſſen Name ein Begriff geworden iſt, Dr. Laurenz Hannibal Fiſcher. Der letzte ward Miniſter, der erſte Secretär.

Das Regiment Hannibal Fiſcher iſt der zweite Act der lippiſchen Reaction. Er hat zwei Jahre gedauert, und ſein Verlauf iſt ziemlich bekannt. Nur wird er für gewöhnlich in ſo fern falſch beurtheilt, indem man ihn mehr als eine mit der Vergangenheit nicht im Zuſammenhang ſtehende Epiſode, denn als eine Fortſetzung anzuſehen pflegt. Allerdings iſt dieſe zweite Phaſe der Reaction von der vorangegangenen verſchieden, aber mehr der Quantität als der Qualität nach, mehr in Bezug auf die Perſonen, als in Bezug auf die Prinzipien, mehr in der Form als im Weſen.

Wir brauchen die rettenden Thaten Fiſcher's, die mit der Ausſchreibung der Wahlen für die Ständeverſammlung (am 13. Okt. 1853) — ein beim Bunde erhobener, natürlich erfolgloſer Proteſt des Landtagsausſchuſſes hatte dieſe Ausſchreibung verzögert — begannen, nicht im Detail zu verfolgen. Wer dieſelben in ihrer Totalität überblicken will, kann ſie nachleſen in Fiſcher's politiſchem Märtyrthum, wo er ſie in widerlicher Ausführlichkeit und mit ſervilem Behagen beſchreibt; für uns genügen einige kurze Bemerkungen über ſein ſchamloſes Treiben und deſſen Erfolge.

Fiſcher kam in's Land, durch Herrn von Stietencron dem Fürſten empfohlen. Der Junker mag zu der Empfehlung vielleicht gute Gründe gehabt haben, der Fürſt legte eine Probe

der größten Kurzsichtigkeit ab, wenn er diesen Menschen, in dem der gegen den Bundestag gehegte Haß und die auf demselben ruhende Verachtung zugleich so zu sagen Fleisch geworden waren, zum Cabinetsminister machte. „Ausländische" Beamte sind in Lippe überhaupt, wie wiederholt bemerkt ist, ungern gesehen, nun vollends ein solcher? — Fischer brachte den regsten Eifer und das weiteste Gewissen in seinen Herrendienst mit. Er bot ohne Zaudern die Hand zur gröbsten Gesetzlosigkeit. Mit dem Landtage von 1848 vereinbarte Gesetze, z. B. das Jagdgesetz, das über Hausuchungen, über Fidei-Commisse — wurden aufgehoben — ohne ständische Mitwirkung — per „Edict." So weit das Vorschreiten Fischer's negativer Art war, nahm man es im Lande geduldig hin. Aber der Cabinetsminister wollte auch eine schöpferische Thätigkeit entfalten, er hielt sich für einen Meister im Organisiren, wollte Alles umgestalten nach seinen confusen Begriffen von väterlichem Regimente, und er heckte täglich neue Pläne aus, obwohl er das Land und dessen Verhältnisse gar nicht kannte. So großen Anklang er damit beim Fürsten fand, so wenig bei der Büreaukratie. Zum Theil um der Beschaffenheit seiner Projecte willen, mehr jedoch um seiner Person willen. Hätte auch nicht der Gedanke, gerade von einem solchen berüchtigten Subjecte abhängig zu sein, jeden Beamten gewurmt, so genügten seine brüsken Manieren, sein aller büreaukratischen Regelmäßigkeit widersprechendes Verfahren, ihm seine Untergebenen zu Feinden zu machen. Die Mitglieder der degradirten Regierung ballten gegen ihn die Faust in der Tasche, gingen mit finstern Gesichtern umher und legten ihm Hindernisse in den Weg, wo sie konnten. Die Beamten der Landrentei machte er sich abhold, indem er dem Fürsten vorrechnete, daß demselben bei deren Verwaltung Hunderttausende verloren gingen. Das Obergericht wurde ihm aufsäßig, da er will-

kürlich und täppisch in die Rechtspflege eingriff. So wurde ihm von allen Seiten ein passiver Widerstand entgegengesetzt in den Geschäften. Was von den zu seiner Zeit verfügten Anordnungen ihm ganz ureigen gehört, dürfte sich schwer angeben lassen. Vielleicht die Heranziehung der Jesuiten und die Aufhebung der Kirchenordnung! In der Gesellschaft behandelte ihn mit Verachtung, wer es irgend wagen zu dürfen glaubte. Fischer scheint das Gefährliche seiner Stellung geahnt, und darum mitunter darnach gehascht zu haben, sich im Volke Popularität zu erwerben. Einige Verfügungen zu Gunsten armer Leute und Bemerkungen darüber in seinem Märtyrerthum deuten darauf hin. Er hat aber nie eine Popularität besessen.

Die Verhaftung Fischer's in Coburg ist allerdings der Anlaß, aber nicht der Grund seiner Entlassung gewesen. Flotten-Fischer taugte nicht zum Werkzeug einer Partei, dafür war er bei all seiner Devotion viel zu eitel, hing seinen eigenen Projecten nach und bestand zu sehr auf seinem Kopfe. Er war wohl im Stande, den schwachen Fürsten an sich zu fesseln, auf die Dauer aber konnte er sich mit der religiös-politischen Reaction, die ihn hergerufen und die den Fürsten umgab, nicht vertragen. Er befriedigte weder die Junker, noch die Betschwestern. Er hatte für beide Etwas gethan, aber er wollte nicht Alles thun, und das rechnete man ihm zur Schuld an. Jene nahmen es ihm übel; daß er auch den Ständen, in welchen sie die erste Curie bildeten, die entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung bestritt und beim Bundestage ein ihren Ansprüchen nicht günstiges Urtheil erwirkte. Diese verziehen es ihm nicht, daß er die von den Pietisten geforderte Einführung des Heidelberger Katechismus verweigerte. So wurde der Fürst nach der Coburger Katastrophe bestürmt, den Cabinetsminister zu entlassen. Und er willigte nach langem Schwanken darin ein.

Was das Cabinetsministerium Fischer noch zu thun übrig gelassen hatte, um aus dem Fürstenthum Lippe einen reactionären Musterstaat zu machen, das that das Cabinet Oheimb.

Herr von Oheimb, der Nachfolger Fischer's, ist auch ein Ausländer, ein Preuße, früher Regierungsassessor in Coblenz. Als ein echter Zögling der Manteuffel'schen Schule regierte er mit ähnlichen Mitteln, wie sein Vorgänger und in ähnlichen Gleisen, wie der, aber das Hauptfeld seiner Thätigkeit ist ein anderes. Auf dem politischen Gebiete haben die erste Phase der Reaction und die zweite das Meiste erledigt, Herr von Oheimb sucht seine Lorbeern vorzugsweise auf dem Gebiete der Kirche. Er ist der Raumer des Fürstenthums Lippe. Der Pietismus hat an ihm seinen treuesten Ritter. Im Uebrigen ist er von Flotten-Fischer auch darin verschieden, daß er enthaltsamer ist im Projectemachen und daß er die büreaukratischen Formen im gewöhnlichen Geschäftsgange nicht so muthwillig verletzt.

Die schreiendsten Gewaltthaten des Herrn v. Oheimb auf kirchlichem Gebiete sind die Beseitigung des Predigers Rudolf Kulemann und die Einführung des Heidelberger Katechismus gewesen. Der Erstere, als eidweigernder Landtagsabgeordneter schon früher erwähnt, stand bei der Reaction natürlich schlecht angeschrieben. Schon Fischer hatte einem wegen Verleumdung Kulemann's gerichtlich verurtheilten pietistischen Geistlichen die Strafe erlassen und denselben noch belobt, daß er in der Zeit der Revolution treu zu seinem Fürsten gestanden. Hr. von Oheimb schritt gegen Kulemann direct ein. Er ließ über denselben im Oktober 1856 plötzlich eine außerordentliche Kirchenvisitation verhängen, welche seine acht Jahre zuvor bei seiner Wahl zum Prediger in Lemgo angezweifelte Rechtgläubigkeit prü-

fen ſollte. Zur Ausführung dieſer Inquiſition berief Herr v. Oheimb die geeigneten Viſitatoren von auswärts her: zwei fanatiſche Pietiſten, Münchmeier aus dem Hannoverſchen, und Reiche aus Bückeburg; ein lippiſcher Pfaff, Heinrichs, von dem man vorausſetzen durfte, daß er ſich jeder Majorität anſchlöſſe, ward ihnen als drittes Commiſſionsmitglied beigegeben. Sie trafen in Lemgo ein; Kulemann ſtellte ſich ihnen nicht und proteſtirte gegen ein ſo componirtes Gericht. Die nichtswürdige Viſitations-Commiſſion forderte nun die Mitglieder ſeiner Gemeinde auf, Beſchwerden über ihren Prediger zu erheben. Nachdem 4—500 Perſonen, Männer und Frauen, erſchienen waren, um zu erklären, daß ſie keine Beſchwerden hätten, wandte man ſich an die aus Kulemann's Gemeinde ausgetretenen, der freien evangeliſchen Gemeinde des „erweckten" Pfarrer Steffann angehörigen Leute, um Klagpunkte zu finden. Was von ihnen ausgeſagt, wiſſen wir nicht. Inzwiſchen ließ ſich das lippiſche Conſiſtorium, — um das Herr v. Oheimb ſich ſonſt gar nicht kümmerte, obwohl es des beklagten Predigers zuſtändige Behörde war, — herbei, Kulemann zu ſuspendiren, und die Unterſuchung ſollte beginnen. Ehe es jedoch dazu kam, fand ſich der vielfach gehetzte, durch die Chicane ſeiner fanatiſchen Gegner und Amtsgenoſſen ermattete Mann mit Herrn v. Oheimb gütlich, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, ab. Er erklärte ſich gegen eine Penſion bereit, auf ſeine Predigerſtelle zu verzichten. Sie feilſchten eine Weile mit einander: endlich einigten ſie ſich über eine Penſion von 200 Thlr. und Kulemann verließ das Land, zu welchem Zweck ihm auch noch die Umzugskoſten vergütet wurden. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß dieſer verfolgte Mann nicht etwa ein Freigemeindler war, ſondern daß er nach theologiſcher Terminologie etwa als rationaler Supernaturaliſt zu claſſificiren ſein würde. Eine Schrift, worin er die Fragen, welche die Viſitatoren ihm

schriftlich vorgelegt, nachträglich freiwillig beantwortet hat, documentirt seine Gläubigkeit zur Genüge.

Wurde in diesem Falle freilich das Recht im Allgemeinen, aber doch nur in den Personen eines Predigers und einer Gemeinde verletzt, so kränkte Herr v. Oheimb in der Katechismusfrage die religiösen Gefühle der ungeheuren Mehrzahl der Prediger, der Volkslehrer, der ganzen Bevölkerung des Landes in nicht minder gewaltthätiger Weise. Im Fürstenthum Lippe ist seit langer Zeit ein den Namen des früheren um das Schulwesen hochverdienten Generalsuperintendenten Weerth tragendes Religionslehrbuch — der Weerth'sche Leitfaden — im Gebrauch. Er ist im Sinne eines gemäßigten Rationalismus geschrieben und hat seit Decennien die Galle der Pietisten erregt. In den vierziger Jahren bemühten sich schon die wenigen Geistlichen dieser Richtung um die Erlaubniß, den Heidelberger Katechismus an seine Stelle setzen zu dürfen, und Leitfaden und Katechismus waren in den Jahren der Revolution und der Reaction die Symbole oder Banner der Parteien. Herr v. Oheimb erledigte die Frage, indem er den Heidelberger Katechismus zum gemeingültigen Religionslehrbuch stempelte. Die Masse der Prediger, der Lehrer, der Gemeinden petitionirte oder protestirte. Alles vergeblich. Der Heidelberger Katechismus mit seiner wüsten Orthodoxie, seinen unfläthigen Verfluchungen ist im Schul- und Confirmanden-Unterricht eingeführt.

Diesen einzelnen Gewaltthaten entsprechend führt Herr v. Oheimb sein Regiment überhaupt. An die Spitze des Schullehrer-Seminars hat er eben jenen Geistlichen gestellt, der den Pastor Rudolf Kulemann verleumdet hatte und, deßhalb verurtheilt, von Fischer begnadigt war und hat denselben zugleich in's Consistorium geschoben. Aber der Cabi-

netsminiſter weiß wohl, daß er in Lippe ſelbſt nicht genug gefügige und paſſende Werkzeuge finden kann, welche ſeinen Intentionen dienen. Er beruft alſo ſeiner würdige Genoſſen aus dem Auslande. Als Conſiſtorialpräſident fungirt ein College von ihm, Herr de la Croix, ehemaliger Regierungsreferendar zu Coblenz, und dieſer ſchuhriegelt nach den Eingebungen ſeines Meſchores, des Conſiſtorialſchreibers Düſterſiek, die Geiſtlichkeit und die Lehrer des Landes, die mit wenigen Ausnahmen im Stillen gute Rationaliſten geblieben ſind. Ein Adept der Kreuzzeitungspartei nach dem andern iſt aus Preußen oder Kurheſſen verſchrieben. Ein einflußreicher Poſten nach dem andern wird mit ſolchen oder mit den wenigen einheimiſchen Parteigängern des Pietismus beſetzt.

Und wie verhält ſich das Land dieſem geſetzloſen Treiben, dieſer ſchnöden Willkür gegenüber? Es iſt nicht zu leugnen, daß der Pietismus einige Fortſchritte auch in der lippiſchen Bevölkerung gemacht hat. In einem ſo iſolirten Mikrokosmus wie Lippe, wo dem Denken der einfachen Menſchen ſo wenige Objecte zu Gebote ſtehen, wo die Neigung, ſich hervorzuthun, ſo wenig Spielraum findet, herrſcht für die Dogmatik ein größeres Intereſſe als anderswo. Man ſtreitet ſich in den Dörfern, Flecken und Städten des Teutoburger Waldes in der That noch um den Sinn und Wortlaut Pauliniſcher Epiſteln, um die Dreieinigkeit und das Verhältniß des Sohnes zum Vater u. dergl. mehr. Dazu kommt, daß es ſeine Vortheile hat, dem Pietismus zu huldigen, und daß es einen Reiz auf den armen Mann übt, in der Betſtunde ſich mit dem Vornehmſten gleichgeſtellt — mit ihm ſich demüthigend vor Gott — zu ſehen. Aber die Maſſe der Bevölkerung knirſcht mit den Zähnen über dieſes Regiment. In dem Haß dagegen ſind — mit Ausnahme der kleinen pietiſtiſchen Partei — Alle einig. Die Mitglieder der Regierung ver-

fluchen es ebenſo gut wie die Anhänger der Demokratie. Man gehorcht, wo man nicht anders kann, man leiſtet keinen activen Widerſtand, aber man rächt ſich durch paſſiven Widerſtand, wo nur irgend möglich. Die fremden Beamten, die Fiſcher und Oheimb in's Land gezogen haben, ſind ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes, man nennt ſie höhniſch die Fremdenlegion, man erzählt ſich ſchadenfroh Geſchichten von ihrer Unfähigkeit, ſich heimlich ärgernd, daß man dieſe Leute doch ernähren muß. Aber wie geſagt, — eine active Oppoſition exiſtirt in Lippe nicht. Die Landſtände, welche 1853 von den Todten erweckt wurden, machen, wenn es hoch kommt, eine Oppoſition um des Kaiſers Bart. Etwa ſo wie zu Fiſcher's Zeit, wo er ihnen vorſchlug, das Budget en bloc zu bewilligen, und ſie dies ablehnend vier Wochen beriethen, um endlich doch das Ganze zu genehmigen. Die Ritter, welche 1848 auf ihre Privilegien verzichteten, nehmen das Vorrecht der Abſtimmung nach Curien wieder in Anſpruch. Auch in der zweiten und dritten Curie des Landtags, die die Städte und das platte Land vertreten, ſitzen nur ſehr zahme Leute, die die Fauſt in der Taſche ballen wie alle andern, aber keinen energiſchen Widerſtand wagen. Wenn die Stände zur fürſtlichen Tafel geladen werden, weiſ't man, Vertreter des Adels und der Bürger und Bauern abſondernd, den letzteren den Platz am Katzentiſch an. Sie laſſen ſich das ruhig gefallen. Dem Bruder des Fürſten, dem Prinzen Woldemar, der ſich verheirathete, haben ſie ein reichliches Jahrgeld bewilligt, und man ſagte ihnen nach, ſie hätten das ſogar mit einer Art von patriotiſcher Begeiſterung gethan, da die Heirath bei der Kinderloſigzeit des Fürſten die Hoffnung auf Erhaltung des lippiſchen Regentenſtammes gewährte. Wirklich oppoſitionelle Elemente weiß das Cabinet übrigens von vorn herein aus dem Landtage fern zu halten. Vor einigen Jahren, als die Stadt

Horn ihren Richter, Hausmann, in die Ständeversammlung wählte, erklärte sich dieser, die factische Beseitigung der Gesetze von 1849 anerkennend, bereit, die Wahl anzunehmen. Obwohl er alle gesetzlichen Eigenschaften besaß, und den Ständeeid abzulegen sich erbot, bestätigte das Cabinet die Wahl nicht. Es deducirte, er habe durch die Verweigerung des Huldigungseides die zu einem Deputirten erforderliche Qualität ein für allemal verloren, und die Landstände selbst, auf den Gedanken der Regierung eingehend, wußten ihm keinen bessern Rath zu ertheilen, als dem Fürsten seine Reue auszusprechen. Der Ehrenmann hat den Rath nicht beantwortet. — Auch die Octroyirung des Katechismus hat keinen ernstlichen Widerstand gefunden. Alles hat sich gefügt. Keine Gemeinde, kein Prediger, kein Lehrer, kein Privatmann hat dem allmächtigen Cabinet offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen gewagt. Mit Murren und Sträuben ist der Katechismus gekauft und benutzt, — aber gekauft und benutzt wird er doch.

Die Bevölkerung Lippe's ist in eine dumpfe Resignation versunken: sie läßt geschehen, was geschieht. Sie betrachtet die in vollständiges Geheimniß gehüllte Verwaltung der Landrentei, die schwerfälligen, alten Formen der Justiz, die Lähmung des industriellen Aufschwungs, die Aussaugung des Landes durch Fremde höchstens mit Ironie*), — denn sie hat auch nicht die mindeste Aussicht auf eine Aenderung im gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Diese Fremdenlegion läßt sich auch bei einem Regierungswechsel nicht mehr beseitigen, schon

*) Im Jahre 1860 wurde ein Anwohner des lippischen Forstes von Beamten neben einem getödteten Hirsche angetroffen. Der Anwalt desselben erwirkte zu allgemeinem Erstaunen ein freisprechendes Urtheil. Aber das ganze Land jubelte auf, daß dem strengen Gesetze über Wildfrevel ein Schnippchen geschlagen war. — Solche Dinge sind die „Freuden" der Lipper.

die Rückſicht auf die unerſchwinglichen Penſionen läßt den Gedanken nicht aufkommen. Lippe kann nur noch Etwas erwarten von extraordinären Ereigniſſen. Und in der That iſt der Gedanke an eine Mediatiſirung, an eine Annexion an Preußen, nirgends ſo populär als da. In dieſer Beziehung hat ſich die Stimmung ſeit 1848 merkwürdig verändert. Was damals die Stadtverordneten von Lemgo der Nationalverſammlung in Frankfurt ausſprachen, würden heut, wenn man vor üblen Folgen eine Gewähr gäbe, 90 Procent der Bewohner des ganzen Landes unterſchreiben. Die Pietät gegen die fürſtliche Familie iſt ganz erſtorben. Den Fürſten ſelbſt beurtheilt man nach ſeinen Cabinetsminiſtern Fiſcher und Oheimb, und wie das Urtheil darnach lautet, braucht nicht ausgeführt zu werden. Was im Uebrigen von eigenen Aeußerungen deſſelben im Lande umläuft, dient nicht, die Antipathie gegen ihn zu mildern*).

Die Fürſtin hängt Paſſionen nach, die ſehr verſchiedener Natur, aber gleich unpopulär ſind unter den Lippern. Sie trägt ihre Sympathie für den Pietismus offen zur Schau, und macht die Exercitien deſſelben mit. Sie beſucht Buß- und Betſtunden und pilgerte im vorigen Jahre zum Grabe eines pietiſtiſchen Heiligen, eines Bauern, und pflanzte Blumen auf deſſen Gruft. Auf der andern Seite fröhnt ſie der

*) Eine Anekdote mag zum Beleg dienen. Vor nicht zu langer Zeit befand ſich ein Maler in Detmold, der bei Hofe zu thun hatte. Eines Tages brauchte er gewiſſe Farben und erkundigte ſich nach einem Telegraphenbüreau, um dieſelben eilig zu beſtellen. Man gab ihm zur Antwort, ein ſolches Büreau exiſtire in Detmold nicht. Als der Maler das nächſte Mal zur Tafel geladen war, fragte er den Fürſten, wie es komme, daß Detmold keine Telegraphenverbindung habe. Der Fürſt erwiderte: Ich liebe derartige Einrichtungen der Neuzeit nicht, ſie führen revolutionäre Ideen herbei, von denen ich mein Land rein halten möchte. Es kann ſein, daß das auf die Dauer nicht möglich iſt, aber wenigſtens will ich thun, was ich kann.

noblen Paſſion der Parforce-Jagd. Bei Lippſpringe, auf der preußiſch-lippiſchen Grenze iſt zu dieſem Zwecke ein großes Areal zuſammengepachtet, ein Piqueur mit 1000 Thlr. Gehalt angeſtellt, der hundert Hunde unter ſeiner Aufſicht hat. Der Herzog von Naſſau, lippiſche Prinzen und weſtphäliſche Edelleute kommen dort zuſammen und hetzen die armen Haſen zu Tode. Die Fürſtin macht dies grauſame Spiel mit.

Der Bruder des Fürſten, Woldemar hat in der preußiſchen Garde gedient wie jener und theilt die politiſche Richtung deſſelben. Die jüngeren Brüder treiben ſich im Auslande umher.

Lippe iſt ein widerſtandloſes und hoffnungsloſes Opfer der rothen Reaction, es iſt nichts als ein Aſyl der Manteuffel-Raumer'ſchen Sippſchaft. Wie lange wird Deutſchland dieſer Sippe die bequeme Freiſtätte laſſen? —

Gotthold Ephraim Lessing.

Von

F. Lassalle.

Gotthold Ephraim Lessing.

1. Lessing vom culturhistorischen Standpunkt.
2. G. E. Lessing's Leben und Werke, von Adolph Stahr. Berlin bei Guttentag, 2 Bde.*)

Wir leben in einer Epigonenzeit, und grade zu ihrer Ueberwindung läßt sich gegenwärtig schwerlich Besseres in ihr thun, als uns in die leuchtenden und abgeschlossenen Gestalten unserer größeren Vorfahren zu vertiefen und in ihnen Sammlung und Stärkung, Gewißheit unseres nationalen Berufs und Auffrischung unseres nationalen Genius zu suchen.

Dies ist auch der mehr oder weniger instinctive Grund, der die literarische Production unserer Zeit so überwiegend auf das Ende des vorigen Jahrhunderts, auf den unvergänglichen Ruhm unserer Göthe- und Schillerperiode zurückwirft. Aber so glänzend diese war, sie war selbst nur wieder das Entwicklungsresultat der ihr voraufgehenden Epoche, und diese ist es, welcher der Lorbeer gebührt, Deutschland aus der unsäglichen geistigen Verdumpfung gerissen zu haben, in die es seit dem westphälischen Frieden, fast ein volles Jahrhundert, versunken war. — Die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die Periode, von der wir

*) Wir bemerken, daß der nachfolgende Aufsatz bereits im November 1858 kurz nach dem Erscheinen von Stahr's „Lessing's Leben und Werke," welches uns zu demselben den äußern Anlaß gab, von uns niedergeschrieben worden ist, seine Veröffentlichung aber damals unterblieb.

Der Verfasser.

ſprechen, und in zwei Männer faßt ſie ſich ganz und gar zuſammen, die, wie ſehr auch getrennt durch Stellung und Verhältniſſe, wie ſehr auch einander entgegengeſetzt durch Bildung und Geſchmack, durch Neigung und Richtung, dennoch nur einen und denſelben Zeitgedanken in der ſo verſchiedenen Sphäre ihrer Thätigkeit verwirklichen: — Friedrich der Große und Leſſing.

Von beiden pflegt man zu ſagen, daß ſie ihrer Zeit unendlich überlegen geweſen ſeien. Aber ſeiner Zeit noch ſo weit überlegen ſein, heißt nur: ſie zum vollſtändigſten Ausdruck bringen! —

Werfen wir einen Blick auf das Charakteriſtiſche jener Epoche, ſo liegt dies in Frankreich wie Deutſchland übereinſtimmend darin, daß eine Wirklichkeit vorgefunden wird, welche, nach allen Seiten hin ein unlebendiges und verknöchertes Product vergangener Jahrhunderte, dem Individuum nirgends die Möglichkeit eines Eingreifens in dieſelbe, einer Bethätigung ſeiner eigenen Lebendigkeit und ſeiner geänderten Bedürfniſſe geſtattet. Hergebrachte, mit der damaligen Gegenwart ſelbſt in keinerlei Zuſammenhang mehr ſtehende Formen beherrſchen alle Gebiete des Daſeins, ſind in Staat und Religion, in Kunſt und bürgerlichem Leben die allein gültigen, unantaſtbaren Normen, die jeden lebendigen Trieb im Voraus erſticken und Allem, was geſchieht, dieſe ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie eines altgebornen philiſtröſen Zopfthums geben, welche in Deutſchland jene Periode kennzeichnet.

Bei einem ſolchen Tode des Geiſtes iſt die ihn in ſeinem Innerſten beſchäftigende Frage nur die eine: ob er das Grabgewölbe ſeiner Wirklichkeit wird ſprengen können, oder ob er in dieſer Verſteinerung verharren muß, durch kein entzauberndes Wort zu neuem Leben, zu neuem Rechte auf ſich ſelbſt erweckt.

In Frankreich war dieſe Spannung gegen das Gewordene eine ſo ungeheure und comprimirte, daß man eben deshalb ſogar mit dem Begriff der Geſchichte und ihrer Entwickelung überhaupt (Civiliſation) gänzlich brach und auf den Naturzuſtand des Subjects als das dagegen Wahre und Höhere zurückgehen wollte. (Rouſſeau.) Und eben weil in Frankreich keine beſtehende Macht von oben herab dieſen Umſchwung vollzog, iſt er dort in der Wirklichkeit ſpäter zum Durchbruch gekommen, aber deshalb auch von um ſo gründlicheren Conſequenzen begleitet geweſen.

In Deutſchland war es Friedrich der Große, welcher in ſeiner Auflehnung gegen alle hiſtoriſchen Machtverhältniſſe, gegen Kaiſer und Reich, dieſen Umſchwung in die Hand nahm. Das war kein Krieg im gewöhnlichen Sinne, in dem es ſich nur um die gleichgültige Frage handelte, ob ein Landſtrich dieſem oder jenem Fürſten gehören ſolle, das war eine — Inſurrection, welche der Marquis von Brandenburg, wie er am Hofe der Madame von Pompadour genannt wurde, gegen die Kaiſerfamilie, gegen alle Formen und Ueberlieferungen des deutſchen Reichs, ja gegen den einmüthigen Willen des europäiſchen Continents unternahm, eine Inſurrection, die er durchkämpfte wie ein ächter, auf ſich ſelbſt geſtellter Revolutionär, das Gift in der Taſche! Und gleichſam damit auch in den Formalien nichts fehle, was dazu dienen konnte, die Bedeutung des großen Kampfes in ſein rechtes Licht zu ſtellen, unterließ es das deutſche Reich eben ſo wenig ſeinen Achtprozeß gegen Friedrich zu ſchleudern, als es deſſen Geſandter in Regensburg unterließ, den die Inſinuation beſorgenden Reichstagsboten unter dem Beifallklatſchen von ganz Deutſchland die Treppe hinunterwerfen zu laſſen.

Es ſollte ſich jetzt zeigen, ob die Gegenwart die Kraft noch beſitze, die hiſtoriſche Wirklichkeit nach eigenem Willen

wieder in Fluß zu bringen, oder ob ſie ſich für immer verloren geben müſſe an das verknöcherte Gebäude eines überlebten Staatszuſtandes.

Und es zeigte ſich! Als der Hubertsburger Friede geſchloſſen wurde, hätte der deutſche Kaiſer der Sache nach bereits ganz eben ſo gut die deutſche Kaiſerkrone niederlegen und die Auflöſung des Reichs proclamiren können, wie er dies ungefähr 40 Jahre ſpäter bei der Stiftung des Rheinbundes wirklich that.

Die Ohnmacht des Beſtehenden war dargethan, die Mumiendecken waren von dem Leichnam des deutſchen Reichs geriſſen worden. Das Ueberlieferte war als todt und machtlos nachgewieſen — ein neues Leben mußte beginnen.

Blos von dieſer *inſurrectionellen* Bedeutung ſeines Kampfes aus läßt ſich der Zauber begreifen, den die Erhebung Friedrich's auch außerhalb ſeiner Staaten, und trotz der Gräuel und Laſten des Kriegs, auf das ganze zujauchzende Deutſchland ausübte.

Wie in Rußland am Oſterfeſte die Begrüßung iſt: „Chriſt iſt erſtanden!“ und die Antwort hierauf: „Ja wahrhaftig, er iſt erſtanden!“ ſo ging ein ſolches aufjubelndes Gefühl erlöſender Auferſtehung durch die erſtaunten Länder. Der Alp war geſtürzt, der ſo lange das Leben zuſammengeſchnürt hatte. Es gab wieder eine *Gegenwart*, eine nicht mehr nur hiſtoriſche, eine *neue*, eine *ſelbſterworbene* Lage der Dinge!

Und es verminderte die intenſive Macht dieſes Dranges in nichts, es verallgemeinerte nur ſeine Anſteckung, wenn er, wie faſt ſtets nothwendig, in Zuſchauern und Acteuren des großen Erſtehungsdramas mehr oder weniger unklar über ſeinen eigenen Inhalt und ſeine nothwendigen Folgen wie ein geiſtiger Inſtinkt, wie eine die Einzelnen unbewußt durchdringende Atmoſphäre wirkte. Die Worte, mit denen

ſich Leſſing's Major von Tellheim darüber rechtfertigt, Dienſte unter Friedrich dem Großen genommen zu haben: „Ich ward Soldat, aus Parteilichkeit, ich weiß ſelbſt nicht für welche politiſche Grundſätze“ — ſo konnte damals eben ſo ſehr das ganze beifallklatſchende Europa ſich ſelber antworten, wenn es ſich um den innerſten Grund dieſes Beifalls hätte fragen wollen. Und merkwürdig ähnlich im Hauptpunkt ſchreibt Friedrich der Große ſelbſt, ſchon als er ſich in den erſten ſchleſiſchen Krieg begiebt, an ſeinen Freund Jordan: „Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaften, Begierde nach Ruhm, ſelbſt, um Dir nichts zu verhehlen, Neugierde und endlich ein geheimer Inſtinkt haben mich der ſanften Ruhe, die ich genoß, entriſſen.“ (H. W. VIII. S. 85.)

Auch die Reformen Friedrich's im Innern ſind nur die nothwendigen Folgen der hier aufgezeigten Bedeutung ſeiner Erhebung, und die Aufklärung, wie man jene Periode zu bezeichnen pflegt, iſt überhaupt nichts anderes als: die zum Bewußtſein gekommene Ueberlegenheit des Subjects über die Welt ſeiner Ueberlieferungen. War dieſe zum Prinzip proclamirt, auf welchem das Beſtehen des Staates nach Außen beruhte, ſo mußte ſie ſich auch nun von ſelbſt in dem Innern des Staats und der Verwaltung durchführen. —

Aber alles Revolutioniren in der äußern Wirklichkeit bleibt ſelbſt äußerlich und verläuft im Sande, wenn es dem Geiſt nicht gelingt, eben ſo ſehr mit der hiſtoriſch überlieferten Welt des geiſtigen Innern fertig zu werden, ſein neues Princip durch alle ihre Inſtanzen und Gebiete durchzuführen und ſie von neuem aus ihm aufzubauen.

Und hierzu erfand die Geſchichte — Leſſing.

Wir ſagen, ſie erfand ihn. Denn gleichwie ein Inſtrument in ſeiner Einrichtung und Geſtaltung im Voraus

die Zwecke und Functionen an ſich trägt, die es vollbringen ſoll, ſo lagen in dieſer merkwürdigen und reichen Natur alle die gewaltigen und ſich ſcheinbar widerſprechenden Eigenſchaften vereinigt, dieſe Friſche und dieſer vor keinem Bücherſtaub zurückſchreckende Wiſſensdurſt, dieſer unmittelbare Schönheitsſinn, und dieſer Trieb des tiefſten begrifflichen Denkens, dieſe Allſeitigkeit und dieſe Fähigkeit, ſich in jedes Einzelne ſo zu vertiefen, als wenn es Alles wäre, dieſe zerſchmetternde Stärke der Perſönlichkeit und dieſer Haß gegen alle Willkür derſelben, dieſe weſentlich kritiſche Richtung und dieſe Fähigkeit, die Kritik zum eigenen poſitiven Schaffen ſteigern zu können, — deren Vereinigung allein ihn befähigte, zu werden, was er ward: der ſiegreiche Revolutionär im Reiche des Geiſtes, der Rächer und Wiederherſteller der untergegangenen Präſenz des lebendigen Selbſtbewußtſeins in Literatur, Kunſt, Religion, Ethik, Geſchichte.

An dem Faden *dieſes Einen Begriffs*, das Prinzip der lebendigen Präſenz des Selbſtbewußtſeins und ſeiner treibenden Innerlichkeit zum Durchbruch zu bringen in allen Adern der geiſtigen Welt, die nicht weniger als die äußere von todten Ueberlieferungen beherrſcht, von äußerlichen Normen und dem Formelkram einer um allen inneren Zuſammenhang mit der Gegenwart gekommenen Vergangenheit eingeſchnürt und erdrückt war, — an dieſem Faden hängt die geſammte Thätigkeit Leſſing's; alle ſeine ſo mannigfaltigen Productionen ſind nur Radien dieſem einheitlichen Centralpunkt entfloſſen. Was jetzt gelten ſoll, muß ſich dem Subjecte durch ſich ſelbſt bewähren, und dieſe Bewährung liegt nur *darin*, daß es der *eigenen innern Natur des Subjects entſpricht*. Leſſing iſt nichts anderes als der *weltliche Luther*, als der durch keine *religiöſe Vorausſetzung mehr beſchränkte*

Luther. Die unmittelbare innere Gewißheit des Glaubens ſchlägt daher hier in die entwickelte innere Gewißheit verſtändigen Denkens um. Das Testimonium spiritus sancti wird hier zum immanenten Selbſtbewußtſein des Subjects, zu ſeinem eigenen verſtändigen Begriff von der Sache.

Und eben deshalb iſt Leſſing nichts anderes als — wir ſchreiben dies Wort nieder ganz unbekümmert um alles etwaige Naſenrümpfen, — der größere Luther, der dort das Gebiet der Religion nicht weniger als alle andern Felder des Geiſtes ſeinem neuen Begriffe unterwarf.

Zuerſt ging es an das Drama. Hier herrſchte im ungeſtörten Alleinbeſitz die franzöſirte antike Tragödie. Die Regeln des gleich einem Kirchenvater kanoniſirten Ariſtoteles waren in dem ſeichteſten Formalismus verkommen. Stoffe, die einer fernen, in ihrem innerſten Weſen nicht mehr verſtandenen Vergangenheit entnommen waren, ſollten das Künſtmonopol haben, die tragiſche Erſchütterung hervorzubringen. — Es war nicht zweifelhaft, in welcher Weiſe ſich die geſchilderte Richtung zu dieſer Verſteinerung des Tragiſchen verhalten mußte. Es war nicht zweifelhaft, aber darum nicht weniger eine weltbewegende That. An Stelle jenes überlebten formellen Kanons ſetzte Leſſing ſeine auf den innern Begriff der tragiſchen Kunſt zurückgehende Kritik derſelben, die ihn zu dem Reſultate brachte, daß der um die Regeln des Ariſtoteles ſo unbekümmerte Shakeſpeare dem wahren Weſen der antiken Tragödie näher ſtehe als die Franzoſen; an Stelle der Corneille-Racine-Voltaire'ſchen Tragödie ſetzte er das bürgerliche Drama, und zunächſt Miß Sara Sampſon. Die gegenwärtige Welt des Geiſtes, — das iſt der weltbewegende Charakter dieſer That — dieſe lebendige Quelle ſeiner Leiden und Freuden, ſollte vom Geiſte auch im Gebiete der tragiſchen Kunſt ſich

erobert, die tragiſche Kunſt zur Darſtellung ſeines ihn bewegenden und erfüllenden gegenwärtigen Inhalts umgeſtaltet werden. Man muß bei dem „bürgerlichen Drama“ bei Leſſing an nichts weniger denken, als an die geiſtloſe Verſumpfung, in welche dieſer Begriff ſpäter in der Iffland'ſchen Periode verfiel. Bei Leſſing handelt es ſich ſtets um die großen Gegenſätze des Geiſtes, um ſeine reellen und wahren Intereſſen. Minna von Barnhelm iſt bereits ein politiſches Drama. Bis vor Kurzem noch lag unſere heutige Bühne unter dem Drucke eines Verbots, welches nicht geſtattete, Fürſten des preußiſchen Regentenhauſes auf die Bretter zu bringen. Nun, in Minna von Barnhelm iſt bereits nicht die Perſon, aber der Geiſt Friedrich des Großen, ſeine Regierungshandlungen und Maximen, der ſiebenjährige Krieg, der Gegenſatz zwiſchen Sachſen und Preußen, der ganze Charakter und die Lebensluft jener Periode, wie ſie durch das große Ereigniß des eben beendigten Kriegs beſtimmt war, in Scene geſetzt und auf die Bühne gebracht. (Man vergleiche die ſchöne Ausführung Stahr's hierüber, Band I. p. 216—222.) —

Selbſt die Proſa, welche Leſſing in Minna von Barnhelm und der Emilia Galotti zur Sprache des Dramas machte, ſpäter übrigens im Nathan ſelbſt wieder aufgab, war damals dem ſteifen Alexandriner gegenüber ein Fortſchritt, war eine durch jenes inhaltliche Princip ſelbſt hervorgebrachte Form. Es war die Sprache der realen Natürlichkeit, die nur für den Inhalt der Gegenwart, unmöglich für eine nothwendig auf Stelzen einherſchreitende Heroen- und Götterwelt gebraucht werden konnte. —

Von dieſem Prinzip der geiſtigen Gegenwärtigkeit als der allein bewegenden Seele des Dramas iſt Leſſing nie wieder abgegangen. Jener bis aufs Aeußerſte getriebene Conflict zwiſchen der inneren Freiheit des Sub-

jects, ſeinem Recht auf Selbſtändigkeit und Ehre, und einer äußeren Uebermacht, welcher in Emilia Galotti ſpielt und zuletzt in ächt römiſch-republikaniſcher Weiſe mit einem Selbſtmord Seitens der Helden, ja mit einem Morde des eigenen Kindes, als dem höchſten Triumphe der unbeſiegbaren Freiheit und Selbſtbeſtimmung der Perſon endet, — dieſer Conflict hätte damals ebenſogut in jedem kleinen deutſchen Fürſtenthume ſpielen können. Und wie ſchön hat Leſſing in dem Prinzen dieſe moderne Fürſtennatur, die im Unterſchiede von der alten Tyrannis nichts ſelbſt verſchuldet, ſondern in heuchleriſcher Selbſtbelügung Alles dem Diener aufbürdet, zu ſchildern gewußt!

Vom Nathan, der drei Religionen dramatiſirt, bedarf es vollends keiner Bemerkung, wie er nur den innerſten Geiſt der Zeit zu ſeinem Inhalt hat, und hier wie in jedem Leſſing'ſchen Drama iſt es immer nur der volle Werth des auf ſich ſelbſt geſtellten, von Geburt, Religion, Lage, Gunſt der Großen und allen objectiven Umſtänden unabhängigen Selbſtbewußtſeins, welcher gefeiert wird.

Leſſing iſt daher par excellence der Dichter der humanen Idee. Brechen ſeine Helden auch noch nicht wie Tell zur äußern Freiheit durch, — obgleich Leſſing auch hierzu ſchon in den Fragmenten des Spartacus und des Henzi den Anlauf nahm — ſo verſtehen ſie es dafür meiſterhaft, ſich in ihrer innern zu behaupten. Ja ſogar ſcheinbar abweichende Züge ſtimmen hiermit überein. So iſt aufgefallen, daß Leſſing wiederholt mit Vorliebe den Soldatenſtand, im Tellheim wie in Odoardo Galotti, gefeiert hat. Aber der Soldatenſtand iſt in der That derjenige, der, wenn ihn nicht beſondere hiſtoriſche Verhältniſſe in einen Gegenſatz zum Land und dadurch in eine culturfeindliche Stellung werfen, vorzüglich geeignet, individuelle Tüchtig-

keit und Selbständigkeit zu erzeugen. Im Felde, wie Schiller sagt:

„— Da steht kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein."

Klar genug spricht sich Tellheim darüber aus, wenn er sagt, daß er Soldat ward — „aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit Allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen, Kälte und Entschlossenheit zu lernen." Es ist der ächte Lessing'sche Begriff der selbständigen Persönlichkeit, der uns hier entgegentritt. —

Wie klar bewußt sich Lessing über sein treibendes Prinzip in der tragischen Kunst war, wie warm durchdrungen er war von dem Begriff des nationalpolitischen Dramas als der intensivsten Steigerung, zu welcher es die geistige Gegenwärtigkeit des dramatischen Conflicts in der Gemüthswelt der Hörer zu bringen vermag, wie er in diesem höchsten Inhalt der geistigen Interessen die Macht und den Stoff sieht, die am tiefsten das Individuum zu bewegen und zu ergreifen haben, spricht sich vielleicht am deutlichsten in seinen Aeußerungen über Du Belloy's „Belagerung von Calais" aus, ein Stück, welches damals ein so großes Aufsehn in Frankreich erregt hatte. „Wenn es dies Stück nicht verdiente," sagt Lessing, „daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dies Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Thaten seiner Vorfahren ihren Eindruck nicht verloren haben, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um das sich nur geschäftige Müßiggänger kümmern. —

Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stück noch hinter den Franzosen! Es grade herauszusagen, wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren. — — Man erkenne es immerhin für französische Eitelkeit. Wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu einer solchen Eitelkeit fähig sein werden*)!"

Und es ist wieder nur eine — und eine wie deutliche — Consequenz seines oben entwickelten Prinzips, wenn er anderwärts und über ein andres Gebiet den gewaltigen Satz aufstellt, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukomme, „der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt." —

Vom Drama war nur ein Schritt zur Kunst überhaupt. Was bei den Franzosen das große Wort in der Aesthetik jener Zeit führte, war „der gute Geschmack," dies reine willkürliche Belieben, das noch heute unsere sogenannte gebildete Gesellschaft beherrscht. Und da bei der reinen Willkür niemals stehen geblieben werden kann, da sie ferner als das selber der Sache Aeußerliche sich wieder nur an Aeußerlichkeiten hinverlieren kann, so erforderte „der gute Geschmack" wieder „die Muster." Die Willkür des einen hatte zu ihrer nothwendigen Folge die Aeußerlichkeit der andern.

So war es in letzter Instanz auch hier wieder das Aeußerliche, das Gegebene als solches, welches die Kunst überhaupt beherrschte, die eben dadurch jeder immanenten Gliederung nach ihrem innern Begriff entnommen war. Die Classiker, besonders Homer, galten einmal für „solche Muster" im Reiche des Schönen, und so war denn durch diese Aeußerlichkeit der Geschmackswillkür und ihrer Muster die confuseste Verwirrung in den

*) Lessing's W. B. VII. S. 79. Maltzahn'sche Ausgabe.

Gebieten dieſes weiten Reiches eingetreten. Was für das Eine galt, ſollte unterſchiedslos auch für das Andere gelten. In blendenden Antitheſen wurde die Poeſie aufgefaßt als eine „redende Malerei,“ die Malerei als eine „ſtumme Poeſie.“ Das Weſen der beſtimmten Künſte und damit nothwendig der Begriff des Schönen überhaupt war verloren gegangen.

Leſſing wurde die Willkür des guten Geſchmacks und die Aeußerlichkeit der Muſter zugleich los, indem er auf den Begriffsunterſchied der redenden und der bildenden Künſte zurückging, grade hiermit den Begriff des Schönen der beſtimmten Kunſt, und ſomit den des Kunſtſchönen überhaupt entwickelte.

Dieſe That, die Leſſing in ſeinem Laokoon vollzog, war eine der folgenſchwerſten für die Entwickelung des deutſchen Geiſtes, ſie war nicht weniger im höchſten Sinne hiſtoriſch und revolutionär als ſeine andern Thaten. Auch das Schöne wurde hierdurch der Aeußerlichkeit und Poſitivität, der Jenſeitigkeit überhaupt entriſſen, in welcher es bis dahin noch für den Gedanken vorhanden war, und welche es, als die Sphäre der Sinnlichkeit, der unmittelbaren Wirkung auf Gefühl und Empfindung u. ſ. w. ſogar nothwendig an ſich zu haben ſchien. Das Schöne war in die Innerlichkeit des Denkens zurückgeführt, war verinnerlicht worden. Oder der Gedanke hatte jetzt auch die angebliche Jenſeitigkeit und Selbſtändigkeit durchbrochen, welche dem Schönen um ſeiner Sinnlichkeit willen zukommen ſollte. Er war ſelbſt dieſer Sphäre der Unmittelbarkeit gegenüber in ſein Souveränetätsrecht eingeſetzt, er war als die beſtimmende Seele des Sinnlich-Schönen nachgewieſen.

Hierdurch iſt Leſſing nicht nur Kritiker und Kunſtrichter, er iſt der Vater und Schöpfer der modernen Kunſtphiloſophie überhaupt geworden. Und wenn heutzutage nicht nur von

unſerer gebildeten Welt, ſondern ſelbſt von unſern Kritikern ſo häufig noch der Standpunkt feſtgehalten wird, daß der Gedanke an das concrete Schöne „nicht heran kann," wenn man ſich noch heutzutage nur allzuoft — wie Leſſing im edlen Zorne ſagt — „beim Pöbel wie bei den Gelehrten mit dem elenden Sprüchwort begnügt, daß man über den Geſchmack nicht ſtreiten könne," wenn alſo auch für dieſe Alle Leſſing nicht geſchrieben hat, ſo hat der deutſche Geiſt doch nichts deſtoweniger mit dem Leſſing'ſchen Erbtheil zu wuchern gewußt, und eine das geſammte Gebiet des Schönen zu einem ſyſtematiſchen Organismus des Begriffs gliedernde, die poſitiven Geſtaltungen des Geiſtes der Freude ſeines eigenen Selbſtverſtändniſſes erſt erſchließende Kunſtphiloſophie iſt die glorreiche Folge des glorreichen Schrittes geweſen, den jener Eroberer auch auf dieſem Felde des Geiſtes gemacht hat. —

Und die Fahne des Gedankens in der Hand, getrieben von dem Feuer ſeines Begriffs, immer weiter ſtürmte er von Schanze zu Schanze gegen alle Poſitionen der geiſtigen Welt! Faſt war das Intereſſe an jeder einzelnen mit der Breſche verloren, die er ſiegreich in ſie geſchoſſen hatte. Von der Kunſt trieb es ihn zur Religion. —

Der Proteſtantismus beruht auf der Vorausſetzung der Inſpiration und dieſe wieder auf jener der hiſtoriſchen Aechtheit und Wahrheit der Schrift. Aber wie ungewiß bleibt nicht jeder hiſtoriſche Beweis, alle hiſtoriſche Gewißheit überhaupt? Und wie unmöglich iſt es demnach, dieſe zur Grundlage jener abſoluten Gewißheit, jener unantaſtbaren innern Ueberzeugtheit machen zu wollen, welche der religiöſe Glaube erfordert? „Wenn wird man aufhören" — rief Leſſing daher gegen dies hiſtoriſche Gerüſt ſich kehrend aus*) — „an den Fäden einer Spinne nichts Gerin-

*) Werke. B. X. S. 60. Vergl. ebend. S. 40 fg.

geres als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen? Nein! so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt. Wie? Es soll nicht wahr sein, daß eine Lüge historisch ungezweifelt bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und abertausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft und Geschichte Anlaß geben, auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen können?" Im Grunde war der Gedanke nicht unerhört, nicht neu. Schon Episcopius (geb. 1583) hatte gesagt: „Impossibile omnino est, id quod dictum, factum, scriptumve ab aliquo est, postquam auctor in vivis esse desiit, ita probare ab eo scriptum, dictum factumve esse, ut cavilli aut tergiversationis locus nullus reliquus maneat." (Disp. de autor. sacr. scr. Opp. II. 2. p. 444.) Aber wenn Zwei dasselbe sagen, so ist es darum nicht dasselbe. Episcopius machte aus diesem Satze eine Bemerkung, Lessing dagegen, seinem Begriffe gemäß, ein alles dem Geiste Aeußerliche und Historische von sich abstoßendes System. „Freilich," fährt er fort, „wenn dies wahr ist, wo bleiben alle historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion?" „Wo sie wollen!" — war seine von Energie strotzende Antwort. Und nun zog er seine großen Consequenzen: „Zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden*)," und kam so zu den Resultaten: „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern diese lehrten sie, weil sie wahr ist**)," und zu dem Schlusse, daß „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten schlechterdings nothwendig sei, wenn dem

*) W. W. X. S. 39.

**) s. das IX. und X. Axiom B. X. S. 148 fg.

menschlichen Geschlecht damit geholfen sein solle*)." Mit andern Worten: alle historische Beglaubigung ist für das denkende Selbstbewußtsein äußerlich und darum nichtig. Die Wahrheit der religiösen Dogmen kann nur darin bestehen, daß die Innerlichkeit des Selbstbewußtseins in ihnen präsent ist, daß es sich in ihnen wiederfindet.

Wie in der Dogmatik, so ist es auch in der religiösen Ethik nicht weniger dieser selbe Begriff von der immanenten Präsenz des Selbstbewußtseins, der mit Lessing zum Durchbruch kommt. Auf die evangelischen Handlungen angewendet, erzeugt dieser Begriff die Tugend als den von allen religiösen Geboten und Verheißungen unabhängigen Selbstzweck, als die innere Freude des Bewußtseins an dem Guten als seiner eigenen Natur. Das Christenthum selbst ist Lessing nur der Vorläufer eines „neuen Evangeliums," einer Zeit, wo der Mensch „das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen**)." So wird Lessing — nach Spinoza — zum Begründer der philosophischen Ethik, welche die Tugend als die Realisirung des eignen Begriffs auffaßt. Aber eben weil hier das Handeln des Menschen als ein durch seinen eigenen Begriff nothwendig bestimmtes erscheint, ist auf diesem Standpunkt schon nicht mehr von der blos formellen Freiheit des „bald so bald anders handeln Könnens" — dieser nicht aus sich selbst bestimmten und darum unfreien Willkür — die Rede, und wenn man die Hegel'sche Auffassung der Freiheit in die Antithese zusammendrängen kann: Frei-

*) W. W. X. S. 323. §. 76.

**) W. W. S. 324. §. 85 u. 86.

ſein heißt müſſen (nämlich: den ſubſtantiellen menſchheitlichen Begriff realiſiren müſſen), ſo erhebt ſich bereits Leſſing zu dem formalen Grundgedanken dieſer Erkenntniß in ſeinem gewaltigen Ausruf: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beſte muß.“ —

In dieſem ausſchließlichen Intereſſe des Selbſtbewußtſeins an ſeiner eigenen Innerlichkeit, in dieſer Ausſchließung alles deſſen, was, ob Vergangenheit, ob Zukunft, dem Selbſtbewußtſein ein Jenſeitiges iſt, ſchwingt ſich Leſſing zu dem, grade durch die Hypotheſe, die darin noch zugelaſſen wird, erſchütternd kühnen Satze auf: „Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollten wir dieſe Kunſt lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben unzweifelhaft unterrichtete, ſo ſollten wir lieber dieſer Religion kein Gehör geben.“

Am deutlichſten aber vielleicht ſpricht Leſſing den ihn beherrſchenden Begriff in jenen eben ſo berühmten wie ſchönen ſich faſt bis zur Paradoxie treibenden Worten aus: „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz der Menſch iſt oder zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz. Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatz, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein *).“

*) W. W. X. S. 53.

Natürlich! die Wahrheit, als ein für ſich fertiger Inhalt gedacht, iſt der geiſtigen Natur des Subjects äußerlich, ſchrumpft zu einem unlebendigen, todten Satze zuſammen. Seine eigene innere Selbſtentwicklung, ſein eigenes Streben — das iſt es, was die Hauptſache bildet für den Geiſt, welcher mit der Gültigkeit des Objectiv-Aeußerlichen gebrochen hat, und in der Lebendigkeit ſeines inneren Entwickelungsproceſſes ſein Weſen zu haben weiß. Das eigene Suchen nach Wahrheit, das iſt die Wahrheit ſelbſt, wie ſie vorhanden iſt, für das triebvolle Selbſtbewußtſein. Freilich

„es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt."

Aber wenn alles Streben Irren iſt, ſo iſt eben deshalb auch das Irren als poſitive Strebung aufzufaſſen, und ſo gelangt Leſſing zu der übergreifenden Erkenntniß: „Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Ortes einzig und allein entwickeln kann und entwickeln ſoll, als über eine derſelben entweder lächeln oder zürnen? — Gott hätte ſeine Hand bei Allem im Spiele, nur bei unſern Irrthümern nicht*)?" d. h. es iſt jetzt nicht nur in der Gegenwart dem Objectiv-Gegebenen der Anſpruch auf normalitive Gültigkeit und Verbindlichkeit gegen das Selbſtbewußtſein genommen, ſondern dies iſt auch rückwirkend durch das Reich der Vergangenheit durchgeführt und die Geſchichte ſelbſt zu einer innern Entwicklung des Selbſtbewußtſeins geworden.

Hier iſt es, wo der deutſche Genius in Leſſing am prinzipiellſten ſich von Rouſſeau ebenſo wie Voltaire unterſcheidet. Die Geſchichte hört hier auf, ein Reich des Unſinns und der Willkür zu ſein. Das Selbſtbewußtſein tritt aus ſeiner

*) W. W. X. S. 53.

negativen Stellung gegen das Hiſtoriſche in die *poſitive* über, in diejenige, welche das Hiſtoriſche als ſeine eigene Entwickelung zu begreifen weiß. Leſſing iſt ſo derjenige geweſen, der den erſten Grundſtein gelegt hat zu der höchſten That, durch welche ſpäter die deutſche Philoſophie ihren culminirenden Gipfelpunkt erreicht hat, — zu der als die Selbſtentwicklung des Geiſtes begriffenen Geſchichte. (Doch iſt auch der tiefe Begriffsunterſchied, der jene Leſſing'ſche Geſchichtsanſchauung noch von der Hegel'ſchen trennt, nicht zu überſehen. Bei Leſſing iſt, ſeinem nachgewieſenen Geſammtſtandpunkt gemäß, die Geſchichte die Entwicklung des ſubjectiven *Selbſtbewußtſeins* — des „menſchlichen Verſtandes," wie er ſelbſt ſagt — bei Hegel iſt ſie die Entwicklung des *objectiven Begriffes des Geiſtes*.) Zugleich iſt erſt durch dieſe *poſitive* Stellung, welche das Selbſtbewußtſein zu dem Gegebenen einnimmt, ſein Sieg der *totale* geworden, indem jetzt nicht nur die gegenwärtige ſelbſtändige Gültigkeit und Verbindlichkeit des Hiſtoriſchen für das Selbſtbewußtſein, ſondern ſogar die *Selbſtändigkeit* ſeines *Urſprungs* in der Vergangenheit getilgt und zu einer innern Geſchichte des *Selbſtbewußtſeins* umgewandelt iſt.

So hat ſich in Literatur, Drama, Kunſt, in Dogmatik, Ethik, Religion, ja in der Geſchichte überhaupt das Selbſtbewußtſein in ſein übergreifendes Recht geſetzt und iſt ſich als der Schöpfer dieſer Welt zum Bewußtſein gekommen. Der centraliſche Begriff Leſſing's hat ſich durch alle Radien ſeiner Thätigkeit hindurchgeführt.

Freilich lag wohl ſchon bei der oben gegebenen Wendung, die Religion ſei wahr, nicht wegen der Inſpiration, der Auferſtehung Chriſti und aller dieſer und anderer hiſtoriſchen Facten, ſondern *weil* ſie wahr ſei, d. h. wegen ihrer *innern*, dem Selbſtbewußtſein entſprechenden Natur, es lag, ſage ich, ſchon in dieſer Wendung klar zu Tage, wie hierdurch

die Religion als ſolche vollſtändig aufgehoben war. Denn ſie war hiermit in das Selbſtbewußtſein als in ihre höchſte Inſtanz zurückgenommen. Nicht die Religion als ſolche war wahr, ſondern Dasjenige, was das Selbſtbewußtſein in ihr als ſich und ſeiner eigenen Natur entſprechend vorfand.

Wie klar ſich Leſſing ſelbſt über dieſe totale Aufhebung der Religion geweſen, zeigen ſehr deutlich ſeine ſo nachdrücklichen Worte an Mendelsſohn hinſichts der Antwort deſſelben auf die Lavater'ſche Aufforderung, Chriſt zu werden: „Ich bitte Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdruck zu thun. Sie allein können und dürfen in dieſer Sache ſo ſchreiben und ſind daher unendlich glücklicher als andre ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

O, wie recht hatte doch Göze und ſein Anhang, als er Leſſing für „einen der frechſten Störer des öffentlichen Friedens" erklärte, der „die Grundfeſten des heiligen römiſchen Reichs wankend zu machen ſuche." Ueber die Thoren, welche nicht einſehen, daß das ganze Unrecht der Göze's von damals wie heut eben nur darin beſteht, — Recht zu haben!

Nicht minder bezeichnend war die Stellung, welche Leſſing in dem durch die Wolfenbüttler Fragmente veranlaßten großen Streit gegen den flachen Rationalismus und die Aufklärungswirthſchaft in der Theologie jener Zeit einnahm. Wie Jeder, der einen wahrhaften Begriff zu Markte bringt, haßte Leſſing die elenden Vermittlungshalbheiten, weit ſtärker und energiſcher, als die alte ungeſchminkte Orthodoxie. Er erklärt offen, jene entſchiedene Orthodoxie als

den ehrlicheren, als den minder gefährlichen Feind, der „mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streite, während die neuere Theologie denselben lieber bestechen möchte," der Verlegenheit und Halbheit dieser letzteren vorzuziehen; er hält es für nützlicher, „sich mit seinem offenbaren Feinde zu vertragen, um gegen den heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können;" er erklärt, die Orthodoxie vorzuziehen, „weil, wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden soll, die alten gangbaren jedenfalls besser sind als die neuen." (S. Stahr, B. II. S. 277 fg.)

Im Grunde war dies nur eine Folge seiner schon bei der Vertheidigung Berengar's gegen Mosheim in noch allgemeinerer Gültigkeit ausgesprochenen Prinzipien. Der mache sich — sagt er daselbst — um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, der uns „grobe Irrthümer benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit, dahingegen der versteinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist." „Wer nur darauf denkt" — schreibt Lessing aus seiner großen Natur heraus — „die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen*)." Wenn man das „auf ewig" in dem vorletzten Satze in ein „auf um so längere Zeit" mildert, so ist damit eines der tiefsten Gesetze der geschichtlichen Bewegung ausgesprochen. Aber so wenig der Laokoon für unsere gebildete Gesellschaft, so wenig sind diese Worte Lessing's für die Kuppler von heute geschrieben, welche wieder auf so vielen Gebieten des Lebens,

*) W. W. B. VIII. S. 26.

und mehr denn je, die offenen, ehrlichen Gegensätze in dem „unreinen Wasser“ ihrer elenden Vermittlungshalbheit ersäufen möchten. —

Allein wenn wir den Begriff Lessing's durch die Gebiete der Kunst, Religion, Geschichte durchgeführt haben, wie ist es mit der Politik? Doch — fast könnte es Boshaften erscheinen, als wäre schon alles Bisherige nichts als Politik gewesen, und wem das nicht genügt, der lasse sich mit dem Lessing'schen Fragmente des Spartacus genügen. Der Consul höhnt den Spartacus:

„Ich höre, Du philosophirest, Spartacus!“
Spartacus.
„Was ist das: — „„Du philosophirest““?
Doch ich erinnere mich. Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können.
Wo Du nicht willst, daß ich philosophiren soll —
Philosophiren, — es macht mich lachen! Nun wohlan!
Wir wollen fechten!“

Zwei Decennien drauf — und die Prophezeiung traf ein. Rousseau hatte genug vergeblich philosophirt, und der Spartacus der französischen Revolution fing an zu fechten!

Und „das wird auch wohl das Ende vom Liede sein in dem Handel zwischen dem Spartacus und dem Consul der Zukunft“ — sagt Stahr, indem er dies Bruchstück anführt Bd. II. S. 327.

Doch die Größe des Gegenstandes hat uns fortgerissen. Es ist Zeit, uns endlich dem Werke selbst zuzuwenden, welches unsere Betrachtungen veranlaßt hat.

Wenn Adolph Stahr einen Lessing schrieb, so mußte dies von vornherein gewisse hochgespannte Erwartungen erregen. Wer Stahr's Thätigkeit in der Philologie, Archäologie, Aesthetik, Geschichtschreibung u. s. w. verfolgt hat, der weiß, für wie besonders befähigt man ihn voraussetzen

mußte, Leſſing's Wirken ganz zu verſtehen und zur Darſtellung zu bringen. Seit ſo geraumer Zeit auf faſt allen den Feldern productiv, in welchen Leſſing ſein ſchaffendes Genie bethätigt hatte, mußte Stahr aus einer langen Erfahrung, und aus einer ſo detaillirten, wie ſie nur die eigene Beſchäftigung mit einer beſtimmten Fachwiſſenſchaft erzeugt, wiſſen, wie unendlich viel jede dieſer Disciplinen dem neugeſtaltenden Geiſte Leſſing's zu danken hat.

Und indem er in jedem dieſer Gebiete eine geraume Strecke an der leitenden Hand Leſſing's zurückzulegen genöthigt war, mußte ſich hieraus bei ihm die Liebe zu dieſem Genius zu einer Wärme ſteigern, wie wir ſie nur einem verehrten Lehrer gegenüber zu empfinden pflegen. Die Wirkſamkeit Leſſing's auf die nationale Entwicklung war ſo bei Stahr überall zu einer Einwirkung auf ſeine perſönliche Entwicklung, war ihm zu einem perſönlichen Erlebniß geworden.

Es kam aber noch eine andere Seite hinzu, welche dazu beitragen mußte, die Erwartung zu einer ungewöhnlichen Höhe zu ſpannen. Schon Leſſing klagte über den ungewöhnlich ſcharfen Gegenſatz, der in Deutſchland Schriftſteller und Gelehrte im engeren Sinne zu trennen pflegt. „Unſere ſchönen Geiſter," ſagt er, „ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrten ſelten ſchöne Geiſter. Jene wollen gar nicht leſen, gar nicht nachſchlagen, gar nicht ſammeln, kurz gar nicht arbeiten; und dieſe wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoffe eine Geſtalt zu ertheilen." Dieſer Gegenſatz, der im Allgemeinen heute in noch größerer Schärfe beſteht als damals, — er dürfte faſt bei keinem der gegenwärtigen Schriftſteller zu innigerer Verſöhnung und Ausgleichung gekommen ſein, als bei Stahr, und hierin ſehen wir einen Hauptdienſt, welchen er der deutſchen Literatur geleiſtet hat. —

Durch das vorliegende Werk hat nun Stahr alle dieſe ſo hoch geſpannten Erwartungen, er hat ſich ſelbſt bei weitem übertroffen. Es iſt daſſelbe weitaus die größte ſeiner Thaten, es iſt eine der geſchloſſenſten Leiſtungen im Gebiete der geſammten deutſchen Literatur. Keine einzige Seite dieſes ſo reichen Stoffs, welche nicht mit jenem tiefen Sinn für das Hiſtoriſch-Bedeutſame, den Stahr der modernen Philoſophie verdankt, die ſeine Bildungsgrundlage ausmacht, behandelt und zur prägnanteſten Form herausgerungen worden wäre!

Was aber die größte Seite dieſes Werkes bildet, iſt die, daß Stahr aus demſelben ein Volksbuch hat machen wollen und gemacht hat. Aller gelehrte Ballaſt, welcher das verdienſtvolle Danzel-Guhrauer'ſche Werk zu einer nur für den Literaturhiſtoriker und Gelehrten beſtimmten Quelle gemacht hat, iſt von Stahr fortgelaſſen worden. Er hat es verſtanden, die tiefſten und ſchwierigſten Fragen in einer Kürze, Einfachheit und Leichtigkeit zur Darſtellung zu bringen, welche ſie den Gebildeten, wie dem Volke faſt ſpielend zugänglich machen und hierdurch dieſem Werke die eingreifendſte Wirkung auf die geſammte deutſche Nation ſichern müſſen. Es iſt uns nicht wohl ein Buch bekannt, welches bei einer ſo geringen Mühe eine reellere Belehrung und tiefere Gedankenbildung hervorzubringen geeignet wäre. Dies Buch ſoll nicht nur ein Volksbuch werden, es wird dies auch ohne Zweifel ſein. Die Gebildeten werden es anblättern wollen, um ſich aus ihm bequemen Stoff zu holen, über Leſſing „mitzuſprechen" — und keiner von ihnen wird es aus der Hand legen, ohne zu ſeiner eigenen Ueberraſchung durch daſſelbe zu einem Ideengang und einem Verſtändniß der wichtigſten Intereſſen des Geiſtes emporgehoben zu werden, welche jenen äußerlichen und frivolen Zweck bei weitem überſchreiten. Das Volk aber, das deutſche Volk,

welches ernste Arbeit niemals scheut, sofern sie seinen Kräften nur eben möglich ist, wird dies Buch mit Liebe und Eifer ergreifen, um aus ihm die Bedeutung und Wirksamkeit eines der größten deutschen Genien zu erfahren, die jemals für die Entwickelung des freien Geistes gekämpft haben.

Und indem es diese seine frühere Wirksamkeit erfahren will, wird es ihm eine neue geben. Wir sprechen es mit der vollständigsten Sicherheit aus, daß, während die 13 Bände füllenden und zu ihrem Verständniß die genaue Kenntniß damaliger Zustände voraussetzenden Schriften Lessing's, während aus ähnlichen Gründen das gelehrte Danzel-Guhrauer'sche Werk dem Volke unzugänglich und Lessing somit einer Einwirkung auf das gegenwärtige Volksbewußtsein so gut wie entrückt war, durch diese comprimirte und alle nöthigen Elemente des Verständnisses in sich selbst tragende Stahr'sche Darstellung eine neue und zweite Periode der Wirksamkeit Lessing's auf unsern Volksgeist beginnen wird, nicht viel geringer als jene, die Lessing auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat.

Was die Verführung der Schrift vergrößern wird, ist ihr Styl. Sie muß als ein fortlaufendes Stylkunstwerk bezeichnet werden. Ihre Eigenthümlichkeit in dieser Hinsicht besteht in einer gewissen keuschen Gemessenheit der Formen, in einer gedämpften Wärme, in einer von nichts mehr als von Kälte entfernten meisterhaften Mäßigung des Ausdrucks, die, je weniger sie selbst sagt, umsomehr Herz und Geist des Lesers zu ihrer Ergänzung zu erregen weiß, und besonders in einer gewissen Ethik des Styls; denn man fühlt es aus diesem Styl heraus, daß er schwerlich der Rücksicht auf das heutige Publikum entsprungen ist, welches solchen Styl nicht zu verlangen pflegt, und sich dadurch auch beinahe des Rechts begeben hat, ihn zu begehren; daß er nicht einmal der Rücksicht des Verfassers auf seinen eigenen

schriftstellerischen Ruhm entsprungen, daß er vielmehr seinen Quell in der tiefen, sittlichen Ehrfurcht hat, die den Darsteller vor seinem Gegenstande durchdringt. Ein Denkmal Lessing's, sagte sich der Darsteller — denn dies ist es, was man als die läuternde Macht dieses Styls herausfühlt, dies ist es, was wir als die Ethik desselben bezeichnet haben — durfte nur gegossen werden aus einem glockenreinen Metall, aus einem Erze, aus dem jede Schlacke ausgeschieden. Besonders jene Kapitel, welche Lessing's Lebensschicksale behandeln, sind wahre Meisterwerke in dieser Hinsicht. —

Dies bringt uns auf eine letzte Seite dieses Werks, welche eine der bedeutendsten derselben bildet und uns hauptsächlich zu dem veranlaßt hat, was wir soeben über die unzweifelhafte Wirksamkeit desselben auf das Volksbewußtsein der Gegenwart gesagt haben. Es ist dies das eigentlich biographische Element des Werkes. Welch kämpfendes Heldenleben! denn dies Leben war ein fortgesetzter, ein bis zu seinem letzten Athemzuge ununterbrochener Kampf gegen die ganze Misere, wie sie nur deutsche Zustände in solcher Allseitigkeit aufzuweisen haben. Wenn irgend Jemand zum Glück geboren war, so war es die heitere, freudige, sich selbst klare Natur Lessing's! Wenn irgend Jemand wenigstens dem Unglück vollständig entnommen schien, so war es, durch ihre unbesiegliche Stärke und Thatkraft, durch die vollständige Abwesenheit jeder sentimentalen Weichheit, die durch und durch gesunde Natur Lessing's. Und sie haben diesen Mann trotz alledem soweit zu bringen gewußt, daß er sich mit Selbstmordgedanken trug, und nur der Stolz ihnen das Gegengewicht hielt! „Und heute noch — sagt Stahr II. S. 237 — wie viele Deutsche, die sich an Nathan dem Weisen erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er das erhabenste Werk seines Genius schuf, mit der

drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brod zu kämpfen hatte?“ In der That stand es damals so, damals, wo Lessing auf der Höhe seines Ruhmes und seines Wirkens sich befand, daß, wie er selbst an seinen Bruder über die beabsichtigte Veranstaltung einer Subscription auf Nathan den Weisen mit einer unendlich comprimirten, einschneidenden Bitterkeit schreibt, sogar wenn seine Freunde hinlänglich eifrig wären, dennoch „vielleicht das Pferd verhungert sei, ehe der Hafer reif geworden!“

Dieser fortgesetzte Lebenskampf Lessing's ist von Stahr mit einer tiefergreifenden Wahrheit und Einfachheit, mit einer erschütternden Wirkung dargestellt. Die Anstellung in Wolfenbüttel hatte den äußeren Sorgen ein Ende machen sollen. Grade sie verstrickte ihn für immer in eine Misere, in der er von nun an unwiderruflich langsam verbluten und zu Grunde gehen sollte. Lessing sollte erfahren, was es auf sich hat, für einen Mann von Verdienst und Seelenadel, mit Fürsten zu thun zu haben. In der ungeschminkten Darstellung dieses Verhältnisses, und damit des Charakterbildes von Lessing überhaupt, hat Stahr eine unendliche Ueberlegenheit über das Danzel-Guhrauer'sche Werk, welches z. B. Bd. II. S. 277 sich nicht scheut, jenen Fürsten noch darzustellen als „einen Prinzen, welcher nach Art der großen Seelen des Alterthums (!) den Heldenruhm des Feldherrn mit der Achtung vor den Heroen des Geistes in Poesie und Philosophie verband, der wie zur Zeit kein anderer deutscher Fürst sich freute, sie im eigenen Vaterland zu finden, ja aufzusuchen.“

Wenn Danzel-Guhrauer genau wissen, daß dies damals der beste Fürst im deutschen Vaterland in dieser Hinsicht war, so — gratuliren wir!

Die einfache Wahrheit jener loyalen Darstellung ist nämlich die: mit üblicher Selbstverlogenheit wollte man mit

dem Genie und den Heroen des Ruhms kokettiren, man wollte sich in effecthaschender Eitelkeit mit dem Besitze eines Lessing's wie mit einem Putze schmücken, ohne irgend ein Opfer für ihn bringen, ohne selbst nur für eine erträgliche Gestaltung seiner Existenz das Geringste thun zu wollen. Wenn man nur Lessing in seinen Diensten hatte, — was kam es darauf an, ob er in dem verkommenen und ungesunden Wolfenbüttel, aufgerieben von den unwürdigsten Sorgen und der drückendsten Noth, verkümmerte und geistig und leiblich zu Grunde ging?

Und als es schien, daß Lessing sich vielleicht doch noch erinnern könne, er sei als — „Vogel auf dem Dach" niemals elender, niemals in ärmerer und kummervollerer Lage gewesen, da griff man zu einem Spiel — doch lassen wir lieber Stahr reden: „er (Lessing) sollte schrecklich enttäuscht werden. Denn nun beginnt ein Schauspiel empörendster Art, ein Spiel fürstlicher Herzlosigkeit mit dem Schicksale, dem Leben und Charakter des ausgezeichnetsten Mannes, den Deutschland besaß, ein Spiel, das zwei Jahre lang diesen edelsten Charakter bis zu hoffnungsloser Verzweiflung verbitterte und seine leibliche und geistige Vollkraft für immer untergrub. In Lessing's Briefen aus dieser Zeit sind die Zeugnisse enthalten für die Prometheus-Qualen, die eines Fürsten leichtsinnige Wortbrüchigkeit über ihn verhängte, und zugleich ein unaustilgbares Brandmal für das Andenken des Prinzen, der sein ganzes Leben lang beflissen war, den Schein eines hochgebildeten, humanen, Kunst und Wissenschaft schützenden Fürsten durch geschickte Repräsentation um sich zu verbreiten, der mit einem Moses Mendelssohn über Philosophie gefühlvoll correspondirt und sich den Anschein gab, denselben Lessing in seiner ganzen Bedeutung und Größe zu erkennen und zu würdigen, den er Jahre lang im Elende verschmachten ließ." Und Lessing selbst schreibt an seine

Braut, nur gewiſſe Arbeiten, mit welchen er nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden könne und müſſe, wenn er nicht alle ſeine daſelbſt zugebrachte Zeit verloren haben ſolle (er meint offenbar die bald darauf erfolgte Herausgabe der Fragmente), hielten ihn zurück. Dann aber ſolle nichts in der Welt ihn länger halten:

„Ich denke überall ſo viel wieder zu finden, als ich hier verlaſſe. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als ſo mit ſich handeln laſſen.“

Der Herzog hatte Leſſing eine Stelle gegeben, die ihn ſo arm ließ, daß er, als er ſtarb, auf Staatskoſten begraben werden mußte!

Doch — vielleicht beweiſen uns die Danzel-Guhrauer, daß jener Fürſt auch dies wieder nur aus antiker Begeiſterung that, um Leſſing auch dadurch den Helden des Alterthums um ſo ähnlicher zu machen! O, über die deutſchen Gelehrten! —

Dennoch iſt dieſe Biographie von nichts mehr entfernt als davon, einen niederdrückenden Eindruck auf den Leſer zu machen. Denn dieſe Miſere wird noch weit überboten durch den ſtets ſich gleichbleibenden Stolz und die Tapferkeit Leſſing's. In dieſer langen Verwicklung von Elend nicht Ein Athemzug, nicht Ein Gedanke, nicht Eine Regung, deren er ſich zu ſchämen gehabt hätte! Dieſer Triumph ſittlicher Kraft iſt es, den Stahr auf die erſchütterndſte Weiſe zur Darſtellung zu bringen gewußt hat, und der ſeinem Buche die erhebende Wirkung giebt. Ja, es iſt ein Heldenleben, wie nur irgend eines jener Helden des Plutarch, aber um ſo unendlich ergreifender, als dies Heldenthum ausgeübt wird in Umſtänden und Conflicten, welche den heutigen Verhältniſſen um ſo viel näher und analoger ſind. Darum wird dieſes Buch zündend wirken auf die deutſche Jugend, kein ernſter Leſer wird es

aus den Händen legen, ohne durch daſſelbe *beſſer und ſittlicher* geworden zu ſein. Die Katharſis, welche dies Werk in jedem eines geiſtigen Eindrucks nur einigermaßen fähigen Gemüth hinterlaſſen wird, iſt die, es zu erheben über die Qualen und Conflicte, die ihm ſelber zuſtoßen können. Eines edeln, eines nur irgend *wahrhaft* beſcheidenen Gemüths wird ſich eine edle Gleichgültigkeit bemächtigen gegen Alles, was uns ſelbſt widerfahren kann in einem Kulturkampf, in welchem die Größten und Beſten langſam und qualvoll verblutet ſind. —

Und ſo kommt denn dieſes ſo vortreffliche und bedeutende Werk dreimal zur Zeit! Die Geſchichte kann eine fortlaufende Reihe von Dramen genannt werden, und die dramatiſche Situation von heut iſt der von damals wieder äußerſt ähnlich geworden.

Leſſing's eigenes großes dramatiſches Geſetz aber war: „*ähnliche Situationen* erzeugen *ähnliche Charaktere!*“

Vom enthüllten

Polizeistaate und was daran hängt.

Zwei offene Briefe

an den

Herrn Minister des Innern, Grafen Schwerin Excellenz ꝛc.

von

einem Ostpreußen an der Elbe.

Motto:

— — „Verfassungen, wie meine, wollen geschmeichelt sein."

Don Carlos und das constitutionelle Deutschland.

I.

An der Elbe, im Wonnemond 1861.

Excellenz!

Warum ich gerade Ihnen, der sich erhaben und unerreichbar über die öffentliche Meinung gestellt, und der vor Allem die Presse bisher keiner andern als einer höchst bedenklichen Aufmerksamkeit werth erachtet hat, diesen offenen Brief schreibe oder eigentlich widme? —

Es geschieht aus einem Gefühle der Dankbarkeit, dessen Ausdruck Sie nicht von sich ablehnen können, wenn Sie auch wollten. Denn, wie Bettina zu Göthe sagte: „Wenn ich Dich liebe, was geht es Dich an?“ so würde ich Ihnen zurufen: „Wenn ich Ihnen dankbar bin, was geht es Sie an?“ —

Und, in der That, geht es Sie persönlich gar nicht an. Ich bin Ihnen dankbar für die Geschichte Ihres Ministeriums, die lehrreicher ist, als seit lange die Geschichte eines preußischen Ministers gewesen. Wie keine bisher hat sie uns einen tiefen Blick durch die sumpftrübe Oberfläche unsrer Zustände auf den Grund derselben gestattet; sie hat uns gezeigt, daß unser Rechts- oder Verfassungsstaat Nichts sei, als ein thönernes, zerbrechliches Götzenbild, gestellt auf die ehrnen Fundamente des Polizeistaats. Allerdings eine unerfreuliche Entdeckung. Aber im politischen Leben haben

wir Urſache für eine melancholiſche Wahrheit erkenntlicher zu ſein, als für die glücklichſte Selbſttäuſchung.

So bezwecken auch dieſe Blätter nicht Ihnen für dieſen Polizeiſtaat, ſeinem ganzen Umfange nach, die Verantwortlichkeit aufzubürden. Sie haben ihn nicht erfunden, ja nicht einmal geſehen, als ihn ſchon Jeder mit Händen greifen konnte, möglich ſogar, daß Sie noch nicht an ihn glauben. Er hat ſich an Ihnen enthüllt, wie ein großes Naturgeſetz ſich dem Auge des Forſchers an einem willenloſen Gegenſtande enthüllt, der das Spiel einer bisher unverſtandenen Naturkraft geworden, wie der Apfel, der Newton die Geſetze des Falles verrieth. Warum ſoll es nicht auch für den Fall von Staaten ewige Geſetze geben?

Excellenz! Ich ſpreche von der Geſchichte Ihres Miniſteriums, als von etwas bereits Abgeſchloſſenem. Und das iſt ſie in der That. Sie ſind nicht mehr in der Lage, noch ein Codicill zu Ihrem politiſchen Teſtamente zu machen, wenn auch Nichts Sie hindern darf, Ihr fünfundzwanzigjähriges Miniſterjubiläum auf's Feſtlichſte zu begehen. —

Geſtatten Sie mir einen Blick auf dieſe lehrreiche Geſchichte zu werfen.

Man begrüßte in Preußen den Moment, in welchem das Portefeuille des Miniſters des Innern aus verhaßten Händen in die Ihrigen überging, freudig als den Anbruch einer „neuen Aera.“ Ja, das ganze deutſche Volk wünſchte ſich Glück dazu. Denn noch immer, ſo oft Preußen in die Bahn des Fortſchrittes einlenkt, bedeutet es — Deutſchland! Um ſo größer daher die Geringſchätzung der öffentlichen Meinung des übrigen Deutſchlands gegen Preußen, um ſo lauter das Frohlocken ſeiner Neider und Widerſacher, ſo oft und ſo ſchnöde Preußen die Hoffnungen des Vaterlandes täuſcht. — Und was man von Ihnen erwartete,

beruhte auf keiner unbescheidenen Zuversicht zu Ihrer staatsmännischen Weisheit, auf keiner Ueberschätzung Ihres Charakters. Niemand versah sich zu Ihnen, daß Sie Preußen eine großartige Politik geben könnten; daß an Ihren Namen sich eine Epoche kühner Reformen knüpfen würde. Denn, um gerecht zu sein, selbst wenn Sie gewesen wären, was Sie nicht sind — ein großer Mann — so war doch Preußen nicht in der Lage, einen großen Mann gebrauchen zu können, und es wird nicht eher in einer solchen sein, als bis eine Macht, die höher steht als die Throne — das Unglück — die Berufungspatente der Minister contrasignirt. So wenigstens lehrt uns die preußische Geschichte dieses Jahrhunderts. — Die freudige Genugthuung, mit der Deutschland und Preußen Sie damals empfing, galt lediglich dem seit lange nicht erlebten Schauspiele, einen ehrlichen Mann an der Spitze der Staatsverwaltung zu sehen. Für einen solchen, der als Minister erfüllen würde, was er als Abgeordneter versprochen, wurden Sie, Herr Graf, ohne Ausnahme von allen Parteien gehalten. Ihr Name galt dem Lande als Bürgschaft für die verfassungsloyalen Intentionen des Regenten, der Sie zum leitenden Minister berufen. Alle Welt glaubte zuversichtlich, daß mit Schwerin die manteuffel'sche Mißregierung für alle Ewigkeit zum Manteuffel gegangen sei; daß die zehn Jahre lang mit Füßen getretene Verfassungsurkunde endlich eine volle, unverkümmerte Wahrheit werden würde.

Wahrlich, niemals haben bescheidenere Erwartungen einen gerechteren Anspruch auf Erfüllung gehabt! Eine Bescheidenheit, welche einem intelligenten und, wie es sich dessen rühmt, mannhaft kriegerischen Volke von sechszehn Millionen, auf den Blättern der Weltgeschichte kaum zur Ehre gereichen dürfte. Bedenken Sie — die Verfassung! Jene Verfassung, die das rettende Novemberministerium dem

Lande octroyirt und — gebrochen hatte, das war Alles, was das gemißhandelte Preußen von ſeinem neuen Miniſter erwartete.

Und dennoch haben Sie die Erwartungen Preußens und Deutſchlands getäuſcht. Ihre Miniſterregierung war keine „neue Aera" — ſie war blos ein Amendement zur Regierung Manteuffel. Was haben Sie gethan, um der Welt zu beweiſen, daß Sie die Gewaltthaten verabſcheuen, welche Ihr Vorgänger zum Regierungsſyſtem erhoben hatte? Welche Sühne boten Sie dem preußiſchen Volke für ſein zehn Jahre lang gehöhntes und geſchändetes Recht? Welche Garantie für die Nimmerwiederkehr ſolcher Zuſtände? — Sie duldeten, daß die Paſchas des Herrn von Manteuffel ruhig in ihren Paſchaliks, in Oſtpreußen wie am Rheine, in Poſen wie in Schleſien, in Pommern wie in Sachſen weiter regierten. Alles, was Sie thaten, war, daß Sie biedere Reſcripte an dieſelben erließen, um ſie an die Verfaſſung zu mahnen. Hat doch ein ganzes Jahr lang collegialiſch, Seite an Seite mit Ihnen, der manteuffel'ſche Miniſter Simons, ganz wie ehedem, in Preußen — das Recht gewaltet! Es war nicht der Einfluß Ihres ſittlichen Widerwillens, der dieſen Mann mit der ehernen Stirne doch endlich veranlaßte, ſein Amt niederzulegen. — Sie ſetzten der öffentlichen Meinung dieſelbe oſtenſible Geringſchätzung entgegen, die ſich an einem Herrn von Manteuffel allerdings motiviren ließ — Sie aber, Sie verdankten dieſer öffentlichen Meinung Ihr Miniſterportefeuille. Sie deckten mit Ihrer miniſteriellen Autorität criminell anrüchige, von Ihrem Vorgänger übernommene Beamte, auf die das Volk mit Fingern wies, und entſchädigten dieſelben mit Belohnungen für die Ungunſt des allgemeinen Urtheils. Confiscationen mißliebiger Blätter, Preßprozeſſe und was dahin gehört, kennzeichnen Ihr Miniſterium, wie ſie das alte Syſtem

gekennzeichnet haben. Sie blieben taub gegen die Vorstellungen von Abgeordneten und Magistraten, welche dringend die Beseitigung pflichtvergessener Staatsdiener und der durch diese herbeigeführten Mißstände forderten. Und wenn man anfangs zu Ihrer Staatsleitung die Zuversicht hatte, daß Sie wenigstens dem Gange der Justiz gegen amtlichen Mißbrauch ungehemmt und unbeeinflußt freien Lauf lassen würden, so hat der Stieber-Schwarck'sche Prozeß bewiesen, daß auch Graf Schwerin so gut wie Herr v. Manteuffel eine der Regierung unbequeme, rücksichtslose Rechtspflege übel zu vermerken und zu strafen wisse. — Selbst die von Ihnen verantwortlich gegengezeichnete, lang genug vergebens erwartete Amnestie, die einzige That Ihrer Ministerverwaltung, für die Ihnen Herr v. Manteuffel keine Schablone hinterlassen hat, und die Ihnen volle Gelegenheit darbot, den liberalsten Zug Ihres Herzens mit den peinlichsten Rücksichten der „Staatsraison" in Einklang zu bringen, hätte von einem Triumvirat Manteuffel-Simons-Westphalen nicht kläglicher zugerichtet werden können. Ein in einem bedeutungsvollen Momente im Namen des Fürsten erlassener Gnadenact — bestimmt, die Zeit des Zerwürfnisses zwischen Thron und Volk für immer der Vergessenheit zu übergeben — mit polizeilichen Hintergedanken und Clauseln, welche dem aus weitem Exil Heimkehrenden an der Schwelle des ersehnten Vaterlandes das Recht der Heimath höhnend aufkündigten; eine Amnestie, welche von dem Manne, der in schweren Prüfungen seine Charakterehre bewährt hat, ein demüthigendes, reuiges Bittgesuch fordert, bevor er ihrer Vergünstigung theilhaftig werden soll; die sogar dem unbesonnenen Vertrauen auf die rückhaltlose Versöhnlichkeit der Regierung halspeinliche Anklagen, Festungskasematten und Zuchthauszellen in Aussicht stellt! — Weit und gastlich, mit Friedenspalmen und den Zweigen des Oel-

baums geſchmückt, ſind die Pforten des Vaterlandes ſeinen flüchtigen Söhnen geöffnet, dahinter aber liegen tückiſche Fußangeln und Fallgruben! — Wird die Weltgeſchichte dieſe Amneſtie amneſtiren können? —

Doch es iſt nicht zu läugnen, daß unter Ihrem Miniſterium Manches in Preußen beſſer geworden! —

Um ſo ſchlimmer! muß man ſagen. Denn nicht überall trifft das Sprichwort zu: „das Beſſere iſt der Feind des Guten.“ — In einem Staate, in welchem das lang unterdrückte Recht wieder proclamirt wird, da ſoll es nicht beſſer werden, ſondern gut, d. h. anders, weil es eben kein Mittelding, keinen neutralen Boden, kein Compromiß geben darf zwiſchen Unrecht und Recht. — Sie haben hie und da Mißbräuche beſeitigt, nicht den Mißbrauch, nicht die Miſſethäter. Unter Manteuffel wurde das Böſe verübt aus miniſterieller Willkür, unter Schwerin das Gute, conſequenz- und principlos, aus miniſteriellem Gutdünkel.

Was gereichte dem Lande mehr zum Heil und weniger zum Verderben?

Wer die Wohlfahrt der Staaten nach dem Stande der öffentlichen Moral beurtheilt, kann nicht zweifelhaft ſein. Das manteuffel'ſche Regierungsſyſtem hatte wenigſtens das Gute jeder decidirten politiſchen Stellung. Dadurch, daß es ſeine willigen Beamten zu Schergen demoraliſirte, ihnen den Platz dem Volke gegenüber anwies, hatte es endlich doch den heilſamen Ingrimm des tief verletzten öffentlichen Rechtsgefühls im Volke geweckt und wach erhalten. Eine Regierung, die ſich ehrlich den allgemeinen Abſcheu zu verdienen weiß, hebt den Geiſt ſelbſt verkommner Nationen bis zur — Erhebung! — Ihr haltloſes Schwanken zwiſchen Recht und Eigenwillen; Ihre Verſuche, den Staat verfaſſungsmäßig mit verfaſſungsſcheuen Beamten zu regieren, hat Alles dazu gethan, die ſchlechten Beamten durch den

Dünkel ihrer Unentbehrlichkeit noch zu verſchlechtern, und wiederum Alles, das Rechtsbewußtſein des Volkes irre zu leiten; ſeinen geſunden, ſittlichen Haß gegen amtliche Niedertracht abzuſtumpfen. Sie waren auf dem beſten Wege, nach Art der „guten“ und „edlen“ Miniſter von ehedem, aus der Zeit des patriarchaliſchen Abſolutismus, jede Rechtsgewährung zu einer Wohlthat, zu einer Gunſtbezeugung zu erniedrigen, für die Ihnen Dank gebühre. — Daß bei all dem die öffentliche Moral vor der entnervenden Wirkung Ihrer Regierung bewahrt wurde, iſt nicht Ihr Verdienſt; es iſt das Verdienſt der von Ihnen perhorrescirten Preſſe. Ein paar Flugblätter rauſchten wie die Kraniche des Ibycus über das Theater hin und — „ſieh da, ſieh da, Timotheus!“ das böſe Gewiſſen unſeres Staates hatte ſich verrathen und

„Die Scene wird zum Tribunal!“

Wie vergnügt mag ſich Ihr Vorgänger, Herr von Manteuffel, die Hände gerieben haben über die Scandalſuppe, die im Grunde Niemand als er Ihnen eingebrockt hatte und die Sie ſo treuherzig ausgelöffelt haben! Welche Genugthuung für ihn, daß gerade unter dem Miniſter des angeblich regenerirten Rechtsſtaats die Beſtialität des degenerirten Polizeiſtaats ſich ſo herrlich offenbaren mußte! — In der That die Geſchichte Ihres Miniſteriums wird ſich in Zukunft, von Epigonen, die mehr Grund zum Lachen haben als wir, wie ein Capitel aus dem „Reineke Fuchs“ leſen laſſen, nur daß — falls dies zu Ihrer Beruhigung dienen könnte — Niemand Sie für den Reineke halten wird.

Denn, bei Alledem, wie Sie auch die Erwartungen Preußens und Deutſchlands von der „neuen Aera“ getäuſcht haben mögen, Sie ſind ein ehrlicher Mann geblieben in jeder Beziehung des Wortes. Gewiß, Sie bekennen ſich noch zu derſelben politiſchen Ueberzeugung, der Sie oft auf der Abgeordnetentribüne am Dönhofsplatze den freimüthigen

Ausdruck gegeben; Sie haben sich noch jene Biederkeit Ihres Wesens und alle die braven pommerschen Umgangsformen erhalten, die Ihnen Jeder nachzurühmen wußte, dem Sie persönlich näher getreten waren. Wer wäre zu glauben berechtigt, daß die Gesinnungstreue des Abgeordneten dem verführerischen Ehrgeize des Ministers erlegen sei? daß Sie um die traurige Selbsttäuschung zu beklagen wären, man werde ein großer Staatsmänn, wenn man aufhöre ein ehrlicher Mann zu sein? — Ihr bescheidnes Selbstbewußtsein wird Sie vor solchem Wahne gehütet haben. Dem staatsmännischen Genie eines Burke konnte allerdings die Welt noch immer ihre Bewundrung nicht entziehen, als sie ihn bereits wegen des Abfalls von seinen Principien verachten gelernt; die Verirrungen eines Mirabeau machte das Pantheon vergessen; Talleyrand besiegelte mit seinen Meineiden die Geschicke Europas; der Name Metternich wird unsterblich sein, so lange ihm Deutschland flucht; welche staatsmännischen Eigenschaften aber besitzen Sie, die den Ruf Ihrer Ehrlichkeit auch nur um einen Tag überleben könnten? —

Und auch was man im schlicht rechtlichen, im bürgerlichen Sinne des Wortes unter einem ehrlichen Manne versteht, sind Sie als Minister geblieben — kein Mensch in Preußen wagt es daran zu zweifeln. Wie bald oder wie spät Sie auch Ihr Ministerhôtel zu verlassen genöthigt sein mögen, Sie werden aus demselben um keinen Thaler reicher fortziehen, als den, welchen Sie sich etwa von Ihrem Gehalte erübrigt haben, geschweige denn bereichert um eine unbegreifliche halbe Million, deren dunkler Ursprung vor indiscreter Wißbegier unter den Schutz der Staatsanwaltschaft gestellt werden müßte. Sie würden in jedem Augenblicke mit gutem Gewissen den Hypothekenschein Ihrer Güter der Oeffentlichkeit zur Einsicht vorlegen und der Welt beweisen

können, daß Sie eben so berechtigt sind Ihre Nationalkokarde am Hute wie Ihren Ordensstern auf der Brust zu tragen. Freilich, ein Zeugniß, wie es jeder unbescholtene Hausknecht in seinem Dienstatteste führt. Aber, Excellenz, es macht Ihnen wahrlich keine Schande, wenn Sie dasselbe Ihren Personalacten beifügen. Denn, leider, seit Preußen durch die Novemberthat des Jahres 1848 gerettet worden, hat die vordem nie angezweifelte Integrität des preußischen Beamtenstandes, in den niedrigsten wie höchsten Sphären, aufgehört etwas Selbstverständliches zu sein. Nicht immer seitdem war die öffentliche Meinung in der Lage, abgetretenen Ministern in's Dienstzeugniß schreiben zu können, daß das, was sie in's Privatleben mit sich genommen — die Achtung des Landes gewesen wäre. —

Mit einem Worte, Excellenz, Sie sind noch immer der Graf Schwerin von der liberalen Verfassungsgarde des Abgeordnetenhauses, die bei Ihrem Ministerantritte von der linken Seite des Hauses plötzlich nach rechts hinüber schwenkte und die Schlachtlinie der Feudalen aus ihrer bisher inne gehabten Position auf die linke Seite schob; einer der sinnreichsten Flankenmärsche, von denen bisher die parlamentarische Kriegsgeschichte zu berichten weiß. Die Opposition wurde conservativ, um Sie dem Lande zu conserviren, und fragt das enttäuschte Land: wozu? — so liegt das blos darin, daß dasselbe von einem möglichen Minister — Unmögliches erwartet hat. —

Excellenz! Sie sind Gothaer.

Nicht Ihres Liberalismus wegen erhielten Sie ein Portefeuille, sondern wegen der Harmlosigkeit Ihres Liberalismus. Man wollte den bösen Manteuffel durch den guten Gothaer vergessen machen. Das war Alles. Und — es ist fast ein Pleonasmus, es noch zu bemerken — Sie sind Gothaer geblieben, wie alle die andern ministermöglichen Herren „von

jener Seite des Hauſes," Herr v. Vincke nicht ausgenommen, Gothaer bleiben würden, wenn ſie einmal ausgingen die preußiſche Magna Charta zu ſuchen und ein Miniſterportefeuille fänden. Was ſollten Sie mit Ihren Grundſätzen aus den ſtenographiſchen Berichten in der Sphäre jener „Staatsraiſon" anfangen, wo die Rückſicht nach oben und die Vorſicht nach unten ganz beſondere Vor- und Rückſicht fordert, und wo ſelbſt das Einmaleins aufhört eine ewige Wahrheit zu ſein? Daß Sie heute noch wie ehedem von der Wahrheit Ihrer oft genug Angeſichts des Landes ausgeſprochenen Ueberzeugungen — überzeugt ſind, kann dem Lande wenig nützen. Glauben Sie denn, daß es nicht auch in den Reihen der craſſeſten Reaction Leute gibt, die ſehr wohl wiſſen, was Recht und Geſetz iſt? — Ueberzeugungen, die dem Vaterlande zu Gute kommen ſollen, müſſen ein ſcharfes Schwert ſein, mit dem der Mann von Charakter rückſichtslos und unbarmherzig gegen Alles, was in der Staatsführung verlogen und niederträchtig iſt, den Kampf aufnimmt. Die Herren von Gotha aber bedienen ſich ihrer Ueberzeugungen als Regenſchirm. Sie ſpannen ihn auf, wenn der politiſche Horizont ſich verdunkelt, und meinen das böſe Unwetter beſchworen zu haben, weil ſie trocken und ſicher darunter wegzukommen gewußt. Bei heiterem Wetter aber führen ſie ihr Geſinnungsparapluie unterm Arm, wie einſt der galliſche Bürgerkönig Louis Philipp, allerhöchſtſeligen Andenkens, ſtets mit ſeinem Begleiter, dem wackern Regenſchirm „Riflard," — ſo benamſte ihn das gottloſe Charivari — im Volke erſchien, um durch dieſes harmloſe Werkzeug des Friedens die Herzen friedliebender Gewürzkrämer zu gewinnen. — Meine Herren von Gotha! Niemand wird in Abrede ſtellen können, auch Sie haben mit Ihrem hübſch glatt zuſammengelegten, in prächtigen Taffetfarben ſchillernden Liberalismus ſich die Liebe und Hoch-

achtung aller constitutionellen Philister des deutschen Vaterlandes gewonnen, welche vor Nichts mehr Angst haben, als vor ihrem „guten Rechte“ und die es gern sehn, daß man der Freiheit gute Worte gibt, damit sie nicht gar zu früh, am liebsten gar nicht komme. — Aber der bürgerfreundlich liberale Riflard hat den guten Louis Philipp nicht vor der Februarrevolution geschützt. Mit Regenschirmen schlägt man keine Schlachten. Und wenn das Volk erscheint, lassen sich die Gewürzkrämer entschuldigen. —

Excellenz! Ihre ehrenwerthen Gesinnungen, An- und Absichten haben nicht ausgereicht, von Preußen jenen Scandal fern zu halten, der dem „Kladderadatsch“ ein volles Anrecht auf preußische Geschichtschreibung gegeben hat.

Während an fast allen Staaten Europas, in gewaltigen Bewegungen, Krisen und Katastrophen, der politische Läuterungsprozeß unsrer Zeit sich offenbart; während Italien durch einen großen Mann, der ein opferfreudiges Volk gefunden, seine einheitliche Gestaltung in kürzerer Zeit erringt als die Incompetenzerklärung des deutschen Bundestages auf eine landständische Petition wegen Verfassungsbruches abseiten eines unsrer Duodeztyrannen erfolgt; während in Rußland die Despotie, wie von einem unsichtbaren Geiste getrieben, den Kampf gegen sich selbst aufnimmt und die Bahn der modernen Staatsreform beschreitet; während das aus seinen Fugen gehende Oesterreich, wenn auch spät, vielleicht zu spät, an seinem alten System verzweifelnd, aus einem Concordatsstaate sich zum freien Verfassungsstaate bekehrt; während jenseits des atlantischen Oceans das als selbstsüchtig verschrieene Yankeethum alle Schrecken und Opfer eines Bürgerkrieges auf sich nimmt, um die große Schöpfung Washington's von der Schmach der Sklaverei zu befreien, kurz während überall etwas geschieht, was —

ſei's Gutes, ſei's Schlimmes — von dem lebendigen Odem der Geſchichte zeugt, in Ungarn, in Polen, in Griechenland, Syrien, Montenegro, China, auf St. Domingo u. ſ. w., haben über Preußen die Zeitungsblätter nichts Bedeutenderes mitzutheilen als die Chronique scandaleuse des ſich enthüllenden Polizeiregiments, von den Milchkühen der bucoliſchen Polizeiſchöpfung in Rummelsburg, vom Stachelſchimmel des Herrn von Zedlitz, von unſichtbaren Schutzmannſchaften, die gleich Schutzengeln nirgends exiſtiren als im Reiche des Idealen und auf dem Papier, und die dennoch auf Koſten der Berliner Commune mit grauen Commißhoſen bekleidet werden müſſen und was dergleichen polizeiliche Gaunerſtückchen mehr ſind. Und die Gauner? Sie ſind die Helden des Tages. Sie beſchäftigen die öffentliche Meinung, die Preſſe, die Magiſtrate, die Gerichtshöfe, das Abgeordnetenhaus, die Miniſter, das Cabinet; ſie ſind das Schiboleth der Parteien, ſie ſind Prinzipienfragen, ſie ſind Miniſterpolitik, ſie ſind Cabinetspolitik, ſie ſind mehr als das! — —

„Patzke iſt arretirt!“ Auf den Flügeln des elektriſchen Blitzes eilt dieſe Kunde von Berlin nach allen Richtungen der Windroſe, ſo weit der Erdball in den Fäden des Telegraphennetzes eingeſponnen liegt. „Wer iſt Patzke?“ fragt man ſich ängſtlich an den Börſen von Amſterdam, Paris und London. Niemand weiß, ob dieſe Nachricht den Frieden Europas bedroht oder befeſtigt, ob Patzke die Hauſſe bedeutet oder die Baiſſe. „Patzke,“ lautet die Antwort kundiger Zeitungsleſer, „iſt ein königl. preußiſcher Polizeibeamter, der den Berliner Magiſtrat mit gefälſchten Schneiderrechnungen und dergleichen betrogen hat.“ — „Und darum die Telegraphen in Bewegung ſetzen und alle Welt erſchrecken?“ — Ja, aber Preußen, aber Deutſchland ſieht auf Patzke! — — — Und wenige Wochen ſpäter ſchwirren wiederum die geflügelten Telegramme aus Berlin weit hin über Land und

Meer: — „Der Polizeipräsident von Zedlitz ist beurlaubt.“ Bedeutet das eine Ministerkrisis? fragt das Ausland. — Nein, preußische Minister leiden an keinen constitutionellen Krankheiten. Doch das preußische, das deutsche Volk jubelt ob dieser Botschaft. Opfert eine Hekatombe der blinden Themis! Endlich, nach langen, schweren Kämpfen hat die gute Sache gesiegt. Gerechtigkeit und Friede küssen sich auf dem Molkenmarkt, denn Herr v. Zedlitz ist beurlaubt und kann mit hoher und höchster Genehmigung eine Badereise machen.

Excellenz! Ist es etwa auf der einen Seite die Freude am Scandal, auf der anderen der Verdruß über denselben, was so klägliche Thatsachen zum Gegenstande einer — es ist nicht zu viel gesagt — nationalen Aufregung in unserm Vaterlande machen konnte? — Glückliches Preußen, wäre dem so! — Aber in Wahrheit es handelt sich um weit mehr, als um pikante Polizeianekdoten oder um das Leben und Treiben einiger confiscirten Subjecte, die kaum die Druckerschwärze werth sind, die nur allzureichlich an ihren Namen verschwendet worden, oder um einen höheren Beamten, den Unfähigkeit und bureaukratischer Hochmuth zum willenlosen Mitschuldigen seiner Untergebenen gemacht; nein! was der enthüllende Tag an's Licht gefördert hat und immer mehr an's Licht fördert, ist das Symptom einer durch den Organismus des Staates verderblich schleichenden Krankheit, die, wenn ihr nicht bald und kräftig, mit dem Eisen und dem Feuer des Hippokrates Einhalt geschieht, seine edlen Lebenssäfte immer mehr vergiften, sein sittliches Mark verzehren, ihm Nichts lassen wird als den gleißnerischen Schein seiner tief unterwühlten Oberfläche. Er stürzt zusammen vor dem bloßen Windesbrausen einer herannahenden Katastrophe. — Was daher Patzke, was Stieber, was Lindenberg, was Peters, Ohm, Gödsche, was Rummelsburg, was Stachel-

ſchimmel, was Schutzmannshoſen, was Lumpen und Lumperei und kein Ende? —

Der Geolog wirft gleichgültig das aus dem Felſen herausgeſchlagene Steinſtückchen fort, an welchem ſich ihm die Beſchaffenheit eines mächtigen Bergzuges geoffenbart hat.

Wir unterſuchen an dem mikroſkopiſchen Stückchen Polizeimiſere das innerſte Weſen unſres Vaterlandes — denn wir ſprechen von Preußen und dem ganzen Bundesdeutſchland, wenn wir von der Polizei ſprechen — und werfen dann die Lumpen zu den Lumpen.

Möchten Ew. Excellenz jedoch nicht glauben, daß das bloße Wort „Polizei“ nun einmal der Demokratie ein gar verhaßter Klang ſei und daß in dieſem, von einem Buche colportirten Briefe, welches ſein demokratiſches Glaubensbekenntniß offen auf dem Titel führt, ſich nichts Anderes erwarten ließ als ſo eine Art von Barrikadenmarſeillaiſe mit dem Refrain: „Nieder mit der Polizei! Es lebe die Freiheit!“ — Ganz im Gegentheil lautet mein Ruf: „Es lebe die Polizei, damit die Freiheit lebe!“ darum aber auch: Nieder mit der Polizei! — Es iſt mir alles Ernſtes Ernſt damit, wenn ich das bekannte Wort Voltaire's: „Wenn Gott nicht exiſtirte, müßte man ihn erfinden“ umſchreibe: „Wenn die Polizei nicht exiſtirte, müßte man ſie erfinden“ — und ich bezweifle, daß der Atheiſt von Ferney es mit ſeinem Ausſpruche ſo aufrichtig gemeint habe als ich mit dem meinigen. — Ja, ich gehe in dieſer Ueberzeugung weiter als meine politiſchen Gegner, denen die Demokratie in ihrer letzten Conſequenz das Chaos bedeutet. Mir gilt die Polizei für keines jener ſogenannten „nothwendigen Uebel,“ mit denen doctrinäre Weisheit nur allzureichlich unſern Staat bevölkert hat — da ich überhaupt glaube, daß kein Staat ſich mit Bewußtſein ein Uebel anthun oder ein angethanes dulden ſoll. Ich halte vielmehr die Polizei für eine Wohlthat, welche die

zum bürgerlichen Gemeinwesen geeinte Gesellschaft sich selbst erweist, um Jedem, der ihr angehört, unter dem Schutze der öffentlichen Ordnung die unverkümmerte Verwendung seiner freien Kraft zu sichern. Das Unterordnen des Einzelnen unter diese öffentliche Ordnung, d. h. der Verzicht auf einen Bruchtheil des individuell freien, des naturwüchsigen Wollens zu Gunsten des Gemeinwollens, ist kein Opfer, da eben jener, in der vereinten Kraft der geordneten Gesellschaft aufgehende Bruchtheil das ermöglicht, wozu er in der freien Disposition des auf sich angewiesenen Einzelmenschen ohnmächtig wäre. So ist, was die Einzelnen von ihrer persönlichen Freiheit der öffentlichen Ordnung hingeben, eben so gut eine Steuer wie die baare Münze, die sie zum Bedarf des Staatshaushaltes beitragen — zusammengeschossenes moralisches Capital, das, im Interesse des Gemeinwesens verwaltet, jedem Beitragenden mit dem höheren Zins, den das große Capital erarbeitet, wieder zu Gute kommen soll. Man brauchte daher gar Nichts dagegen zu haben, wenn die ganze staatliche Ordnung im umfassendsten Sinne des Wortes — Justiz und Verwaltung zugleich — „Polizei" genannt würde, die ja auch ursprünglich und ihrem Namen nach (πολιτεία) das ganze demokratische Staatswesen bedeutet, so daß in diesem Sinne der eigentlich demokratische Staat der eigentliche Polizeistaat ist. —

Doch warum mich auf das Gebiet theoretischer Entwickelungen verirren? — Spricht doch ein nur flüchtiger Blick auf dasjenige, was die Polizei im technischen Sinne des Wortes tagtäglich zu Nutz und Frommen des Ganzen, wie des Einzelnen leisten soll, deutlicher als alle Theorie. —

Ihr, die mit stets offenen Augen über dich wacht, dankst du's, daß du dich an einer haarsträubenden Criminalgeschichte aus dem „neuen Pitaval" gemüthlich in den Schlaf

leſen kannſt, ohne einen ſechsläufigen Revolver unter deinem Kopfkiſſen. Sie bietet dem Kenner ſocialer Verderbtheit und ſocialen Elends das wunderbare Schauſpiel, daß hinter der zerbrechlichen Scheibe des Juwelierladens das funkelnde Geſchmeide vor allen Leidenſchaften lüſterner Habgier und ſelbſt vor der Verzweiflung des Hungers ſo ſicher geborgen iſt, wie die engliſchen Kronjuwelen in den Gewölben des Towers. — Sie faßt die Hand des Diebes, die ſich eben in eine deiner ſorglos offenen Taſchen verirrt; ſie überliefert, zur Beruhigung der gefährdeten Geſellſchaft, den flüchtigen Räuber und Mörder der ſtrafenden Gerechtigkeit; ſie ſchützt die öffentliche Sitte, den Wohlanſtand vor den Attentaten der Gemeinheit. Sie warnt dich vor den Gefahren, mit denen Feuer und Waſſer und andere Nöthe dich bedrohen, und bietet dir zu ihrer Bekämpfung die helfende Hand. Sie entfernt aus deinem Wege den Stein des Anſtoßes und auch das dem Auge Widerliche. Nichts, was dich an Leib und Beſitz ſchädigen könnte, entgeht ihrer Aufmerkſamkeit, nicht Raupenfraß, nicht die Tollwuth der Hunde, nicht Klauenſeuche, Milzbrand, anſteckende Pferdekrankheiten ꝛc. Selbſt auf das mit giftigen Farben bemalte Spielwerk, das du unbeſonnen deinem Kinde in die Hand giebſt, erſtreckt ſich ihre Fürſorge. — — — — — — —

Ich bin überzeugt, daß es, mit Ausnahme von profeſſionellen Dieben, Mordbrennern und ſonſtigem qualificirten Zuchthaus- und Galgengeſindel, keinen Menſchen im Staate giebt, der nicht mit klarem Bewußtſein oder doch mit inſtinctivem Wohlbehagen einen ſolchen Zweck polizeilicher Inſtitutionen dankbar anzuerkennen und nach Kräften zu fördern bereit wäre. Selbſt der Aermſte im Volke, von dem die geringſchätzige Phraſe des Beſitzes ſagt, daß er Nichts zu verlieren habe, hat immer noch genug zu verlieren, was ihm ein hohes Gut bedeutet und ein höheres noch zu er-

ſtreben, als daß er vertheidigungs- und ſchutzlos ſeine Sache auf Nichts ſtellen ſollte.

Excellenz dürfen daher glauben, daß die Liebe und die Hochachtung, welche ich ſo ſegensreicher Wirkſamkeit der Polizei zu widmen geneigt bin, nicht minder aufrichtig iſt als die Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe, mich zu zeichnen, als

Ew. Excellenz

gehorſamſter ꝛc.

II.

An der Elbe, in der erſten Hälfte des Juni 1861.

Excellenz!

Woher kommt es bei Alledem, daß in unſrer Heimath keine Behörde dem Volke widerwärtiger erſcheint oder — um mich des Ausdrucks unſres Geſetzbuches zu bedienen — warum erregt keine mehr „Haß und Verachtung“ gegen ſich als gerade die Polizei? Warum iſt es ſogar eine ſtrafbare Injurie (ein Königsberger Richterſpruch aus der Manteuffel-Zeit hat es actenmäßig conſtatirt), einen Poliziſten — einen Poliziſten zu nennen? Warum iſt bei jeder Volksbewegung der erſte Stein noch immer in die Fenſter eines Polizeigebäudes geſchleudert worden? Warum, um von dem zu ſprechen, was wir eben erlebt, dieſe von allen Ständen und Schichten der Bevölkerung getheilte Schadenfreude, dieſer

unbarmherzige Hohn über die Entlarvung einiger armſeligen Polizeicreaturen, die ſich vergangen haben, wie auch andere ſündige Menſchenkinder ſich vergehen? — Liegt es im Charakter oder auch nur im Intereſſe des Volkes, den treuen Wächter ſeiner Perſon und ſeiner Habe zu haſſen und zu verabſcheuen? ihn zu mißhandeln und ſchadenfroh der Nemeſis Beifall zu klatſchen, die ihn über einem Fehltritt ereilt? —

Man wende mir hier nicht ein, was ich oben ſchon beſeitigt zu haben glaube, daß die von der Polizei im Intereſſe des Allgemeinen gehandhabte Ordnung eine rückſichtsloſe Strenge der Ausführung fordere, die ihr den Haß der Vielen zuzieht, die ſich ſolcher Ordnung nur mit Widerſtreben fügen. Es bedarf nur eines Blickes auf das „Land der Erbweisheit ſonder Gleichen," wie man ehedem ſagte, oder auf das „Vaterland der Macdonalds," wie man jetzt ſagt, um uns eines Beſſeren zu belehren. Warum gehört in England die Polizei zu den geachtetſten Behörden im Lande? Warum findet dort der unterſte Conſtabler, der dem Publikum durch keine Pickelhaube, kein beklunkertes Schwert an der Seite imponirt, im dichteſten Volksgedränge achtungsvollen Gehorſam gegen ſeine Anordnungen „im Namen des Geſetzes"? Warum laſſen ſich reſpectable engliſche Bürger freiwillig als Polizeimänner einſchwören, um ſich der Polizeibehörde, im Falle ihrer Unzulänglichkeit, zur Verfügung zu ſtellen, während bei uns, im ähnlichen Falle, der bewaffnete Bürger die gefährdete öffentliche Ordnung nur dadurch herzuſtellen vermag, daß er die verhaßte Polizei aus den Augen des Volkes verſchwinden läßt? Woher dieſer Unterſchied zwiſchen zwei Nationen, auf deren germaniſche Stammverwandtſchaft die Culturgeſchichte ſo oft hingewieſen?

Die Erklärung liegt auf der flachen Hand, wie die Er-

ſcheinung ſelbſt. Weil was drüben Vernunft iſt, bei uns Unſinn, was drüben Wohlthat iſt, bei uns Plage geworden; weil drüben in England die Polizei dient und weil ſie in Deutſchland herrſcht! Der aus unſerm Säckel beſoldete Wächter hat den ihm anvertrauten Spieß umgekehrt. Er wacht nicht über das Volk, er überwacht es; er hat ſich zu ſeinem Vormund aufgeworfen, ſeinem Tyrannen.

Statt durch Wegräumung von Hinderniſſen dem Bürger die Bahn frei zu machen für die Arbeit ſeines Kopfes und ſeiner Hände, damit er in dem Ringkampf um ſeine irdiſche und geiſtige Exiſtenz nirgends ein Hemmniß finde als an dem, dem ſeinigen gleich gemeſſenen Rechte Andrer, hat die Polizei das ganze bürgerliche Leben mit vexatoriſchen Verfügungen, Verordnungen und Strafbeſtimmungen umſponnen und eingeſchnürt. Es gibt nichts, was ſie nicht erlauben müßte, nichts, was ſie nicht verbieten dürfte. Mit hoher polizeilicher Bewilligung werden wir geboren, mit hoher polizeilicher Bewilligung werden wir begraben. Du mußt Dir ihre Zuſtimmung erbitten, nach Neigung und Fähigkeit Dich und die Deinigen rechtlich ernähren zu dürfen. Der edelſten Berufsthätigkeit wie der gemeinſten, ja ſelbſt dem ehrloſen Gewerbe drückt ſie den Stempel ihrer Autoriſation auf. Sie conceſſionirt Schaubühnen und Hundekomödien, höhere Töchterſchulen und Bordelle, vagirende Harfeniſtinnen und Gouvernanten, Spielbanken und Fröbel'ſche Kindergärten, Schnapskneipen und Leſecabinete und was nicht? — Auch dasjenige, was ſie unleugbar zur Sicherung der bürgerlichen Geſellſchaft ausführt, deutet mit keinem Kennzeichen darauf hin, daß ſie dabei vom Bewußtſein ihrer Dienſtpflicht und Schuldigkeit gegen das Gemeinwohl geleitet wird. Sie verfügt das Zweckmäßige und Gute befehlshaberiſch, wie auch Despoten Nützliches verfügen. Die Behörde iſt der Herr, das Publikum der Unter-

than. Ihre Autorität, ihre Strafgewalt zu beweiſen, das iſt die Hauptſache. Ihr Ermeſſen der leitende Geſichtspunkt. — Nicht um Haus und Hof des Bürgers vor frevenlichem Einbruch ſicher zu ſtellen, verfolgt ſie gemeingefährliche Uebelthäter — würde ſie doch ſelbſt mehr Achtung vor dem Hausrechte des Bürgers zeigen, wenn ſie von ſolcher Abſicht ausginge — ſie verfolgt den flüchtigen Verbrecher aus Liebe zur Jagd, wie der Spürhund das flüchtige Wild verfolgt. Und ſelbſt die nicht beabſichtigte Wohlthat, welche bei alledem aus dieſer polizeilichen Jagdpaſſion der bürgerlichen Geſellſchaft erwächſt, wird von dieſer theuer genug bezahlt. Denn um unter Tauſenden von ehrlichen Leuten einen Spitzbuben herauszufinden, fordert die Polizei gebieteriſch von Tauſenden ehrlicher Leute den beleidigenden Nachweis, daß ſie keine Spitzbuben ſind. Nirgends in der Welt ſpielen die Legitimationspapiere eine ſo monſtröſe Rolle wie in Deutſchland. Ein Deutſcher, der in ſeinem Vaterlande ſich als halbwegs unbeſcholten legitimiren will, muß aufweiſen einen Geburtsſchein, einen Taufſchein, einen Impfſchein, ſeine Schulzeugniſſe, ſeine Dienſtzeugniſſe, ſeine Militärpapiere, ſeinen Trauſchein, ſeinen Bürgerbrief, ſeinen Heimathsſchein, ſein Leumundszeugniß, eine genügende Menge Fünfthalerſcheine und, wenn er etwa eine Erholungsreiſe über den letzten Schlagbaum ſeines engeren Vaterlandes hinaus machen wollte, auch noch außer ſeinem Paſſe, einen von ſeiner Frau ausgeſtellten Erlaubnißſchein zur Reiſe*). — Der ganze deutſche Menſch iſt mumienhaft in ſeine Perſonalacten eingewickelt und lebendig eingeſargt. Vom

*) Vergl. das vielbeſprochene kunſt- und polizeigeſchichtliche Abenteuer, das dem Berliner Landſchaftsmaler Eſchke auf einer Studienreiſe nach Helgoland vor einigen Jahren in der freien Hanſeſtadt Hamburg begegnete, zur Zeit als Se. Wohl- und Hochweisheit Herr Senator Blumenthal das Polizeiregiment beſagter Republik führte.

Wanderleben des deutſchen Handwerksburſchen haben unſere Lyriker gar manches herzinnige Lied voll ſchelmiſchen Humors geſungen. Aber wie grauſam ſpottet die Polizei der poetiſchen Fiction! —

Wer auch nur eine Ahnung davon hat, wie unſre armen Handwerksburſchen auf den Fremdenbüreaux deutſcher Polizeibehörden, wo ſie von Ort zu Ort ihre Wanderbücher viſiren laſſen müſſen, gehudelt, geſchimpft und herumgeſtoßen werden — im Königreiche Bayern müſſen ſie ſich ſogar von jeder Ortsbehörde, nach vorangegangener körperlicher Beſichtigung, beſcheinigen laſſen, daß ſie nicht krätzig ſind — der könnte höchſtens an den Galgenhumor eines ſolchen qualvollen Wanderlebens glauben. —

Daß die Werkzeuge einer ſolchen „discretionären“ Gewalt überhaupt nicht ſonderlich geneigt ſein können, ihre amtlichen Verkehrsformeln mit dem Publicum nach den Rückſichten der Schicklichkeit und der humanen Sitte zu modeln oder irgend welchen Anwandlungen von Billigkeits- und Rechtsgefühlen zu erliegen, iſt nur zu menſchlich wie vieles Unmenſchliche. So ſind hochfahrender Dünkel und brutale Herrſchſucht von unſrer vaterländiſchen Polizeipflege untrennbare Begriffe geworden. Denn, da vom höchſten Chef der Polizei bis zum unterſten Polizeiſergeanten und Gendarmen, Jeder ſeinem Publicum gegenüber, den Tyrannen ſpielen darf, was ſoll ihm die Selbſtüberwindung auferlegen, ihn nicht zu ſpielen? — Eben ſo erklärlich iſt es, daß keine Beamten mehr der Beſtechung — ausgeſetzt ſind als die der Polizei. Es liegt in der Natur ihrer Functionen. Um durch die Finger ſehen zu können, muß man zuvor die Hand öffnen. Wohl taucht hie und da einmal ein Polizeihäuptling auf, der nach dem grimmen Nero den gerechten Harun al Raſchid ſpielt. Aber liegt nicht gerade darin der Beweis, daß unſre Polizei ein total normloſes,

dem perſönlichen Schalten und Walten überlaſſenes Inſtitut ſei? —

Excellenz werden es gewiß zugeſtehen können, die öffentliche Meinung in Deutſchland hat wenig Veranlaſſung, einer derartigen Polizei abſonderlich hold und gewärtig zu ſein. Und doch haben wir hier lediglich die polizeilich gehandhabte Hausordnung im Staate geſchildert, die, als „ehrwürdiger Mißbrauch", aus jener Zeit des patriarchaliſchen Regiments ſtammt, als der liebe Gott jede vier Quadratmeilen deutſcher Erde mit einem beſondern Landesvater begnadete und für jede Kehrſeite eines deutſchen Unterthanen einen eignen Haſelſtock wachſen ließ. Es iſt am Ende nur eine inveterirte Unart, ein fauler Fleck, der eine edle Staatsform wohl zu verunſtalten, nicht aber ein in ſeinen Fundamenten auf Recht und Verfaſſung begründetes Staatsweſen in ſeiner organiſchen Entwickelung zu hindern vermöchte. Ich erinnere an die Zeiten, in welchen, trotz einer ſolchen reſſortmäßigen Polizeiwillkür, ſelbſt noch unter abſolut monarchiſcher Regierung, die preußiſche Juſtizpflege die traditionelle Ehre Preußens ſein konnte; an die Zeit, in welcher das Volk beim Kammergerichte Schutz gegen den König ſuchte und fand.

Aber die enthüllte und ſich immer mehr enthüllende Polizei iſt mehr als ein fauler Fleck am Staatskörper; ſie iſt die immer weiter über den ganzen Staatsorganismus ſich verbreitende Corruption, die ſich alle Factoren der Regierung, vom höchſten bis zum niedrigſten dienſtbar macht, alle ſittlichen und rechtlichen Garantien des Staates zu hohlen Lügen verzerrt, und nur eine einzige Wahrheit beſtehn läßt — die Gewalt! Es iſt die politiſche, die tendenziöſe Polizei, die, ſich ſelbſt Zweck, auch den ganzen Staat zu ihren Zwecken erniedrigt — wir können es kurz ſagen — es iſt der Polizei gewordene Staat! —

Excellenz! Man hat sich daran gewöhnt, die zehn Jahre lang unter dem Ministerium Manteuffel und Consorten über Preußen verhängte Herrschaft einer monarchischen Polizeigewalt für eine Episode in der Entwickelungs-Geschichte des preußischen Rechtsstaats zu halten. Völker sind eben sanguinisch wie Individuen. Sie glauben an ihre Erlösung, so oft das Joch auf ihrem Nacken ein wenig gelockert wird und der Jahre lang schwer empfundene Druck sich weniger bemerklich macht. Kann dieser Glaube auch vor der Logik der Thatsachen bestehen? — Verläuft sich eine solche Episode natürlich und leicht wieder in den Zustand normaler Entwickelung, wie die bunten Wechselbilder der dissolving views eines in das andre verlaufen? — Eben hatte uns noch die camera obscura ein winterliches Nachtstück vorgeführt, das unter der manteuffel'schen Zuchtruthe geknechtete und gemißhandelte Preußen, da erhellt sich allmälig der Hintergrund, nebelhaft vermischen sich die Konturen des düsteren Bildes mit denen einer immer kräftiger sich hervordrängenden blühenden Frühlingslandschaft — endlich ist das erste Bild ganz verschwunden und wir sehen das constitutionelle Preußen als eine schöne Gegend, die Schöpfung des Grafen Schwerin, leibhaftig vor uns.

Excellenz! So anmuthig spielt leider die Weltgeschichte nicht mit den Geschicken der Völker. Ihr unerbittliches Gesetz lautet: die Thatsache weicht nur der That; darum — wer nicht kämpft, kann nimmer siegen. — Und Sie fanden Thatsachen, gegen welche selbst erfolglos aber muthig und pflichttreu gekämpft zu haben, dem besten preußischen Staatsmanne zur Ehre gereicht haben würde. — Denn wahrlich diese Thatsachen waren mächtig. — Um eine intelligente Nation von über 18 Millionen zehn Jahre lang außer dem Gesetze erklären, einer Willkür unterwerfen zu können, wie sie so cynisch kaum eine feindliche Invasion gegen ein

Geheimraths mit dem Prädicate „Excellenz“ verdankt, in aller Stille der Vergeſſenheit zu übergeben! Und wie ähnlich ihm zeigt ſich der ganze Troß oſtpreußiſcher Beamten, die noch vor nicht gar langer Zeit mit augendienendem Gehorſam den Befehlen des Triumvirats Plehwe-Peters-Lindenberg zu Gebote ſtanden! Und ſo überall daſſelbe Schauſpiel. Schade nur, daß man dem, was die Herren damals in ihrem Reactionsrauſche unvorſichtig ausgeplaudert haben, mehr glauben darf, als den Grundſätzen, zu denen ſie ſich nüchtern bekennen. Denn im Rauſche iſt Wahrheit. — Was hat ſich alſo in Preußen weſentlich verändert? — Das alte, aus dem Gefüge gerathene Uhrwerk geht wieder ſeinen geordneten Gang. Sie ſelbſt, Excellenz, der Sie mit ehrlichen Intentionen dieſe Uhr nach mittlerer conſtitutioneller Zeit zu reguliren vermeinen, Sie ſind nur ein Zahn am Rade; Sie helfen den Zeiger dahin rücken, wohin ein latenter Wille, an den Sie nicht glauben, ihn haben will. Wird doch ſelbſt eine mächtigere Intention als die Ihrige das willenloſe Spiel der unbarmherzigen Mechanik! — Mit einem Worte: niemals war Preußen mehr Polizeiſtaat als gegenwärtig, weil es niemals weniger als gegenwärtig das Recht hatte Polizeiſtaat zu ſein.

Was hat einem an und für ſich untergeordneten Factor des ſtaatlichen Organismus eine Macht verleihen können, die im Stande iſt, alle andern Functionen des Staats zu paralyſiren oder ihrem Zwecke zu unterwerfen, ja ſich geradezu an die Stelle des Staates ſelbſt zu ſetzen? —

Ein Blick auf den Urſprung unſrer Tendenz- oder politiſchen Polizei beantwortet dieſe Frage. Der in ein Syſtem gebrachte deutſche Polizeiſtaat iſt eine Errungenſchaft des deutſchen „Freiheits- oder Befreiungskrieges“, wie ſeiner Zeit der heilige Alliancekrieg officiell betitelt wurde. Die Wirkungen der franzöſiſchen Revolution von 1789 für

deutſche Unterthanentreue unſchädlich zu machen, dazu genügte bis dahin vollkommen die Stockpolizei der alten patriarchaliſchen Hausordnung und die Cenſur — ja, man konnte ſogar von obenher den freien geiſtigen Aufſchwung, der ſich in der deutſchen Literatur kund gab, ruhig mit anſehen, denn man wußte, daß die Geiſter keine Gemeinſchaft mit dem Volke pflegten, daß das Ideal ſcheu die Wirklichkeit mied. —

Der Befreiungskrieg vom Jahre 1813/15 jedoch hatte das deutſche Volk in eine politiſche Querſtellung zu ſeinen Fürſten gebracht. Den zu Vaſallen des franzöſiſchen Empire herabgeſunkenen oder auch flüchtigen Fürſten hatte das Volk mit ſeinem Blute wieder zu ihren Thronen und Kronen verholfen. Nichts aber erregt mehr den Argwohn, ja geradezu den Haß der Machthaber, als denen zu Dank verpflichtet zu ſein, die zu beherrſchen ſie ſich berufen fühlen. — Die Noth der ſchweren Zeit hatte den deutſchen Fürſten ihrem Volke gegenüber Verſprechen abgepreßt, die zu halten ſie niemals geſonnen geweſen — um ſo verdächtiger daher das Volk. Denn auch an dem böſen Gewiſſen der Könige ſind die Achäer ſchuld. Und vor Allem war das Volk aus dem Befreiungskriege eben als Volk zurückgekehrt. Die Landesväter waren reſtaurirt, allein es fehlten ihnen die zu Unterthanen reſtaurirten Landeskinder. Dazu noch hatte ſich das Pathos der Volkserhebung in allzulebendiger Tradition in dem wieder von ſeinen angeſtammten Herrſchern regierten Deutſchland erhalten. Die heißen Stichworte der Erhebung: Freiheit, Vaterland, Sklavenjoch, Geiſtesknechtung, heilige Volksrechte u. dgl. waren den Fürſten um ſo fataler geworden, als ſie ſelbſt es geweſen waren, welche dieſelben, in ſchwungreichen Aufrufen, zündend in das Volk geſchleudert hatten. Deutſchland hatte, lange vor den Literaten, Polen und Juden, ſogar gekrönte Demagogen. Noch

immer ſang das Volk die Schlachtlieder des Befreiungskrieges, von „Freiheit, die ich meine“, vom „Gott der Eiſen wachſen ließ“ und keine Knechte wollte, das Arndt'ſche Lied vom deutſchen Vaterlande u. dgl. Es ſchmückte ſich mit den Farben und Symbolen eines einigen Deutſchland, es ſtärkte turnend am Reck den Körper zu männlichen Thaten; es wurde ſeltſam bieder, es wurde keuſch, es wurde hart; es fing ſogar an Deutſchland mit dem harten T zu ſchreiben; die Kinder kamen, nach den Vorſchriften von Tacitus Germania, mit hellblauen Augen zur Welt und lichtblonden Haaren und wurden, je nach dem Geſchlecht, „Hermann“ oder „Thusnelda“ getauft. Kurz, es war die wunderlichſte Zeit, welche Deutſchland je erlebt. Das Volk fühlte einen nicht zu bändigenden Thatendrang und wußte nicht, auf wen und was es mit der nervig geballten Fauſt losſchlagen ſollte; es glühte vor Vaterlandsliebe und das befreite Vaterland war ihm unter den Händen wieder in lauter Vaterländer zerfallen. Es glaubte vollkräftig in deutſcher Geſchichte zu leben, und merkte nicht, daß Alles um ihn, ſelbſt ſeine eignen Thaten, wieder zum Mythos zerronnen war. Nichts war ferner von einer Revolution als die damalige Stimmung in Deutſchland, die uns jetzt faſt wie eine Art von erhabener Narrheit erſcheint. Aber doch war etwas darin, was die deutſchen Fürſten nicht mißverſtehen konnten — nämlich das unverkennbare Gefühl, daß das Volk ſich noch nicht ſo befreit fühlte, wie es ihm im Ideal vorgeſchwebt, und daß es noch viel überſchüſſige Kraft zu verwenden hatte. Der fieberhafte unregelmäßige Pulsſchlag ließ befürchten, daß das Volk aus dieſer Kriſis zu einer Nation geneſen könnte. —

Bedenkliche Symptome für den reſtaurirten Abſolutismus. Die Fürſten riefen die Polizei zu Hülfe. Ganz Deutſchland wurde, wegen Verdachts demagogiſcher Um-

triebe, unter Polizeiaufsicht gestellt. Seitdem erst haben wir eine in ein System gefaßte, politische oder tendenziöse Polizei, welche mit der Aufgabe, die Throne nicht nur vor Attentaten, sondern auch vor den Gedanken und Gefühlen deutscher Bevölkerungen zu schützen, zugleich die Vollmacht erhielt, mit dem Volke nach Gutdünken zu schalten und walten.

Ob sie es gethan hat und wie? —

Die Polizei erklärte das deutsche Volk außerhalb des Gesetzes, sie verkündete das Standrecht. Doch, nein! — sie erklärte nichts, sie verkündete nichts — sie handelte nicht loyal, wie ein fremdes Heer in Feindes Land handelt; sie sagte nicht, was verboten ist, nicht, was erlaubt; aus tückischer Stille heraus beschlich sie ihre Opfer — ihr Argwohn war Gesetz und Richterspruch. — Guter Gott! was war damals nicht alles Hochverrath? — Eine einzige schwarzrothgoldne Quaste an einer Studentenpfeife genügte sämmtlichen deutschen Universitäten, einen halspeinlichen Hochverrathsprozeß zu machen. Es war Hochverrath, ein Lied von Arndt oder Körner zu singen oder auch gedankenlos dessen Melodie zu pfeifen; es war Hochverrath, langes Haupthaar zu tragen und ohne Halstuch zu gehen; jeder Purzelbaum, den ein muthwilliger Knabe schoß, wurde für eine hochverrätherische Körperübung erklärt; es war Hochverrath, an den 13. Artikel der Bundesacte zu glauben, es war noch hochverrätherischer, daran zu zweifeln.

Um sich aller dieser unendlich vielen Hochverräther zu versichern, schuf die ohnedies geheim wirkende Polizei noch eine wirklich geheime Polizei. Der Schatten warf einen Schatten. Man brauchte Spürer, man brauchte Horcher. Es entstand jene doppelte italiänische Buchhaltung der berüchtigten schwarzen und grünen Bücher, in welchen jeder eines politischen Gedankens fähige oder eines solchen ver-

dächtige deutsche Mensch sein verhängnißvolles Conto hatte. Und dennoch war es der Polizei nicht um die Ruhe eines Kirchhofs zu thun. Im Gegentheil! Sie bedurfte der Unruhe, der lauten Störung, „es fehlte ihr an Beängstigung", wie Shakespeare seine Frau Hurtig sagen läßt, sie that Alles, um, wenn's noch nöthig gewesen wäre, nach oben hin die Unentbehrlichkeit und das Verdienst ihres Wirkens darzuthun, sich immer mehr ihrer Machtgeber zu bemächtigen.—

Doch, Excellenz! wozu im Detail eine Zeit schildern, die zu vergessen keine deutsche Regierung, auch die nicht, welche durch Ihre Ministerführung bezeichnet ist, uns bisher gerechte Veranlassung gegeben? —

Verwandelt sich ja die ganze Geschichte unsres Vaterlandes seit dem Jahre 1819 zu einer Geschichte der Polizei! Der Kampf deutscher Intelligenz gegen Alles, was den Geist in Fesseln schlägt, galt im Grunde nur jener finistren Macht; jeder politische Fortschritt, jeder moralische Sieg des deutschen Volkes mußte derselben abgerungen werden, und blieb doch stets durch sie in Frage gestellt. Denn der Staat selbst war Polizei geworden! —

Enthält die Registratur des Bundestagspalais in Frankfurt a/M. auch nur ein einziges wichtiges Actenstück, das ihm seit dem Beginn seiner Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag eine andere Bedeutung geben könnte, als die der obersten Polizeibehörde der gegen ihr Volk conföderirten oder verschwornen Fürsten Deutschlands? Welche Thätigkeit hat je unsere deutsche Diplomatie entwickelt, die in eben dem Maße dem Vaterlande zu Nutz und Frommen gereicht hätte, als die zur Handhabung der Gesinnungspolizei vereinbarten Karlsbader Beschlüsse Schande und Unglück über Deutschland gebracht haben? — „Nicht ohne Schaudern, und jetzt, nach so vielen Jahren, bei freiem Rückblick, nicht ohne Erbarmen, sieht man die stumpfen, herzlosen

Diplomaten am traurigen Werk, der eignen Nation schmachvolle Fesseln anzulegen, und sieht sie im Dünkel und Wohlleben sich freuen und rühmen, alle Vortheile der Zwangsherrschaft auf ihrer Seite zu haben," sagt ein geistvoller Zeitgenosse von Metternich, Gentz, Adam Müller u. A., der, selbst Diplomat, sich eine glänzende Carriere durch nichts verderben konnte als durch das bei Diplomaten unerhörte Unglück, ein ehrlicher Mann zu sein; sagt Varnhagen von Ense*). — So ging es von oben die ganze sprossenreiche Stufenleiter der staatsamtlichen Hierarchie hinunter, und von unten wieder aufwärts. Das ganze Beamtenthum wurde zum Dienste des Polizeistaats dressirt, wo es sich etwa nicht mit zuvorkommender Gelehrigkeit selbst zur Disposition stellte. Das brutale „Zaruck!" des Gendarmen wurde das Motto Preußens und Deutschlands.

Die Volkserhebung vom Jahre 1848 war aller Orten in Deutschland ein bewaffneter Protest gegen den nicht mehr zu ertragenden Polizeistaat. In der Schule bitterer Erfahrungen war das deutsche Volk von seinem ziellosen platonischen Freiheitsdrange zum vollen Bewußtsein seiner politischen Lage genesen. Es hatte an seinem gemißhandelten Rechte — sein Recht; an der Erniedrigung Deutschlands — die Feinde von Deutschlands Größe erkannt; es war zu der Ueberzeugung durchgedrungen, daß es im Vaterlande nichts geben durfte, was nicht des Volkes ist. Die Revolution siegte. Der Polizeistaat war plötzlich verschwunden; deutsche Bürger konnten aus beschwornen Verfassungsurkunden ihre verbrieften Rechte lesen; als wäre es von einem Zauberstabe berührt worden, war Deutschland plötzlich so groß, wie sein patriotischer Sänger es in der

*) Vergl. Varnhagen's Nachwort zu „Tagebücher von Friedrich von Gentz." Leipzig 1861.

Vaterlandshymne lange, lange vergebens erfragt hatte, und Alles war des Volks worden — ſelbſt die Fürſten. —

Aber das Jahr 1848 hatte die alte Polizeiherrſchaft nicht vernichtet. Sie hatte die Flucht ergriffen vor der hellen Sonne des Märzes; ſie kam wieder in die Nebel des November gehüllt. War es einer ſolchen Macht zuzutrauen, daß ſie vor den Verfaſſungseiden Halt machen würde, welche die deutſchen Fürſten dem Volke geſchworen, wie die Revolution Halt gemacht hatte vor den Thronen der Fürſten? daß ſie neben oder über ſich ein Geſetz dulden würde, welches ihren Willen einſchränkte? — Das hieße ihr zumuthen, ihr eignes Weſen aufzugeben; ſich, wie ein Mandarin den Bauch aufzuſchlitzen, weil ſie durch die Revolution gekränkt worden. Nein, die Polizei war geblieben, was ſie geweſen. Sint ut sunt aut non sunt — lautet der bekannte Jeſuitenwahlſpruch. Und in der That gleicht die ſich enthüllende Wirkſamkeit der Polizei ſeit der Staatsrettung jenem dämoniſchen Syſtem, mit welchem der Jeſuitismus einſt Könige und Völker beherrſcht und demoraliſirt hat. Ja wir können das Gleichniß fallen laſſen, um von der Wirklichkeit zu ſprechen. —

Die Polizei war wiedergekommen, auf's innigſte verquickt mit der Reaction. Sie war Reaction geworden, d. h. nicht bureaukratiſche Reaction, im höhern Auftrage, ſondern reactionäre Partei, auf eigne Hand; — und die Reaction war Polizei geworden. Wir ſprechen von beiden, wenn wir von dem incarnirten Jeſuitismus der Reaction ſprechen.

Herr von Holtzendorf, der vor kurzem die Entdeckung gemacht hat, daß die Brüderſchaft des Rauhen Hauſes zu Hamburg eine proteſtantiſche mönchiſch jeſuitiſche Ordensverbindung ſei, hätte auch noch beweiſen können, daß dieſe eine Filiale jener weitverbreiteten und mächtigen Reactionsverbrüderung iſt, welche unermüdlich daran arbeitet, Preußen,

und nach ihm Deutſchland, zu einem einzigen großen Rauhen Hauſe umzugeſtalten. Wer die Moral dieſes Ordens an der Quelle kennen lernen will, der braucht bloß die caſuiſtiſchen Controvers- und Miſſionspredigten zu ſtudiren, mit welchen der Rundſchauer der Neuen Preußiſchen Zeitung unter dem Zeichen des Kreuzes (in hoc signo) die Gläubigen fanatiſirt. — Ueberall, aus bald ſalbungsvollen, bald cyniſchen Deductionen einer überdreiſten Sophiſtik, klingt uns als Grundton das jeſuitiſche: Haereticis non est servanda fides entgegen, d. h. der Rechtsboden vom Jahre 1848 muß durchlöchert werden; conſtitutionelle Eide haben keine bindende Kraft u. ſ. w.

Und iſt das Dogma vom „König von Gottes Gnaden“, für welches die neupreußiſche Polizeireaction voll ſchwärmeriſcher Hingebung nicht gerade ſich, aber ihre politiſchen Gegner mit Freuden todtſchlagen ließe, etwa weniger myſtiſch als das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, für welches der katholiſche Irrwahn mit Feuer und Schwert gekämpft? — Nur daß mit der eifrigen Vertheidigung ihres Dogma's unſere Kreuzzeitungs-Jeſuiten jeſuitiſcher ſind als diejenigen, welche, nach dem Ordensgelübde des heiligen Ignatius von Loyola, die fleckenloſe Reinheit der Jungfrau Maria gegen alle Welt zu vertheidigen auf ſich genommen. Das Wunder muß hier gar ſehr eigenſüchtige Mentalreſervationen decken. Sind die Dynaſten rein metaphyſiſche, ſich ſelbſt zur Verherrlichung, unmittelbar aus Gottes Gnade hervorgegangene Exiſtenzen, dann gehört ihnen auch, von Gottes wegen, das angeſtammte Land erbrechtlich zu als geheiligter Beſitz, als ein von Gott ihnen als Pathengeſchenk auf die Wiege gelegtes Landgut mit ſämmtlichen Unterthanen und ſonſtigem lebenden und todten Inventarium; ſo ungefähr wie das Rieſenkind die Ackersleute mit Pflug und Pferd angeſehn, die es vom Felde

Vaterlandshymne lange, lange vergebens erfragt hatte, und Alles war des Volks worden — ſelbſt die Fürſten. —

Aber das Jahr 1848 hatte die alte Polizeiherrſchaft nicht vernichtet. Sie hatte die Flucht ergriffen vor der hellen Sonne des Märzes; ſie kam wieder in die Nebel des November gehüllt. War es einer ſolchen Macht zuzutrauen, daß ſie vor den Verfaſſungseiden Halt machen würde, welche die deutſchen Fürſten dem Volke geſchworen, wie die Revolution Halt gemacht hatte vor den Thronen der Fürſten? daß ſie neben oder über ſich ein Geſetz dulden würde, welches ihren Willen einſchränkte? — Das hieße ihr zumuthen, ihr eignes Weſen aufzugeben; ſich, wie ein Mandarin den Bauch aufzuſchlitzen, weil ſie durch die Revolution gekränkt worden. Nein, die Polizei war geblieben, was ſie geweſen. Sint ut sunt aut non sunt — lautet der bekannte Jeſuitenwahlſpruch. Und in der That gleicht die ſich enthüllende Wirkſamkeit der Polizei ſeit der Staatsrettung jenem dämoniſchen Syſtem, mit welchem der Jeſuitismus einſt Könige und Völker beherrſcht und demoraliſirt hat. Ja wir können das Gleichniß fallen laſſen, um von der Wirklichkeit zu ſprechen. —

Die Polizei war wiedergekommen, auf's innigſte verquickt mit der Reaction. Sie war Reaction geworden, d. h. nicht bureaukratiſche Reaction, im höhern Auftrage, ſondern reactionäre Partei, auf eigne Hand; — und die Reaction war Polizei geworden. Wir ſprechen von beiden, wenn wir von dem incarnirten Jeſuitismus der Reaction ſprechen.

Herr von Holtzendorf, der vor kurzem die Entdeckung gemacht hat, daß die Brüderſchaft des Rauhen Hauſes zu Hamburg eine proteſtantiſche mönchiſch jeſuitiſche Ordensverbindung ſei, hätte auch noch beweiſen können, daß dieſe eine Filiale jener weitverbreiteten und mächtigen Reactionsverbrüderung iſt, welche unermüdlich daran arbeitet, Preußen,

und nach ihm Deutſchland, zu einem einzigen großen Rauhen Hauſe umzugeſtalten. Wer die Moral dieſes Ordens an der Quelle kennen lernen will, der braucht bloß die caſuiſtiſchen Controvers- und Miſſionspredigten zu ſtudiren, mit welchen der Rundſchauer der Neuen Preußiſchen Zeitung unter dem Zeichen des Kreuzes (in hoc signo) die Gläubigen fanatiſirt. — Ueberall, aus bald ſalbungsvollen, bald cyniſchen Deductionen einer überdreiſten Sophiſtik, klingt uns als Grundton das jeſuitiſche: Haereticis non est servanda fides entgegen, d. h. der Rechtsboden vom Jahre 1848 muß durchlöchert werden; conſtitutionelle Eide haben keine bindende Kraft u. ſ. w.

Und iſt das Dogma vom „König von Gottes Gnaden“, für welches die neupreußiſche Polizeireaction voll ſchwärmeriſcher Hingebung nicht gerade ſich, aber ihre politiſchen Gegner mit Freuden todtſchlagen ließe, etwa weniger myſtiſch als das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, für welches der katholiſche Irrwahn mit Feuer und Schwert gekämpft? — Nur daß mit der eifrigen Vertheidigung ihres Dogma's unſere Kreuzzeitungs-Jeſuiten jeſuitiſcher ſind als diejenigen, welche, nach dem Ordensgelübde des heiligen Ignatius von Loyola, die fleckenloſe Reinheit der Jungfrau Maria gegen alle Welt zu vertheidigen auf ſich genommen. Das Wunder muß hier gar ſehr eigenſüchtige Mentalreſervationen decken. Sind die Dynaſten rein metaphyſiſche, ſich ſelbſt zur Verherrlichung, unmittelbar aus Gottes Gnade hervorgegangene Exiſtenzen, dann gehört ihnen auch, von Gottes wegen, das angeſtammte Land erbrechtlich zu als geheiligter Beſitz, als ein von Gott ihnen als Pathengeſchenk auf die Wiege gelegtes Landgut mit ſämmtlichen Unterthanen und ſonſtigem lebenden und todten Inventarium; ſo ungefähr wie das Rieſenkind die Ackersleute mit Pflug und Pferd angeſehn, die es vom Felde

aufgenommen und in seiner Schürze als Spielwerk mit nach Hause getragen. Sie selbst, Excellenz, scheinen in dem Momente, in welchem sie den Tractat gegengezeichnet, der preußisches Land und Leute dem Fürsten von Wied als Eigenthum überlieferte, Preußen aus dieser nicht gerade constitutionellen Riesenperspective angesehen zu haben. — So ansteckend ist ein mystisches Dogma selbst für Leute, die nicht daran glauben, ja, die wie Ew. Excellenz, nicht daran glauben dürfen.

Muß aber nicht auch an diesem göttlichen Vorrechte des Königthums von Gottes Gnaden Alles einen Antheil haben, was auch seinen göttlichen Ursprung daraus beweisen könnte, daß es keine lebendige Wurzel in dem ruchlosen Boden unserer Zeit zu schlagen vermag — feudale Institutionen und Menschen? Nicht ohne Grund und eben so wenig für menschliche Anschauungen zu fassen, predigt daher die Kreuzzeitung auch von Obrigkeiten, die von Gott sind und von „Gottes Zucht und Ordnung", wozu natürlich nicht die constitutionelle Obrigkeit, nicht verfassungsgemäße Zucht und Ordnung gehören, von denen der unconstitutionelle Gott nichts wissen will. Darum auch schwärmen märkische und hinterpommersche Junker, die sonst wenig Anlage zur Schwärmerei haben, ganz besonders für das Mysterium von der Gottes Gnade, das auch sie einst wieder mit der verlornen Herrlichkeit ihrer angebornen feudalen Rechte bekleiden wird. Und, Excellenz, es gibt Junker, die nicht gering von dieser feudalen Herrlichkeit denken. Es liegt gewiß den edlen Abkömmlingen derer von — itz, plitz, — schitz — witz ꝛc. der Gedanke gar nicht so sehr fern, daß ihre Ahnherren, die gestrengen Ritter vom Stegreif, schon Jahrhunderte hindurch an den Landstraßen wandernde Kaufleute überfallen und ausgeplündert haben, bevor die Markgrafschaft Brandenburg die Burggrafen von Nürnberg kennen zu lernen die Ehre gehabt. Ich könnte Ew. Excel-

lenz Leitartikel der Kreuzzeitung nachweiſen, in denen, mit tiefſter Devotion, ganz leiſe darauf hingedeutet wurde, daß es in Preußen einen ältern Adel gibt, als den ſeiner Könige. —

Natürlich, daß die reactionäre Geſinnungs- und Tendenzpolizei mit einem an den Fanatismus der Inquiſitionstribunale erinnernden Eifer Alles verfolgte, was ſich des conſtitutionellen Widerſtrebens gegen das Dogma des Königthums von Gottes Gnaden ſchuldig oder des ketzeriſchen Abfalls von demſelben verdächtig gemacht. Natürlich auch, daß Polizei und Reaction in der Anwendung ihrer Mittel eben ſo wenig gewiſſenhaft und ekel waren als der katholiſche Jeſuitismus zur Erreichung ſeiner Zwecke es je geweſen. Man ſcheute vor keiner Gewaltthat, vor keiner Schandthat, mochte ſie auch noch ſo cyniſch ſein. Die Ordnung der Dinge hatte ſich umgekehrt. Friedliche Leute wurden von Polizeihäſchern gemißhandelt, ehrenhafte Männer unter die Ueberwachung von Obſervaten geſtellt. Reichte doch — man kann dem unglücklichen Wortſpiele kaum aus dem Wege gehen — die Loyalität unſerer Loyolen ſo weit, ſelbſt den Thronfolger Preußens, wegen ſeiner des Conſtitutionalismus verdächtigen Geſinnungen, unter die Aufſicht eines vielfältig beſtraften Zuchthäuslers zu ſtellen! (Prinz v. Preußen, General v. Gerlach, Regierungspräſident Peters, Emil Lindenberg!) Man kann nie genug und nie mehr als jetzt an dieſe allbekannte Thatſache erinnern. — Die Reactionspolizei verkündete eine indulgentia plena Allen, die ihr mit Eifer dienten; ſie theilte Ablaßzettel aus für begangene und noch zu begehende Sünden. Die Beamtenfelonie, welche die neueſte Gegenwart zu enthüllen angefangen, was iſt ſie anders, als eine Folge jenes Syſtems? — Der Zweck heiligte — Patzke. — Es gibt keine Sphäre des bürgerlichen wie des ſtaatlichen Lebens, die nicht von der Reactionspolizei beherrſcht und beeinflußt geweſen wäre; die niedrigſte, wie die höchſte und

allerhöchſte. Der Polizeipräſident, welcher vor dem conſtitutionellen Miniſter Zutritt zum Könige hat, um ihm Vorträge über öffentliche Zuſtände zu halten, erinnert er nicht an jene königlichen Beichtiger, deren Beruf es war, den Königen die Freiheit gerechter Entſchließungen zu rauben, damit Niemand herrſche als der herrſchſüchtige Prieſter? —

In Nichts aber dürfte Abſicht wie Wirkung der Reaction ſich bedeutungsvoller charakteriſiren als in der Stellung, welche ſie der Armee zum Volke zu geben, oder richtiger, in welche ſie die Armee gegen das Volk zu drängen gewußt. Keine Inſtitution des preußiſchen Staats ſollte mehr der Ausdruck des preußiſchen Volksgeiſtes, keine inniger mit volksthümlichen Sympathieen verwachſen ſein als die Armee. Sie iſt Blut vom Blute des Volks. Denn in ſtetiger Ergänzung aus dem Volke heraus trägt ſie noch immer lebendig die Tradition jenes Volksheeres, welches die bei Jena verlorne Waffenehre Preußens glorreich wieder herſtellte. Die Söhne haben die Stellen ausgefüllt, in denen einſt ihre Väter geblutet. Aber auch mit dem Schweiße ſeines Angeſichts hat das preußiſche Volk von damals bis heute dieſe Armee zu erhalten gehabt. Beſſere Rechner als ich dürften im Stande ſein, die gigantiſchen Millionenſummen in ihren ſteigenden Zinſen zu berechnen, welche, während eines nunmehr faſt 50jährigen Friedens, das preußiſche Volk in klingenden Budgetſteuern und in der dem Erwerbe entzognen Arbeitskraft für ſein Heer aufzubringen gehabt. Aber Excellenz werden mir beipflichten, daß es nicht zu kühn iſt, wenn ich behaupte, daß dieſe Kraft und Summen auf die Beförderung des Nationalwohlſtandes verwendet, Preußen zu dem blühendſten Lande Europas, ja der Welt hätten machen müſſen. Ob es nöthig war, Preußens Bürgern während dieſer langen Friedenszeit ſo enorme Opfer aufzuerlegen, das zu unterſuchen iſt hier meine Sache

nicht. Aber war es nöthig, dieſe Armee ihrem geſchichtlichen Urſprunge zu entfremden, ſie zur Verläugnung ihres lebendigen, organiſchen Zuſammenhanges mit der politiſchen Entwicklung Preußens zu zwingen? Mit der von der Reaction dictirten Beſtimmung, daß die Armee der Pflicht enthoben oder es ihr nicht geſtattet ſei, den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten, iſt eine tiefe, nicht zu überbrückende Kluft zwiſchen dem Heere und dem Volke Preußens geriſſen worden. Wer noch zweifeln kann, daß die Reaction die Verfaſſung nicht will, dem ſagt es dieſe Maßregel. Denn was iſt wohl natürlicher, als daß gerade, vor allen andern Inſtitutionen des Staates, die Macht, welcher die Führung von Wehr und Waffe anvertraut iſt, gelobt, das oberſte Geſetz des Staates, durch welches König und Volk gegenſeitig ihre Rechte feſtgeſtellt haben, heilig zu halten, es zu ſchützen gegen innere und äußere Feinde? —

Und mit welchen kläglichen Sophismen vertheidigt die Reaction dieſe Maßregel! —

Die militäriſche Disciplin, ſagt ſie, fordert, daß der Soldat ſich keiner andern Pflicht bewußt ſei, als der des unbedingten Gehorſams gegen ſeine Vorgeſetzten. — Aber iſt denn die preußiſche Armee eine Horde zuſammengelaufener Soldknechte, die nur mit der eiſernen Ruthe der Disciplin zu regieren ſind? — Würde der Soldat doch in der Verfaſſung das Geſetz beſchwören, das Treue und Gehorſam von ihm fordert; handelt ja die Verfaſſung ſelbſt von den Pflichten des Soldaten und ſeinen Rechten! (Art. 38 und 39.) — Oder meint Ihr, daß es Gefahr bringe, dem preußiſchen Soldaten die Ehre des ſelbſtbewußten Gehorſams zu gönnen, ihm das Nachdenken über ſeine Pflichten und Rechte zu geſtatten, warum fordert Ihr dann von ihm, daß er feierlich ein noch heiligeres Geſetz als die Verfaſſung beſchwöre, das ſeinen Gehorſam in Gewiſſensconflicte mit

dem Gebote Gottes bringt? Warum fürchtet Ihr nicht, daß der Soldat Meuterei aus dem Katechismus und der Bibel lese, die Ihr ihm in die Hände gebt, an die Ihr ihn so oft mahnt? Stimmt etwa das Gebot: „Du sollst nicht tödten," oder das Gebot Christi: „Liebet eure Feinde" oder das apostolische: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" mit den Geboten der Kriegsartikel überein? Könnte nicht das feierliche Liebesmahl, zu dem Ihr die Soldaten regimenterweise in die Garnisonskirchen commandirt, Scrupel bei diesen erregen gegen die Heiligkeit der Lehre vom Zündnadelgewehre und vom Bajonettfechten? — Und wir fragen, beweisen nicht die Artikel, mit denen die Presse der Reaction unausgesetzt die Armee haranguirt; ihre schlecht verhehlten Hoffnungen und Erwartungen, die sie von der reactionären Parteigesinnung derer hegt, welche „des Königs Rock" tragen; der Eifer, den sie in der Beschönigung von Militärexcessen entwickelt, die gerade in letzter Zeit, als sollten sie ausdrücklich die „neue Aera" illustriren, mehr und empörender als je vorgekommen, — zeigt das nicht Alles, die Reaction wolle keineswegs, daß der Soldat keine Meinung habe, sondern, daß er nur eine Meinung habe?

Aber die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung ist überflüssig, da ja der König in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr die Verfassung für die Armee beschworen hat — sagt die Reaction, so oft über die Vereidigung des Heeres in den Kammern und der Presse debattirt wird. — Es gibt kaum einen plumperen, sophistischeren Voltenschlag, um die Verfassungsgarantieen dem preußischen Volke unter den Händen fort zu escamotiren. Wäre der constitutionelle König — was die Verfassung nicht sagt — der Herr, der absolute Inhaber oder Eigenthümer des Heeres, wie der absolute König es gewesen — wäre das Heer die Heerde

des Königs, ſo wäre jenes Argument ebenſo richtig als überflüſſig; aber Artikel 46 lautet: „Der König führt den Oberbefehl über das Heer," d. h. er iſt der erſte Offizier, der erſte General der Armee. Preußen hat aber auch ein Beamtenheer, das in hierarchiſchen Abſtufungen ſein Oberhaupt, ſeine Spitze zuletzt in dem Könige findet. Dennoch müſſen alle Beamten der Juſtiz wie der Adminiſtration, der Schule wie der Kirche, vom höchſten bis zum niedrigſten, der Verfaſſung ſchwören und das mit Fug und Recht, denn kein Hochgeſtellter vermag das Gewiſſen ſeiner Untergebnen auf ſeinen Amtseid zu nehmen. Hätte es wirklich einen Sinn, daß der König, als der höchſte Vorgeſetzte des Heeres, den Verfaſſungseid für jeden Einzelnen im Heere ſchwört, warum ſollte es dann widerſinnig ſein, wenn man dem Könige zumuthete, auch den Fahneneid für die ganze Armee zu leiſten? —

Wie wenig ſich thatſächlich die Armee durch dieſen vom Könige geleiſteten Verfaſſungseid gebunden fühlt, geht ſchon daraus hervor, daß Offiziere des preußiſchen Heeres eigenmächtig ihren Untergebenen die freie Ausübung ihres religiöſen Bekenntniſſes verbieten und ſo ſich erlauben dürfen, anderer Meinung zu ſein als die Verfaſſungsurkunde, welche ihr höchſter Kriegsherr feierlichſt beſchworen. Aber dieſes Manöver, zwiſchen König und Verfaſſung ein inconſtitutionelles Heer zu drängen, iſt zugleich ein wahnwitziger Frevel am Könige ſelbſt. Denn indem es dem Könige mit dem Heere ein willenloſes Werkzeug in die Hand ſpielt, welches ſtark genug iſt, das Recht des Landes wieder dem Gelüſte unbeſchränkter Alleinherrſchaft zu unterwerfen, ſetzt es das Gewiſſen des Staatsoberhauptes der gefährlichſten aller menſchlichen Verſuchungen aus*); ſäet und erhält es Mißtrauen

*) The abuse of greatness is, when it disjoins
Remorse from power — — —
Shakespeare, Julius Caesar.

trauen zwiſchen Fürſt und Volk; erniedrigt es die Stellung des Fürſten zu den Zwecken einer herrſchſüchtigen Partei. Denn thatſächlich ſetzt die Reaction ſich ſelbſt durch den Fürſten in den Beſitz des Heeres, das für ſie, trotz aller hochtrabenden Ehrenphraſen, nichts bedeutet als die Gendarmen, die Polizeiſoldaten des Polizeiſtaats. Ohne es zu wiſſen, ohne es zu wollen, hat das Heer mit Gewehr beim Fuß, im friedlichen Dienſt der Wachtparaden, während einer langen Friedenszeit, die Schlachten des Polizeiſtaats geſchlagen gegen den Rechtsſtaat. Die phyſiſche Bedeutung der Bajonette genügte der Reaction. Das Heer war für ſie eine Figur auf dem Schachbrette des Staates. Sie brauchte es bloß zu ziehen und in ſeiner Stellung beharren zu laſſen, um die politiſche Entwicklung Preußens, Decennien hindurch, im Schach zu halten. — Auch die kurzen kriegeriſchen Epiſoden nach 1848 wurden von der Reaction beherrſcht. In ihrem Intereſſe allein wurde der Waffenſtillſtand von Malmö geſchloſſen und die Schlacht bei Bronzell geſchlagen. Den conſtitutionellen König wieder für den Polizeiſtaat zu erobern, das iſt die Aufgabe, welche ſeitens der Reaction der Armee ſo lange zugetheilt bleiben wird, bis die vereidigte Armee auf dem Boden der Verfaſſung ſteht.

Excellenz! Man könnte faſt eine Art von Bewunderung vor dem feinen Kopf empfinden, der den preußiſchen Polizeiſtaat oder die Reaction in ein ſolches, anſcheinend ſinnreich durchdachtes Syſtem zu faſſen gewußt — wenn ein ſolcher Kopf nur zu finden wäre. Aber das iſt eben das Beſchämende für die Geſchichte Preußens, daß dieſes in ſeinen Wirkungen und demoraliſirenden Einflüſſen der Allmacht des ausgebildeten Jeſuitismus gleichkommende Syſtem nicht aus dem Genie eines Ignaz von Loyola hervorgegangen iſt — es iſt die Schöpfung der plumpen Gewaltthat. Preußen erlag nicht dem Witze eines

Dämons, der mit seinen Lügenkünsten die Vernunft argloser Völker berückt. Preußen hatte nicht aufgehört, der Staat der Intelligenz zu sein. Die Reaction hat in ganz Preußen, in ganz Deutschland keine Ueberzeugung erschüttert; Niemand glaubt weniger als die Kreuzzeitung, daß sie mit ihren Kapuzinaden auch nur einen einzigen Convertiten gemacht hätte oder machen könnte. Nein, die Reaction konnte Preußen beherrschen — weil die Ueberzeugung keinen Charakter hatte, weil das Recht sich gar zu willig hat Gewalt anthun lassen. Es kann nicht wegen stuprum violentum klagbar werden.

Welches Vertrauen kann eine „neue Aera" einflößen, die aus solchen Zuständen hervorgegangen? —

Doch habe ich vielleicht unsere Zustände nur Grau in Grau gemalt, weil ich auf meiner Palette keine heitereren Farben vorgefunden? — Sollte ich die bedeutungsvollen Anzeichen des wiedererstandenen Rechtes über die Widerwärtigkeit meines Themas übersehen haben? Man weist auf den Sieg hin, den die gute constitutionelle Sache in der Huldigungsangelegenheit davon getragen und, wie die Zeitungen erzählen, ganz besonders durch Ew. Excellenz eifrigste Mithülfe. Allein, Nichts gerade scheint mir ein bedenklicheres Zeugniß für die Rechtsgarantieen abzugeben, welche die neue Aera bietet, als daß seit vielen Wochen in erbitterten Controversen der Tagespresse und im Schooße des Ministeriums eine Frage debattirt werden konnte, die gar keine Frage ist, keine Frage sein darf — daß das Selbstverständliche als ein Sieg der guten Sache begrüßt werden konnte. — Ein Huldigungseid, nach alter Weise von Ständen dem Könige geleistet, hätte Nichts weniger gesagt, als daß die „Verfassungsurkunde für den preußischen Staat, nebst allerhöchster Botschaft vom 31. Januar 1850. Gedruckt zu Berlin in der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuch-

druckerei" nur ein einziger Druckfehler geweſen wäre. Iſt es etwa ein Triumph der geſunden Vernunft, wenn nach langen und heißen Kämpfen der Behauptung gegenüber, daß $2 \times 2 = 5$ iſt, die gute Sache des Einmaleins Recht behält? Nein, man müßte es als einen Sieg des Unſinns beklagen, daß ein ſolcher Kampf auch nur möglich geweſen. Und hier hatten wir es nicht bloß mit Sinn und Unſinn, ſondern mit Recht oder Unrecht zu thun. Und deutet die Siegesfreude nicht darauf hin, wie leicht beim nächſten ähnlichen Kampfe der Sieg ſich für die Sache des Unſinns und des Unrechtes entſcheiden könnte? — Oder ſollen wir vielleicht Erhebung aus der officiellen moraliſchen Entrüſtung ſchöpfen, mit welcher Herr von Schleinitz in der Macdonald-Affaire gegen die beleidigenden Noten Lord Palmerſton's aufgetreten iſt? — Excellenz! Auch dieſe Angelegenheit iſt leider, bei Licht beſehen, weniger dazu angethan, in der Bruſt des Preußen ein Gefühl patriotiſcher Genugthuung zu erwecken, als das des Neides über die bevorzugte Stellung, deren ſich Ihrer Majeſtät von Großbritannien Unterthanen auf deutſchem Grund und Boden vor deutſchen Bürgern zu erfreuen haben. Welche Anſtrengung hat nicht die preußiſche Regierung gemacht oder machen müſſen, um zu beweiſen, daß preußiſche Behörden berechtigt waren, einen Engländer, der ſich in Preußen geſetzwidrig benommen hatte, nach preußiſchem Geſetze zu ſtrafen! Disciplinar-Unterſuchungen gegen die betheiligt geweſenen Beamten werden eingeleitet, Zeugenverhöre in Maſſe angeſtrengt, Staatsanwälte vernommen, neue Actenſtücke angelegt; unſere ganze Tagespreſſe rückt, commandirt und freiwillig, wie zu einem heiligen Kriege, in's Feld gegen die Schmähartikel der engliſchen Preſſe; die zwiſchen Lord Palmerſton und Herrn v. Schleinitz gewechſelten Noten werden immer fulminanter, man ſteht faſt vor einem Bruche mit England, und das Alles, weil Herr Mac-

Donald wegen flegelhaften Benehmens eine Nacht in einem preußischen Polizeigefängnisse zugebracht. — Was aber ist Seitens unserer Regierung in den unzähligen und flagranten Fällen geschehen, in denen preußische Bürger Gerechtigkeit und Hülfe gegen frivole Gewaltthaten suchten, die ihnen von vaterländischen Polizeibehörden angethan worden? Welchen Schutz, welche Genugthuung haben sie gefunden? Wurden Untersuchungen eingeleitet, Acten aufgenommen, Disciplinarstrafen verhängt? Oder wurde den Klagenden bewiesen, daß ihnen nach den Gesetzen Recht geschehen sei? — Excellenz! Sie werden es mir gewiß gern erlassen, Ihnen thatsächlich den Beweis zu führen, daß preußische Bürger ohne Zahl blos ihrer mißliebigen Gesinnungen wegen, jeder amtlichen Willkür Preis gegeben waren, amtlich gemißhandelt werden durften. Sie werden wissen, was jeder Preuße weiß. — Aber fragen möchte ich, hat in Preußen blos der Minister des Auswärtigen die Handhabung von Gesetz und Recht zu überwachen, damit keinem reisenden Engländer ein Unrecht geschieht? — Glauben Sie, Excellenz, weder die englische Presse noch das englische Ministerium würden es gewagt haben, in der Macdonald-Angelegenheit so hochfahrend gegen Preußen aufzutreten, wenn nicht Ausländer, unter dem Schutze ihres Vaterlandes, prätendiren dürften, von deutschen Behörden nicht so behandelt zu werden, wie deutsche Bürger in Deutschland es schweigend erdulden müssen. Die enthusiastische Acclamation, mit welcher das Abgeordnetenhaus der Erklärung des Herrn v. Schleinitz gegen die Note Palmerston's die Weihe ertheilt hat, war nichts als Phrase, nichts als das hohle Pathos der eigenen Thatenlosigkeit. Nicht anders war es mit jenem declamatorischen Aufschrei der Entrüstung, mit welchem das „hohe Haus" den Ordnungsruf adoptirte, den Herr Simson dem polnischen Abgeordneten von Niegolowski, wegen dessen

Aeußerung: „Wenn man uns das Recht verweigert, drückt man uns den Revolver in die Hand!“ ertheilt hatte. Es war den Herren Abgeordneten bisher selten so gut geboten worden, sich Angesichts des Landes so loyal erhitzen zu können. Aber wozu der Lärm? Verdiente Herr v. Niegolowski wegen seiner Aeußerung einen Ordnungsruf, so war solcher lediglich von Seiten seiner Partei motivirt. Denn drohte er mit einer That, zu welcher die national polnische Partei sich entschließen könnte, so war das ein politischer Fehler; war seine Drohung der Einfall seines eigenen Kopfes, so war es eine Renommage. Das Abgeordnetenhaus aber hatte allen Grund mit solcher, immer männlichen Offenheit, im vaterländisch-deutschen Interesse, zufrieden zu sein. Hielt man es aber für ein ruchloses Attentat, auch nur das bloße Wort „Revolver“ als Drohung einer Versammlung auf die Brust zu setzen, so möchten wir fragen, ob es nicht eine weit größere Ruchlosigkeit ist, die Vertreter politischer Meinungen, Publicisten oder Abgeordnete, vor die Mündung einer Pistole zu fordern, um sie statt mit Gründen, mit Pulver und Blei zu widerlegen, wie solches vor unsern Augen oft genug in letzter Zeit geschehen ist? Wir haben bis heute von den Vertretern des Landes keinen Schrei der Entrüstung, keinen Protest gegen solchen Frevel gehört, eben so wenig den Ordnungsruf derer, welche die öffentliche Ordnung zu handhaben berufen sind. Der Codex des Junkerthums, welcher das Duell gebietet, ist eben stärker als das Landesgesetz, welches das Duell verpönt; stärker als die gesunde Vernunft, welche das Duell für einen Wahnwitz, stärker als die Moral, welche es für einen Frevel erklärt; stärker als das Gebot dessen, den der Feudalismus zerknirscht aus dem Staube Herr! Herr! anruft. — Es ist die Demoralisation des Polizeistaats, die des Gesetzes spotten, Vernunft und Sitte, als den Aberglauben der Plebejer, verachten darf; die

elbſt den Gott, von deſſen Gnade die Könige ſind, unter den Ehrenrath geſtellt hat.

Excellenz! Das iſt die Signatur der „neuen Aera.“ — Wir ſuchen vergebens nach größern Haupt- und Staatsactionen in den Berliner Blaubüchern, in den Zeitungen, in den ſtenographiſchen Berichten.

Die Philiſter aber ſind guter Dinge. Sie freuen ſich des hübſchen Sterns zum rothen Adlerorden, mit dem suum cuique darauf, mit welchem das officiöſe miniſterielle Organ dem Landwehrkreuze der Kreuzzeitung ein Paroli bietet. Sie klopfen beſtändig an dem Barometer herum und freuen ſich der gnädigen Laune des Tages, wenn das Queckſilber um ein paar Linien ſteigt. Sie vergeſſen aber, daß wir in einer politiſchen Aequinoctialzeit leben, in der bekanntlich die Barometer niemals richtig zeigen. Keiner aber weiß, ob es die Herbſt- oder Frühlingsäquinoctien ſind. Sie ſelbſt wiſſen es nicht, Excellenz, der Sie nicht nur den Kalender, ſondern auch die Zeit zu machen berufen ſind. —

Excellenz! Warum iſt Preußen nicht ſo groß, als ſeine Widerſacher fürchten, daß es ſein könnte, wenn es ſich entſchlöſſe, groß zu ſein? Warum enthält das Berliner Blaubuch keine energiſche Note, wie die des Herrn v. Schleinitz an Palmerſton, gegen die Würzburger und die neuen deutſchen Rheinbundsfürſten, welche offen und beleidigend gegen Preußen intriguiren? Warum ſchläft noch immer der alte Barbaroſſa im Kyffhäuſer, trotz des Waffenlärmens, welches die große preußiſche Armee auf Paraden und Feldmanövern vollführt!

Das an Ihrem Miniſterium ſich enthüllende Preußen erſpart die Antwort. — —

Was kann helfen?

Es iſt traurig, es ſagen zu müſſen. Es giebt nicht wenige brave Patrioten, die es mit blutendem Herzen

aussprechen, ein zweiter Tag von Jena thue Preußen noth. —

Staaten aber, auf die der Pessimismus speculirt, haben ihr Geschick verdient. —

Der große Mann aber, der, wie auch die Geschicke Preußens sich gestalten mögen, früher oder später mit Preußen unser ganzes Deutschland zum Rechte und zur Freiheit erlösen wird, er lebt bereits, wenn auch unter dem Banne des Polizeistaats, der den kommenden Messias in ihm erkannt hat. Er wird gerade an dem Tage dasein, an welchem das preußische Volk da sein wird, wie ein Mann.

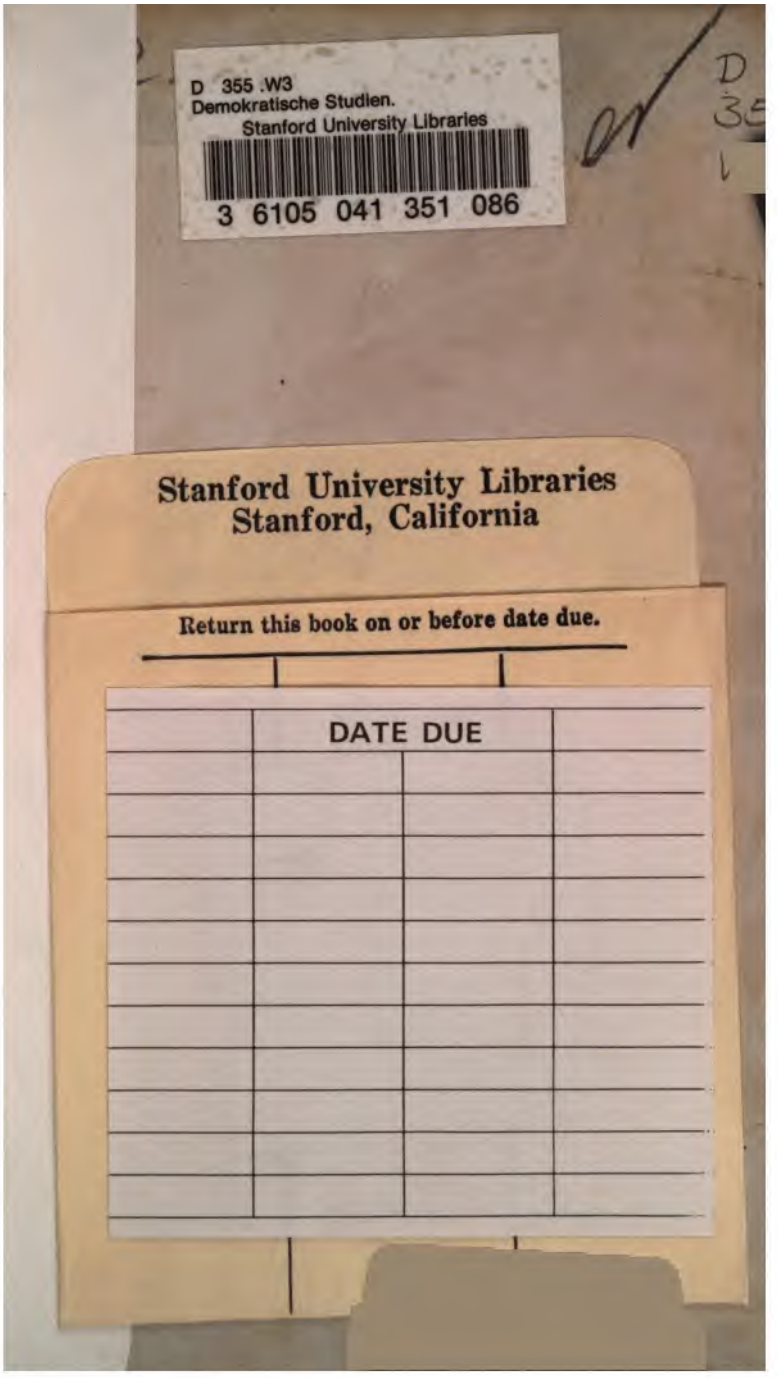
Bis dahin werden Deutschland und Preußen in Geduld verharren, wie ich die Ehre habe zu verharren als

Ew. Excellenz

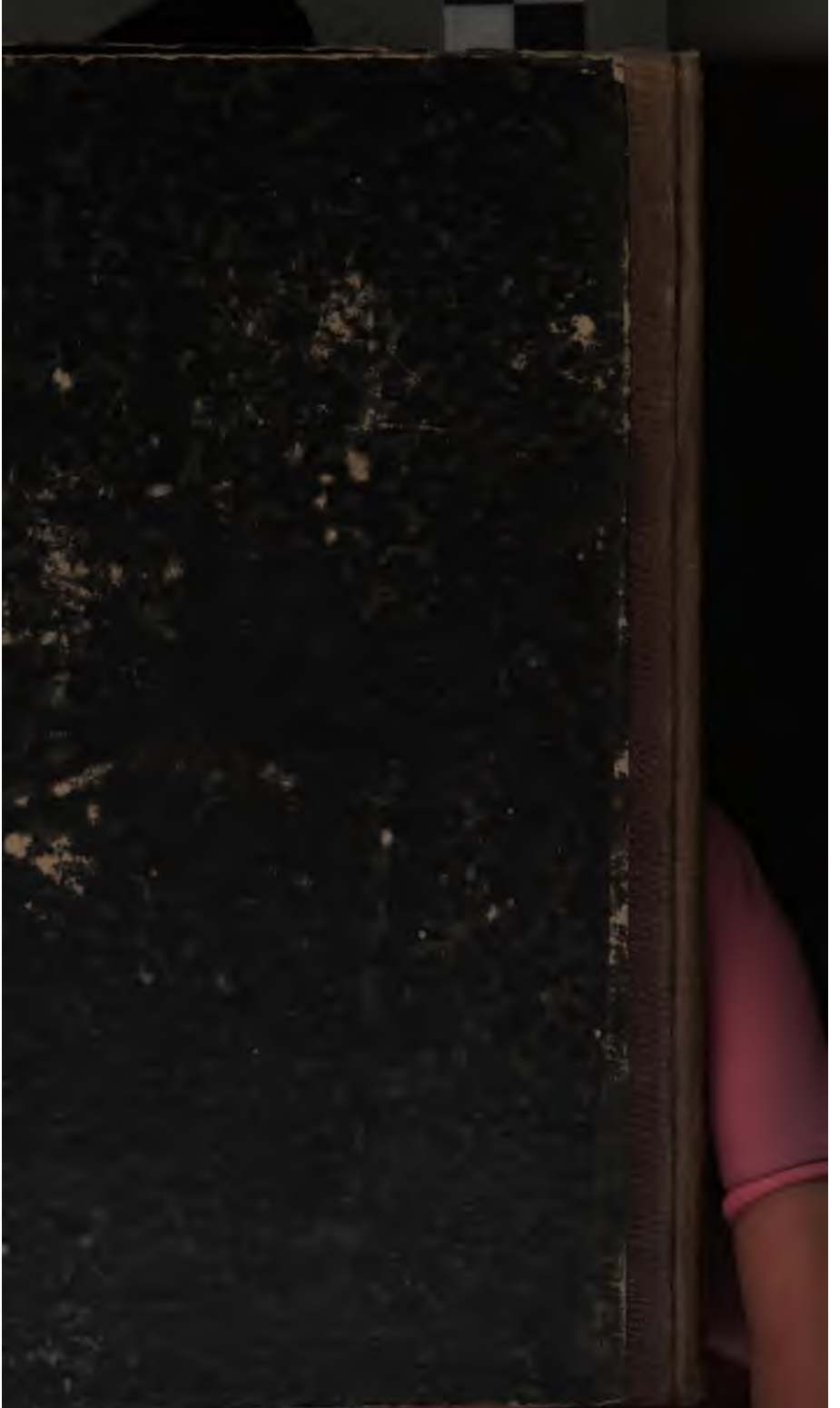
gehorsamster

Ostpreuße an der Elbe.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.


D 355 .W3
Demokratische Studien.
Stanford University Libraries
3 6105 041 351 086

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

DATE DUE